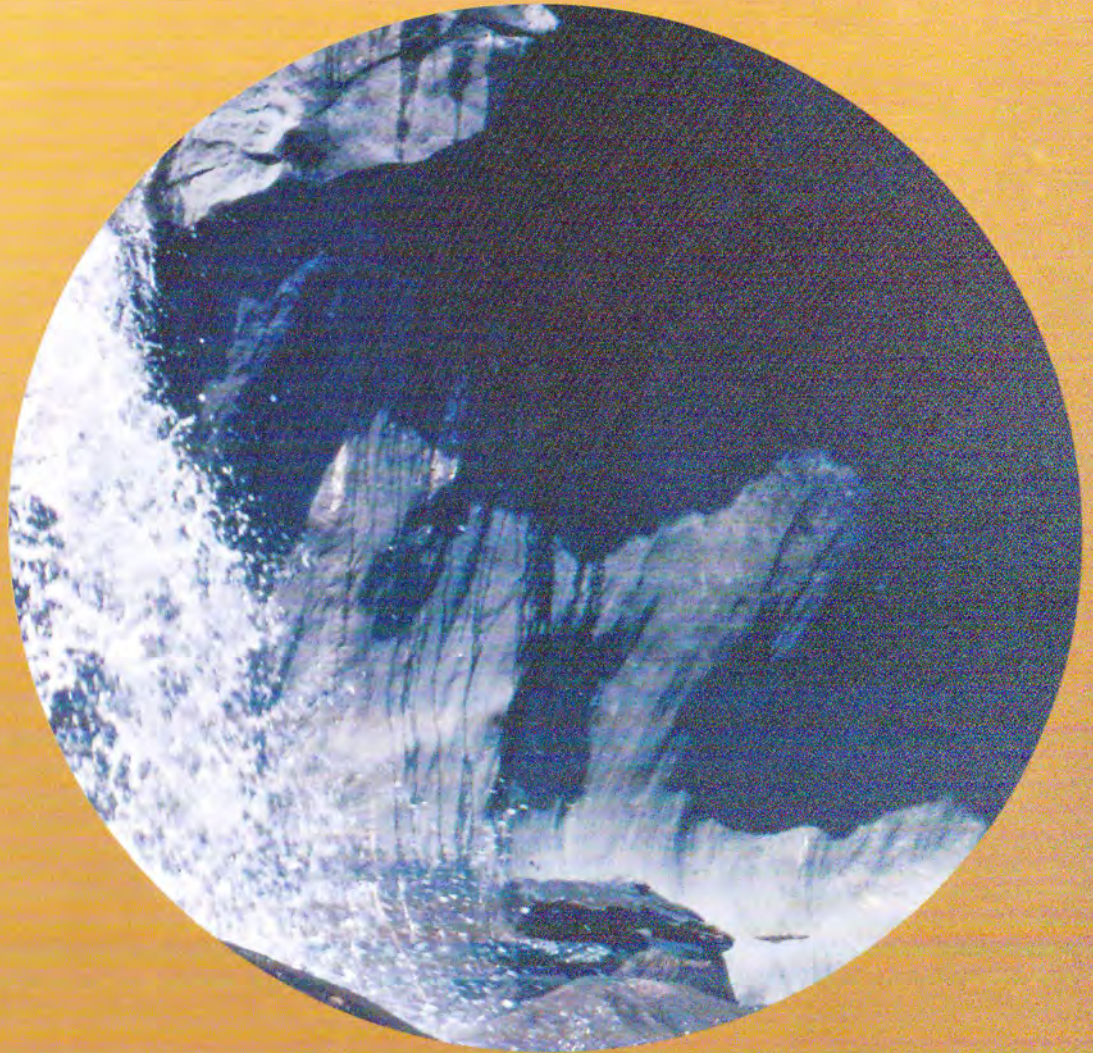


TIROL

an ISEL und DRAU



ARUNDA 65 Löwenzahn





TIROL

an Isel und Drau

eine Annäherung

ARUNDA 65
&
Loewenzahn

INHALT

Annäherung Seite 5

Kurzer geschichtlicher Überblick -
Herbert Hofer / Zeni Seite 7

Dort hinten irgendwo...was fangen
Südtiroler mit Osttirol an?
Florian Kronbichler Seite 12

Glaube, Politik und Natur
Hans Wielander Seite 16

Grenzfragen an der
Wasserscheide - von Tassilo
bis Tolomei
Ludwig W. Regele Seite 22

Mein Lienz vor den
sieben Bergen
Gottfried Rainer Seite 26

Das Municipium
Claudium Aguntum
Elisabeth Walde Seite 35

Die Georgskapelle von
St. Nikolaus -
Herbert Hofer / Zeni Seite 48

Die Grafen von Görz und
ihre Burgen im Pustertal
Meinrad Pizzinini Seite 56

Maria Schnee in Obermauern
P. Willibald Hopfgartner und
Hans Wielander Seite 64

Simon von Taisten und seine Fresken in Osttirol
Leo Andergassen Seite 69

Was ich aus Osttirol in mir trage...
P. Willibald Hopfgartner Seite 75

Osttirol und „seine“ Pustertalbahn
Martin Kofler Seite 80

Die Rettung des Dorfertaales...
ein persönlicher Erfahrungsbericht
Wolfgang Retter Seite 96

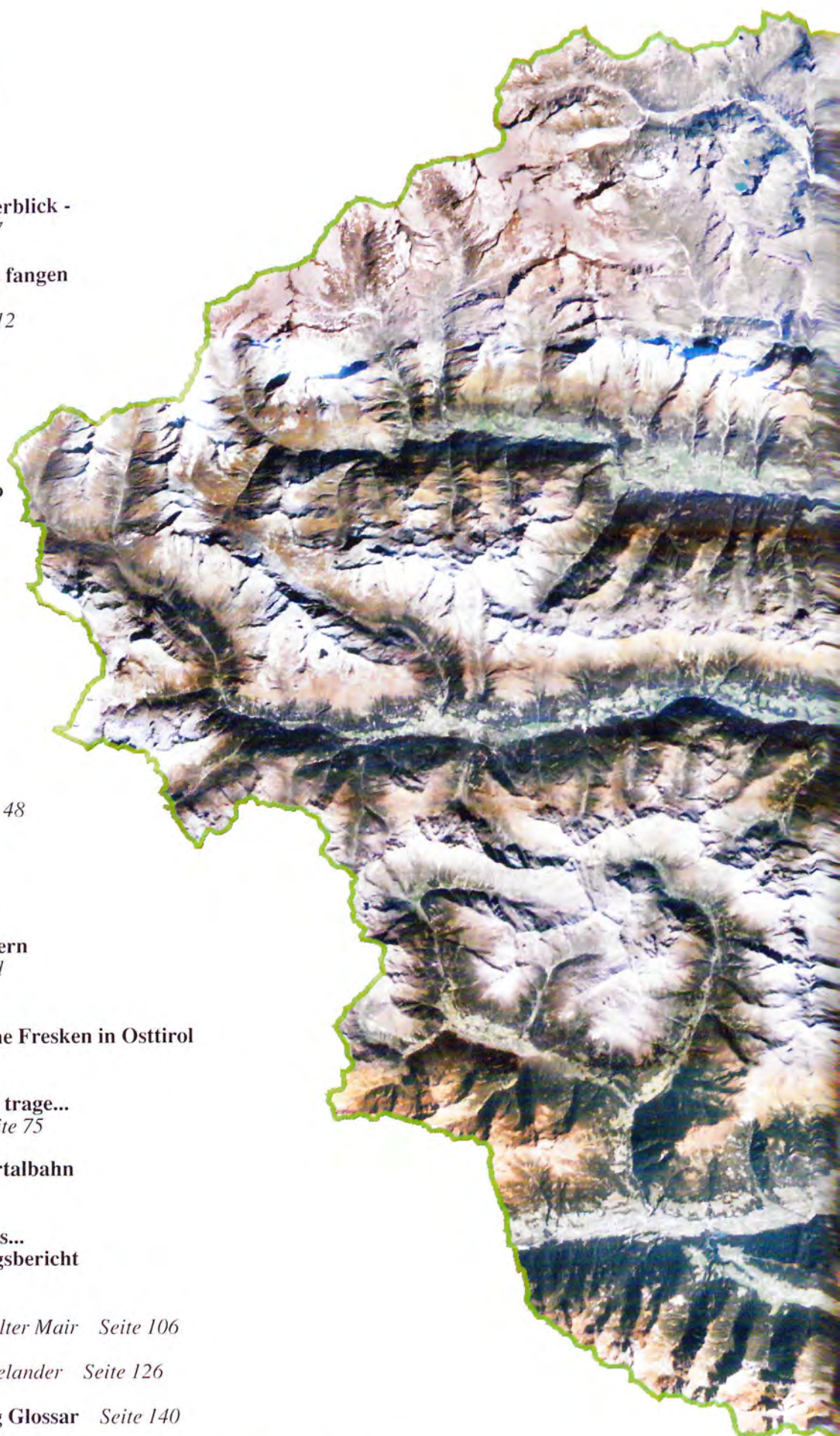
Die Bergwelt Osttirols *Walter Mair* Seite 106

Holz und Schnee *Hans Wielander* Seite 126


Dialektwörter - gleichzeitig Glossar Seite 140

Handreichung über die Grenze *Wolfgang Sebastian Baur* Seite 142
mit vier Klangbildern eines Textes *von Gertrud Patterer* Seite 144

Mundart und Name in Osttirol *Hubert Bergmann* Seite 146



Satellitenaufnahme von Osttirol TIRIS Innsbruck



Lochn taat i... Humoriges aus Osttirol
Taddäus Brugger Seite 152

Getreide und Brot
Heinz Kröll Seite 159

**Innervillgratten - Heimat
zwischen Tradition und Vision**
Wilfried Schwedler Seite 164

Die Osttiroler Landwirtschaft
Winfried Hofinger Seite 170

Osttirols Wirtschaft
Reinhart Lobenwein Seite 176

Wasser und Steine
Hans Wielander Seite 184

Lienzer Kaleidoskop
Herbert Nussbaumer Seite 192

Max Weiler in Strassen
Peter Unterweger Seite 200

Karl Hoffmann und Albin Egger-Lienz
Eleonora Bliem-Scolari Seite 208

**Zeitgenössisches Kunstschaffen in Osttirol:
Lois Salcher und Elfriede Skramovsky**
Rudolf Ingruber Seite 220

Einen Ort betreffend
Uwe Ladstädter Seite 230

Obertilliach und das Cadore *Wendelin Weingartner Seite 236*

Durchsicht *Hans Wielander Seite 240*

**Alpenvereinskarte mit Osttirol und dem
Südtiroler Pustertal (Jahr 1921)** *Seiten 244/245*

Bildnachweis Seite 246

Impressum Seite 247

Vorsatzblätter: vorn Venediger und hinten Großglockner,
Flugaufnahmen Tappeiner Lana

Annäherung

Mein Einstieg in die Probleme der Auswahl war von einem Grundgedanken geleitet, nämlich Osttirol nicht als isoliertes Gebiet zu betrachten, sondern als Teil eines größeren Zusammenhangs. Das hat auch zum Titel diese Bandes geführt: Tirol an Isel und Drau. Das klingt so wie Tirol an Etsch und Eisack oder Tirol am grünen Inn. Vor allem zeigt die Geschichte, dass dieses Gebiet nie so isoliert war, wie im 20. Jahrhundert, als sich mitten durch das Pustertal, das von Mühlbach bis nach Lienz reicht, eine Staatsgrenze dazwischenschob.

Gerade die Aufhebung der Behinderungen der Grenzen im vereinigten Europa sollten Anlaß sein, an diese frühere Gemeinschaft anzuknüpfen. Schon das von den Römern gegründete Municipium Aguntum umfasste das ganze Pustertal und so blieb es im wesentlichen bis nach dem ersten Weltkrieg. Die Görzer haben mit ihrem Hauptsitz in Lienz dieses Gebiet zu einer beachtlichen Blüte gebracht. Die Pustertalbahn hat es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur für die Wirtschaft, sondern auch für die „Sommerfrische“ der begüterten Städter erschlossen. Die Beziehungen zum nördlichen Salzburg waren allerdings immer durch die natürlichen Barrieren der Hohen Tauern beträchtlich erschwert. Erst 1967 wurde die Felbertauernstraße eröffnet. Die faszinierenden Berge, der Großglockner, der Großvenediger, der Hochschober, die Lienz Dolomiten oder der Karnische Kamm, um nur einige der wichtigsten zu nennen, bilden den Hintergrund der beeindruckenden Landschaft, und lassen nur wenig Raum für die bäuerliche Wirtschaft.

Aber gerade deshalb erscheinen die bewirtschafteten Flächen in besonders intensiver Weise kultiviert. Allerdings ist es hauptsächlich Viehwirtschaft, die die Bauern betreiben. Weithin bieten sich dem Auge Wiesen in einem charakteristischen intensiven Grün. In deren Mitte „hocken“ die Bauernhöfe, die nur im Erdgeschoss gemauert sind, deren Obergeschoss aus Lärchenholz gezimmert ist, das durch die Witterung verfärbt in dunklem Rotbraun leuchtet. Doch diese romantische Sicht muss ausgeglichen werden durch die Erkenntnis, dass dieses Landschaftsbild nicht auf „natürliche“ Weise erhalten bleiben wird.

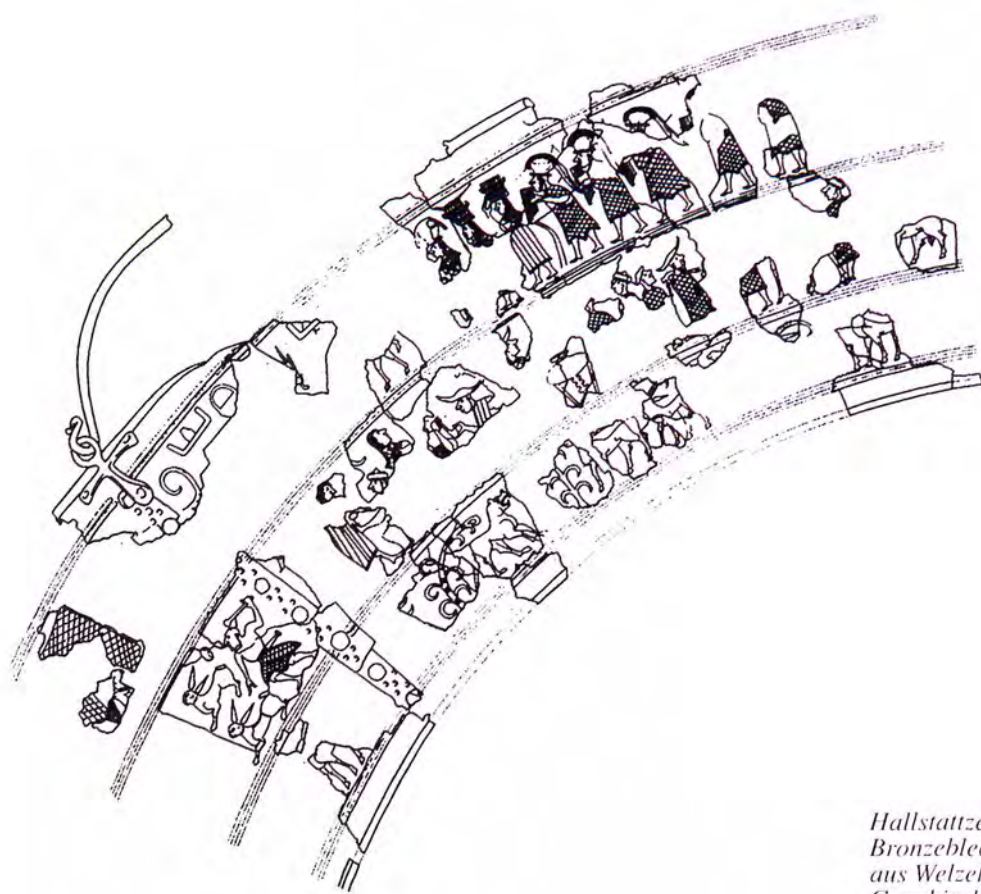
Wenn auch die Qualität der landwirtschaftlichen Produkte sehr hoch ist, so steht der Arbeitsaufwand in keinem Verhältnis zum Ertrag, denn der Markt nimmt darauf wenig Rücksicht. Die Mehrheit der Bauern kommt ohne einen Nebenberuf oder einem regelmäßigen Arbeitsverhältnis in einem Gewerbe nicht mehr aus. Und das kann nur zu Lasten der für die Landwirtschaft nötigen Zeit gehen. Die Veränderungen im Bauernstand sind tiefgreifend. Infolgedessen breiten sich – und das ist wichtig – in den Tälern Gewerbe und Industrien sowie Fremdenverkehrseinrichtungen immer mehr aus. Erfreulicherweise ist Osttirol von einer übermäßigen „Verwertung“ der Natur verschont geblieben. Ein Großprojekt der E-Wirtschaft in den 70-er Jahren wurde durch den Widerstand aus der Bevölkerung so lange hinausgezögert, bis auch wirtschaftliche Überlegungen die Einstellung nahegelegt haben. So wie die Natur in ihrer durch die Bauern kultivierten Form trotz vieler Gefährdungen noch in großem Umfang erhalten geblieben ist, so ist es auch mit dem Dialekt. Die Vielfalt der mundartlichen Färbungen ist erstaunlich und wer für die Musikalität und Prägnanz dieser Ausdrucksweise ein Gespür hat, kann sich daran auch heute noch erfreuen.

Und schließlich sind in diesem schönen Land auch hervorragende Kunstwerke geschaffen worden. Als eine besondere Perle ist das St. Nikolauskirchlein bei Matrei zu nennen mit seinem romanischen Grundbau und dem gotischen Aufbau und seinen kostbaren Fresken aus dem 13. Jahrhundert. Viele kleine gotische Kirchen sind sehenswert, so St. Johannes in Tessenberg, St. Jakob in Strassen, St. Korbinian in Tal und selbstverständlich die Marienkirche in Obermauern bei Virgen. Und die Burgen stehen als Zeugen einer bedeutenden Vergangenheit da, vor allen Schloß Bruck, Sitz der Görzer, das male- risch gelegene Heinfels, das über Matrei thronende Weißenstein, das versteckte Schloß Lengberg bei Nikolsdorf. Und die Maler. Weltbekannt sind Defregger und Egger-Lienz. Aber es gibt weniger bekannte und dennoch von hoher Qualität, z.B. Simon von Taisten in der Zeit der Spätgotik oder Karl Hofmann, ein Zeitgenosse von Egger-Lienz, oder Walchegger, der bis in die Zeit der abstrakten Malerei hinein wirkte. In neuester

Zeit haben eine große Zahl junger osttiroler Künstler sich erfolgreich durchgesetzt. Jede Auswahl ist eine Benachteiligung aller anderen, und doch soll sie gewagt werden, nicht als Qualitätskriterium, sondern lediglich als Beispiel.

Und so bleibt mir nur zu wünschen übrig, dass bei all jenen, die Osttirol nicht oder nur ganz flüchtig kennen, durch diesen Band Neugierde geweckt wird und dass auch Osttirolkenner Neues entdecken. Gelingt dies, so ist dafür den Autoren zu danken, die sich mit Hingabe in ihr Thema vertieft haben und zur Freude des Lesers, wie auch, so hoffe ich, zur eigenen Freude einige glänzende Kostbarkeiten dieses Landes herausgehoben haben.

*Herbert Hofer-Zeni
Wien/Hollbruck, Herbst 2004*



*Hallstattzeitlicher
Bronzebleicheimer
aus Welzelach.
Graphische
Rekonstruktion.*

Kurzer geschichtlicher Überblick

Funde deuten darauf hin, dass schon im 7./6. Jahrtausend v. Chr. das Gebiet von Jägern aufgesucht wurde. In der jüngeren Steinzeit (6.-3. Jahrtausend) beginnt hier der Ackerbau und die Viehzucht. Diesbezügliche Funde am Schlossberg in Lienz (Steinbeil aus Serpentin), am Lavanter Kirchbichl (spitze Henkelösen) in Breitegg, nördlich von Nussdorf (Leistentopffragmente) weisen auf neolithische Siedler hin.

In der frühen und mittleren Bronzezeit (ca. 2200-1300 v. Chr.) wird Kupfer in den Lagerstätten des oberen Iseltales abgebaut, das als wichtigster Anteil für die Herstellung von Bronze, sich bestens als Tauschobjekt eignete. Der Kupferabbau spielt in diesem Gebiet bis in die Römerzeit eine beherrschende Rolle.

In der späten Bronzezeit oder Urnenfeldzeit (ca. 13.-8. Jhd. v. Chr.) gehört der Raum Osttirol einer ziemlich einheitlich geprägten Kultur an, die man nach den Fundorten im Eisacktal Melauner- oder Laugener Kultur nennt und sich vom Alpen-Rheintal über Nord- und Südtirol bis ins Kärntner Drautal erstreckt.

Aus der älteren Eisenzeit (Hallstattzeit, ca. 8.-5. Jhd. v. Chr.) gibt es wenig Funde. Besonders interessant ist die Entdeckung von 56 Steinkistengräbern in Welzelach bei Virgen, in denen Waffen, Schmuck und als wichtigstes, ein figural verzierter Bronzeblechheimer gefunden wurden. Dieser ist das bisher einzige Exemplar der Situlenkunst in Osttirol, der vom Wohlstand des Besitzers zeugt, der wahrscheinlich durch den Bergbau reich geworden war.

Während der La-Tene-Zeit (ca. 450 –15 v. Chr.) gehört das Gebiet von Osttirol zur Fritzens-Sanzeno Kultur. Es handelt sich um eine recht eigenständige „rätische“ Kulturguppe, die sich in Tirol und Trentino auf großteils heimischer Grundlage um 500 v. Chr. herausgebildet hat.

Aus dem Nordwesten einwandernde Kelten überlagern die ansässige Bevölkerung. Sie schließen sich im 2. Jahrhundert vor Christus zu Stammesverbänden zusammen und bilden das Königreich Noricum. Hauptsitz ist der Magdalensberg bei St. Veit a.d.Glan. Der aufbrechende Konflikt mit den Römern wurde vorerst friedlich gelöst.



Oben: Steinzeitliches Lochbeil aus Kals.



Hasenjagd, Detail des Bronzeblechheimers aus Welzelach.

Municipium Claudium Aguntum, um 50 n. Chr. Der graue Bereich gehört zu Raetien, der gelbe zu Noricum.



Unten: Römischer Todeswagen



Die Kelten anerkennen 16 oder 15 v. Chr. die Oberhoheit der Römer und schließlich wird um 50 n. Chr. das Gebiet von Norikum von Kaiser Claudius als Provinz Noricum ins römische Imperium eingegliedert. Als neues politisches und wirtschaftliches Zentrum im Westen Noricums wird das „Municipium Claudium Aguntum“ errichtet. Dessen Gebiet umfasste in etwa den heutigen Bezirk Lienz (Osttirol) und den im heutigen Südtirol liegenden Teil des Pustertales. Aguntum entstand am Kreuzungspunkt der Drautalstraße mit der Straße über den Iselsberg zu den Bergbaugebieten des Tauern- und Glocknergebietes und mit der Straße ins Iseltal und den Nebentälern Virgen- und Defereggental zu den dortigen Kupferbergbaugebieten. Durch die Drautalstraße war Aguntum mit den im Osten liegenden römischen Siedlungen Teurnia und der Provinzhauptstadt Virunum, über Mauthen und den Plöckenpass mit der Hafenstadt Aquileia und durch das Pustertal im Westen mit der Brennerroute verbunden. Die Blütezeit der Stadt war das 1. und 2. Jhdt. n. Chr.

Im 3. Jhdt. durchzogen marodierende germanische Scharen das Drautal, um 400/406 wurde Aguntum stark zerstört.

Die Christianisierung beginnt im 4. Jhdt. Aguntum wurde Bischofssitz und gehörte zum Metropolitanbistum Aquileia.

Im 5. Jhdt. zerfällt das römische Reich. Im Zuge der Völkerwanderung dringen im 6. Jhdt. die Bajuwaren von Norden her durch das Pustertal vor. Vom Osten kommen die Slawen, ihrerseits von den Awaren getrieben und besiedeln das Lienzer Becken und die Iseltalregion. In der Schlacht bei Aguntum um 610 konnten die Slawen durch ihren Sieg, das Vordringen der Bajuwaren stoppen. Dabei wurde Aguntum endgültig zerstört.

Im 8. Jhdt. wird das slawische Karantanien dem Herzogtum Baiern einverleibt, womit der Zuzug von Bajuwaren gesichert war und die christliche Missionierung unternommen werden konnte. In der Folge wurden die romanisierte und die slawische Bevölkerungsschicht assimiliert.

Im Jahr 769 schenkte der Baiernherzog Tassilo III dem Abt Atto von Scharnitz im mittleren Pustertal einen Landstrich, damit dort ein Kloster gegründet werde (Innichen), dessen Mönche den Boden kultivieren helfen, vordringlich aber das „ungläubige Volk der Slawen auf den Pfad der Wahrheit“ führen sollten. Innichen wurde bald darauf dem bairischen Hochstift Freising über-



lassen. Karantaniern hingegen wurde von Salzburg und Aquileia aus missioniert. Als Abgrenzung der beiden Bistümer bestimmte Karl der Große 811 die Drau, so dass Salzburgs Sprengel im heutigen Gebiet von Osttirol die Iselregion und das Gebiet links der Drau umfasste. Das Gebiet südlich der Drau war dem Bistum Aquileia eingegliedert. Vom Westen her schob sich das Bistum Säben (Brixen) weit in das Pustertal bis gegen Assling vor.

Um den bairischen Herzog zu schwächen, erhob Kaiser Otto II. 976 Kärnten (Karantaniern) zu einem selbständigen Herzogtum, das in 4 Grafschaften eingeteilt wurde.

Eine davon war der Lurngau, der von Anras im oberen Drautal bis in die Gegend von Villach reichte und nach dem Lurnfeld, der Talebene bei Spittal an der Drau, benannt war.

Als Grafen des Lurngaus wurde ein bairisches Geschlecht aus der Gegend des Chiemsees belehnt. Zu Beginn des 12. Jh. wurden die Grafen des Lurngaues auch zu Schutzvögten des kirchlichen Fürstentums des Patriarchen von Aquileia und erhielten von diesem das Gebiet um Görz zu Lehen. Von da ab nannten sie sich Grafen von Görz.



Schloss Weißenstein in Matri, Sitz des Pflschaftsgerichts der Erzbischöfe von Salzburg. Die Bezeichnung "Schloss Weißenstein" kam erst um 1500 auf. Ursprünglicher Name "Schloss Matrey".

Links unten, frühchristliche Basilika von Lavant. Archäologische Grabungen, einige Ergebnisse: Siedlungsspuren aus der Jungsteinzeit, Gräberfunde, Bischofskirche, "Flichburg", Entstehung der Kirche St. Peter und Paul.

Unten: Der letzte Görzer, Graf Leonhard mit seiner Frau Paola von Gonzaga, Burgkapelle Bruck, Fresko von Simon von Taisten.



Das Pustertal wurde dem Brixner Bischof übertragen, ebenso die westlichen Tiroler Gebiete. Zur Ausübung der weltlichen Macht wurden von den Bischöfen Vögte eingesetzt. Im westlichen Tirol waren das die Grafen von Tirol, im Osten die Grafen von Görz.

Im nördlichen Gebiet des heutigen Osttirol konnte sich das Hochstift Salzburg festsetzen, indem es um 1200 den Besitz der Grafen von Lechsgermünd im Raum Mauterndorf und um Nikolsdorf kaufte. Schloss Weißenstein wurde Sitz des Pflanzgerichts der Erzbischöfe von Salzburg.

Im 13. Jhd. kamen durch Verheiratung und Erbfall die Grafschaft Tirol und die von Görz in die Hand des Görzers Meinhard III.

Dessen Söhne teilten sich die Gebiete wieder auf. Meinhard IV. (als Tiroler Graf Meinhard II.) bekam die „tirolischen“ Lande, außer dem Pustertal. Dieses ging an Albert zusätzlich zu seinem „görschen“ Anteil.

Im Jahr 1335 übernahmen die Habsburger Kärnten und im Jahr 1363 fiel ihnen Tirol zu. Da sie daran interessiert waren, die Lücke, die das Görzer Gebiet in ihrer Richtung zu schließen, erwuchs den Görzern in den Habsburgern ein Feind. Ebenso war Venedig, das sich im Hinterland ausdehnen wollte, ein Feind der Görzer. Da sie sich in Lienz sicherer fühlten, wählten sie dieses als Hauptresidenz.

Als 1500 der letzte Görzer, Graf Leonhard, kinderlos starb, fiel die Grafschaft Görz den Habsburgern zu. Der südliche Teil wurde verselbständigt und der nördliche Teil wurde zu Tirol geschlagen. Dieser Teil umfasste allerdings nicht das gesamte heute zu Osttirol gehörende Gebiet. Den Görzern war es nämlich nicht gelungen ihr Gebiet zur Gänze zu vereinheitlichen. Das Hochstift Brixen hatte sich nicht vom Pustertal ganz abdrängen lassen.

So blieb brixnerisch im heutigen Gebiet von Osttirol das Gericht Anras zu dem auch Tiliach und Bannberg gehörten. Ebenso konnte der Erzbischof von Salzburg nicht vom Besitz von Windisch-Mauterndorf, zu dem ein Großteil des Deferegentalen gehörte und ebenso vom Gericht Lengberg im Drautal verdrängt werden. Noch unter Maximilian wurde das Gericht Heinfels an den Bischof von Brixen zu Pfand gegeben (eine Art Privatisierung von Hoheitsrechten gegen Kredite). Im Jahr 1612 gelangte Heinfels an die Wolkenstein-Trostburg, 1629 an das adelige Damenstift Hall und die Herrschaft Lienz 1501 an die Freiherren von Wolkenstein-Rodenegg.



Grenzstein bei Winnebach. Die Bezeichnung Draupass für diese Talenge wurde wohl erfunden, um der Grenze eine „naturgegebene“ Grundlage zu geben.



Die Felbertauernstraße. 1967 eröffnet, verbindet nun innerösterreichisch den Bezirk zu seiner Landeshauptstadt Innsbruck.

Rechts: Südportal des Felbertauerntunnels mit dem Bronzerelief „Die Begegnung“ vom Osttiroler Künstler José Pirkner

Unten: Anlässlich der Feier zum Inkrafttreten des Schengener Abkommens am 1. April 1998 wird von Landeshauptmann Luis Durnwalder und dem Bezirkshauptmann von Lienz, Herbert Kunz, der Grenzbalcken symbolisch abgetragen.



1653 kaufte dann das Damenstift Hall auch die Herrschaft Lienz. Im Jahr 1803 wurden die geistlichen Reichsfürstentümer aufgelöst.

Die Gebiete des Bischofs von Brixen gingen an Tirol. Windisch-Matrei zum weltlichen Fürstentum Salzburg. 1805 wurde Tirol zu Baiern geschlagen, nach dem Aufstand 1809 wurde Tirol auf drei Staaten aufgeteilt.

Das Tirol östlich von Toblach wurde den Illyrischen Provinzen des Kaisertums Frankreich zugeweiht zu dem ab 1811 auch Windisch Matrei zugeschlagen wurde. Die neue Verwaltungsgliederung des Bereiches Osttirol wurde auch beibehalten nachdem es wieder 1813 an Österreich angegliedert wurde. 1816 gab es drei Verwaltungs- und Justizsprengel: die Landgerichte Windisch-Matrei mit Virgen und Kals, Lienz mit Anras und Lengberg, das 1816 zu Tirol kam und schließlich Sillian mit Innichen und Tilliach.

Kirchlich zogen sich Salzburg und Aquilea zurück, der Raum Osttirol gehörte seit 1814 zur Diözese Brixen. 1871 wurde durch die Inbetriebnahme der Pustertalbahn die Ost-West Verbindung verbessert.

Im Friedensvertrag von St. Germain 1919 wurde Südtirol an Italien abgetreten und die Grenze zwischen Arnbach und Winnebach gezogen. Der verbleibende östliche Teil Südtirols wurde Teil des Bundeslandes Tirol.

Im Jahr 1938 kam der politische Bezirk Lienz zu Kärnten.

Nach dem 2. Weltkrieg kam am 18. Oktober 1947 Osttirol wieder zu Tirol. 1967 wurde die Felbertauernstraße eröffnet, somit eine innerösterreichische Verbindung zwischen Nord- und Osttirol geschaffen.

Herbert Hofer-Zeni



Dort hinten nirgendwo

Was fangen Südtiroler mit Osttirol an?

Es gibt zwei Sorten Südtiroler. Eine Mehrheit, die sagt, Südtirol bestehe aus Deutschen und Italienern, und eine Minderheit, die weiß: Südtirol hat drei Sprachgruppen. Die Ladiner gibt's auch noch. Es ist mittlerweile ein Zeichen für political correctness, die Ladiner nicht zu vergessen. Ernst genommen werden diese zwar weiterhin nicht, aber es ziemt sich, sie zu nennen.

Mit Osttirol verhält es sich ähnlich. Wer spontan nicht nur von „Süd- und Nordtirol“ spricht, sondern auch das „Ost“ erwähnt, weist sich als überdurchschnittlich kennerisch und gespürvoll aus. Ja er legt damit eine bestimmte politische Haltung offen. Er beweist Minderheitenbewusstsein und ein etwas gebildeteres Tirol-Verständnis. Unter Umständen macht er sich sogar verdächtig. Von den Teilen Tirols zu sprechen und dabei den kleinsten dritten nicht zu vergessen, ist ähnlich überkorrekt und penetrant wie das „Innen“ hinter jedem Maskulinum. Keine Tiroler ohne OsttirolerInnen.

Wo also liegt Osttirol? Ist schon zuviel gefragt. Wer aus dem Stand drei Osttiroler Ortschaften nennen kann, gilt bei uns als Osttirol-Experte. Lienz auf Anhieb nicht mit Linz zu verwechseln, ist schon eine heimatkundliche Leistung. Wo Nord- und Osttirol zusammenhängen, ist eine beliebte Fangfrage in Südtiroler Ratespielen. Unsere Welt endet in Winnebach. Dahinter beginnt die asiatische Steppe. Nach Wien fährt man über Innsbruck.

Osttirol ist nur für einige von uns ein Kindheitserlebnis – und somit ein Gegenstand der Verklärung fürs ganze Leben. Für politische Gutmenschen ist es „ein Anliegen“, also auch keine Selbstverständlichkeit. Zwischen Bruneck und Lienz gibt es eine Städtepartnerschaft, neuerdings. Das sagt alles. Partnerschaften sind Schlechtes-Gewissen-Begängnisse. Man geht sie ein, um voneinander Ruh zu haben. Die Osttirol-Agenden sind einer Landtagsabgeordneten aus unserem Teil des Pustertals anvertraut. Niemand macht sie ihr streitig. Ein Geriss gibt's allenfalls ums Gruppenfoto mit der früheren Bürgermeisterin Machné.

Es lässt sich nicht verbergen: hier schreibt die Verletztheit eines Osttirol-Liebhabers. Wenn wahr ist, dass nur die Kindheit tiefe Erlebnisse

schenkt und man wirkliche Freundschaften nur in der Jugend knüpft (alles danach sind Bekanntschaften, Erfahrungen, Eindrücke), dann kann ich ohne zu übertreiben sagen: ich bin ein bisschen Osttiroler. Osttirol, das war für uns Pustertaler Kleinbauernbuben die Welt draußen, der Sommer, die frühe Loslösung von der Familie, der erste Posten. Die großen Bauern im Tal hatten ihre Almen in Osttirol, in Defreggen genau genommen, und wenn es Sommer wurde, brauchte es Hüterbuben.

Das war die Chance der Kleinhäuslerbuben. Was waren wir nicht stolz, jedes Frühjahr aufs Neue „genommen“ zu werden von einem der Bauern. Von Kindsbeinen auf, Jahr für Jahr die Almer-Karriereleiter eine Sprosse höher steigend. Als Kälberhirte fingen wir an, dann wurden wir Geißer, dann Küher, dann Schäfer und am Ende – Gipfel des Erreichbaren – Rinderer. Wir waren von Beruf „Buben“. Aus heutiger Sicht waren wir wahrscheinlich verwahrlost. Die Senner waren nicht bezahlt, um uns zu erziehen. Wenn man Glück hatte, waren sie nicht grob. Und dennoch: Wenn mich heute jemand fragt, wo ich am meisten gelernt habe: in der Schule, an der Universität, im Beruf, ich zögere keinen Augenblick: beim Hüten auf den Almen in Defreggen. Dort habe ich das Leben kennen gelernt. Auch wenn ich mich immer wieder frage: Wie habe ich das überlebt?

Die Einsamkeit! Die unendliche Einsamkeit mit den Rindern im Schwarzbachtal der Jagdhausalm, mit den Kühen in Unterseebach und ganz zu schweigen von der Tschoggleralm über Erlsbach. Wer hier Schafe gehütet hat, als Neunjähriger allein mit einem schwermütigen Senner, auf 2.000 Meter Höhe, ohne Hütte, mit einer steingedeckten Feuerstatt als Unterschlupf, wer das überlebt hat, der bleibt geprägt. Die Länge eines Sommers, die Weite der Almböden, die Gewalt der Gletscherbäche – in einem Kindergemüt waren das Ewigkeiten.

Osttirol, das war unsere Vorstellung von Ewigkeit. Es „gehörte“ uns, das Vieh war unser, unsere Bauern mähten die Wiesen, im Herbst kamen die Jäger aus Bruneck, und dass das hintere Defreggental bis heraus zum Käsbach kirchlich weiterhin zum Dekanat Taufers gehörte, erschien

uns wie ein Schnippchen, das der Herrgott der ungerechten politischen Geschichte geschlagen hatte. Dass sonst alles österreichisch war, erschien uns weniger unerträglich als umgekehrt die Tatsache, dass wir zu Italien gehörten. Wenn wir im Herbst abtrieben, hörte Osttirol in unseren Augen auf zu existieren. Denn Osttirol, das waren wir.

Die Osttiroler? Eigentlich gab es sie nicht. Almer sind autark, und je weniger ein Almer mit den Leuten des Ortes, sagen wir mit den St. Jakobern zu tun hatte, für einen umso besseren Almer wurde er gehalten. Denn die Osttiroler, das waren gewissermaßen unsere natürlichen Feinde. Ihre Gendarmen galten als gestrenger als unsere Carabinieri (obwohl es nach unserem Gerechtigkeitsempfinden umgekehrt hätte sein müssen). Mit den Forstbeamten verhielt es sich genauso. Oh, was die ekelhaft sein konnten wegen ein paar gepflückter Edelweiß! An der Grenze, ganz gleich ob am Stallersattel, am Klamml oder am Gsieser Törl, waren es ebenfalls „die Österreicher“, die Scherereien machten. „Bei den Italienern müsst ihr nur anfangen zu weinen“, belehrten uns die Bauern.

Mit den Osttiroler Bauern gab es ständig Hader wegen irgendwelcher Grenzmarken und weil unsere Schafe in ihren Bergmahdern gewesen seien. Von manchen hieß es, dass sie Vieh stahlen. Überhaupt wurde von einem „Neid der Osttiroler“ gesprochen. Sie könnten noch immer nicht verwinden, dass die besten Almen den Südtirolern gehörten und nicht ihnen. Uns Buben war aufgefallen, dass wohl Defregger Mädchen nach „drüben“, ins Antholz, nach Gsies und ins Rein, heirateten, aber selten eine in umgekehrte Richtung. Das bestätigte uns in unserer Geringschätzung für die Osttiroler. Es war wie mit unseren Südtiroler Mädchen, die den Italienern nachliefen. Ein richtiger Südtiroler griff nie eine Italienerin auf. Den Osttiroler Dialekt fanden wir hinterwäldlerisch.

Irgendwann - es muss so gegen 1970 gewesen sein, das Almen wurde für unwirtschaftlich erklärt, Senner und Hirten starben aus, das Vieh, soweit noch aufgetrieben, blieb sich selbst überlassen -, da fiel das Verhältnis Südtirol-Osttirol in ein Loch. Es gab keins mehr. Tirol, das war Inns-

bruck. Dort war die Uni, die Klinik, das Puff. Später, als Tirol zur patriotischen Pflicht wurde, sprach man schamhaft von „Nord- und Südtirol“. Die Dreifaltigkeit „Nord-, Süd- und Osttirol“ kam nur Pedanten und Berufstirolern über die Lippen.

Osttirol war uns allenfalls Trost. Beispiel dafür, dass es Schlimmeres gibt auf Erden als Südtiroler zu sein. „Die dort“, hatte sich herumgesprochen, sind arme Hascher, im Vergleich. Ihr Holz ist nichts wert, für Vieh und Milch lösen sie nichts, und fremdenverkehrsmäßig haben wir sie auch überholt. Waren sie früher noch gut, uns mit „Villgratner Witzen“ zu versorgen, so haben wir uns auch diesbezüglich längst selbständig gemacht. Wir halten uns jetzt unsere Gsieser und für Anspruchsvolle die Sarner. „Villgratner Witze?“ Benutzt keiner mehr.

Osttirol wurde uns zum Plünderland. Von den Bauernmädchen, die wir weggeheiratet haben, war schon die Rede. Irgendwann gingen uns die Krankenschwestern aus. Das Gadertal, einst unerschöpfliche Quelle für Klosterfrauen und Pflegerinnen, wurde selbst zur Tourismushochburg und versagte seinen Dienst. Da entsannen sich Südtiroler Sanitätsverwalter des Kinderreichtums in Osttirol und jener „gewissen Pflege-tradition“, die dort herrsche. Fürs Äpfelklauben ersetzten wir die Osttiroler im Lauf der Jahre problemlos mit Tschechen, Polen und Slowaken. Nur für die Spitäler waren uns weiterhin Osttirolerinnen lieber.

Alles und alle konnten wir nicht abwerben. „Die Osttiroler sind anspruchsloser und genauso arbeitsam“, hatte sich plötzlich bis nach Bozen durchgesprochen. Die Durst, die Loacker, die Schmidhammer, die Finstral zogen mit Filialen ins osttirolische Pustertal – billiger Arbeitskraft auf der Spur. Daheim grollten die Gewerkschaften. Offen zu protestierten getrauten sie sich nicht. Gesamttirolisch und grenzüberschreitend zu argumentieren, war inzwischen Pflicht.

Wir begannen wieder, uns in Osttirol zu verlieben. Das Schmuttelkind von dort hinten wurde uns Neureichen irgendwie sympathisch. Es war Tirol, aber nicht so aufdringlich wie Innsbruck. Irgendwie alternativ war es. Ein Geheimtipp. Innsbruck stand fürs Geschäft, für die Politik,

Lienz hingegen, das war etwas fürs Gemüt. Die Osttiroler Rückständigkeit verkärten wir zur Tugendhaftigkeit. Schulausflüge zu einer Ausstellung auf Schloss Bruck sind plötzlich behördlich gern gesehen. Auf der grünen Welle kamen wir einander wieder näher. Als erste kam eine gewisse Elisabeth Ladstätter zu uns. Nicht als Krankenpflegerin, sondern als Sekretärin bei den Südtiroler Grünen. Ihre Osttiroler Herkunft allein wurde ihr schon als Grünheit und Alternativität ausgelegt. Osttirolerin? Oh! (obwohl: gekommen war Elisabeth, ganz prosaisch, weil sie sich anlässlich eines Adria-Urlaubs in einen Unterländer Bauer verliebt hatte).

Wir entdeckten die Dörfer, die dort noch Dörfer sind. Die Wirtin von Strassen. Die Musikkapelle von Abfaltersbach. Den Andreas Schett und seinen geerdeten Blues. Die antikapitalistische Botschaft in den Reimmichl-Geschichten. Der Hans Trojer und seine Villgratner Kulturwiese wurden zum kulturpolitischen Wallfahrtsort. Was wir bei uns als blut- und bodenverdächtig ablehnten, aus Osttirol kam es uns plötzlich geerdet und alternativ entgegen. Die Walder Buben von Kalk, ja die wilden, übten auf uns eine unwiderstehlich anarchische Anziehungskraft aus. Eine Aura von Che Guevara wehte herüber. Ähnlich wie bei den Protestanten von Defreggen. Was die Charakter hatten! Ganz zu schweigen von den Villgratern, die bei der Volksabstimmung über den „Anschluss“ mit dem höchsten Prozentsatz von ganz Österreich gegen Hitler gestimmt hatten.

Osttirol, das wurde unser Traum vom „langsamer-tiefer-sanfter“, die ökologische Umkehr des fortschrittsgläubig-olympischen „schneller-höher-stärker“.

Wir wurden zu Verbindungsmissionaren. Als der Korridorzug Lienz-Innsbruck endlich nicht mehr versiegelt durchs Pustertal fuhr, erlebten wir das wie unsere Öffnung des Ostens. Schikaruselle mögen wir grundsätzlich nicht, aber die „Schi-schaukel“ Helm-Thurntaler wäre uns eine Sünde wert gewesen. Weil's Osttirol betraf. Den Radlweg Innichen-Lienz abzufahren ist für manche von uns nicht ein Ausflug, sondern eine patriotische Tat. „Wie die das doch machen, obwohl sie weniger Geld haben!“ Heimwärts, freilich, schimpfen wir über ihre gesalzenen Zugpreise. „Scheiß Österreicher!“

Wir und Osttirol – was gäb's noch? Die Grenze gibt's nicht mehr, was nicht nur ein Vorteil ist. Früher kam man ins Ausland, wenn man hinter Winnebach war: tanken, Schokolade, Zigaretten

Rechts: Berghof in Deferegggen, verzweifelte Landgewinnung durch Terrassenbau mit liebevoll angelegten Gärten. Die Sonnenlage nach Süden ermöglicht eine unvermutete Üppigkeit. Deferegggen war früher das klassische Auswanderertal.

– man hatte Gründe „hinaus“ zu fahren. Und der Stallersattel war für die italienischen Sommerfrischler auch attraktiver, solange er noch Grenze war. „Grenze schauen“, das war ein Tagesprogramm.

Inzwischen ist nichts mehr. Zwei junge Lehrer aus Niederdorf, die an der Handelsschule Innichen unterrichten, sind neulich mit ihren Familien nach Sillian umgezogen. Ob sie von Niederdorf oder von Sillian zur Arbeit nach Innichen fahren, sei einerlei, sagen sie. Nur koste sie die Wohnung in Sillian die Hälfte. So ist das heutzutage: alles gleich, bis auf die Preise.

Ob es besser war, als es schlechter war? St. Jakob in Deferegggen und die Gemeinde Rasen-Antholz, durch Viehtrieb, Verheiratungen und Patschenmacherei seit Jahrhunderten einander verbunden, schlossen vor über dreißig Jahren eine Partnerschaft. Es war nicht die späte Besiegelung einer alten Liebe, sondern eher patriotische Bemäntelung einer handfesten Spekulation: Der Stallersattel hätte mit vereinten Kräften als Schi- und Tourismusgebiet erschlossen werden sollen. Das Geschäft kam nicht zustande, die Partnerschaft schief ein.

Vor ein paar Jahren wollte der Tourismusvereinspräsident von St. Jakob an die Gemeinsamkeit anknüpfen und machte einen Vorschlag: Warum sollten die beiden Gemeinden nicht eine herausragende Gestalt ihrer jeweiligen Fremdenverkehrsgeschichte miteinander ehren oder zumindest in Erinnerung rufen. Der gebildete Mann aus St. Jakob machte für seinen Ort den Namen des Nobelpreisträgers Max Planck, der ein treuer Deferegggen-Gast war, und für Antholz jenen des italienischen Partisanen und Erdölkönigs Enrico Mattei, der bis zu seinem geheimnisumwitterten Tod im Jahr 1963 am Antholzer See seinen Sommerurlaub verbrachte.

Aus dem Vorschlag wurde nichts. Das hätt' uns grad noch gefehlt, höhnten die Herren der Südtiroler Volkspartei in Antholz: „dass uns jetzt ausgerechnet die Osttiroler mit einem Walschen kommen!“. Ob sie am Ende nicht doch keine richtigen Tiroler sind, diese Osttiroler?

Florian Kronbichler



Glaube, Politik und Natur

Hans Wielander

Die Osttiroler sind Träger, Kulturträger, die ihr Wissen und ihre Fähigkeiten über die Jöcher tragen und sich damit das Leben verdienen. Sie verlassen ihre nähere Heimat, um in der Hauptstadt Innsbruck, Wien, oder anderswo etwas aufzubauen - meist mit beachtlichem Erfolg.

Die Träger schleppten einst Bretter, Balken, Zement, Lebensmittel, Koffer - manchmal sogar Touristen - auf die Hütten oder über die Jöcher. Darüber ist ein schönes Buch erschienen im Innsbrucker Haymon Verlag: Die Alpen-Sherpas, Geschichten vom Hüttentragen im Oberen Iseltal. Die Autoren sind Anke Bünz-Efferding und Wieland Efferding; ich möchte aber auch den Gründer des erfolgreichen Verlags nennen: Michael Forcher. Er ist einer der vielen begabten Osttiroler, die ihre kulturellen „Lasten“ über Jöcher tragen, unermüdlich, manchmal verbittert und schwitzend, meist aber voller Frische, mit der Zähigkeit des Bergbauern.

Auf dem Staller Sattel, gleich hinter der italienisch-österreichischen Staatsgrenze, begegnen

uns zwei „Denkmäler“, ein politisches und eines, das die Natur betrifft. Das politische Denkmal ist eine Erinnerung an die Tiroler Freiheitskriege. Zwei Männer in Tracht halten eine Fahne mit Kreuz, der eine bäuerlich gekleidet, der andere bürgerlich. Im Sockel, auf dem die beiden Gestalten stehen, wird in großen Lettern die Verbundenheit der beiden Täler, des Südtiroler Antholzertales und des Osttiroler Defereggentales, beschworen: Glaube, Frieden, Freiheit und Freundschaft. Das ist ein schönes Programm, in dem alle „politischen“ Möglichkeiten dieses Land anklingen.

Dann, auf der Pyramide aus klobigen Rundhölzern, die Ankündigung: Nationalpark Hohe Tauern OSTTIROL

Links: Denkmal für die Tiroler Freiheitskrieger am Staller Sattel/Deferegggen. Die Inschrift lautet:

*GEDENK JAHR 1809 -1984
DEFEREGGERTAL ANTHOLZERTAL
VERBUNDEN IN GLAUBE FRIEDEN
FREIHEIT UND FREUNDSCHAFT*



Der Name Großglockner gibt Rätsel auf. Der Kartograph Lazius nennt ihn im Jahre 1562 "Glogger, Gloggner" wegen der Ähnlichkeit der Gipfelpartie mit einem romanischen Glockenturm, wie Kranzmayer vermutet. Dieser in den Himmel reichende Berg verbindet Himmel und Erde wie ein Turm. Es ist ein ganz besonderer Platz, an dem seit der Frühzeit das Göttliche verehrt wird.

Neueste Untersuchungen belegen, daß der Großglockner früher von zahlreichen Wallfahrtswegen umgeben war, so wie der Tibetische Kailash, der heilige Berg der Budisten. "Pilger sind heute die Hochtouristen, Kletterer oder auch Märtyrer, wenn man die Mühen und Gefahren bedenkt, die manchmal auch blutig enden.

Der Stadt Venedig dürfe man sich nur mit dem Schiff nähern, schreibt Thomas Mann; nur vom Meer aus erschließe sich die „Serenissima“ in ihrer ganzen Pracht. Und so nähert man sich Osttirol - will man die ganze Pracht dieses Bergkristalles erfassen - am besten über das Hochgebir-

ge oder über einen der alten Übergänge, über den Staller Sattel. Im Antholzertal gibt es den Familiennamen Veider; die Vorfahren stammen angeblich aus dem Dorf St. Veit in Deferegggen. Die kargen Erwerbsmöglichkeiten des Tales zwangen zur Auswanderung und zum Erfinden neuer Berufe. Einst wurden im Defereggental Kupfer und Blei abgebaut. Damals kamen protestantische Bergleute aus Deutschland, verbreiteten ihren Glauben, fanden im Tal viele Anhänger. Ihres Bekenntnisses wegen mussten sie aber nach dem Dreißigjährigen Krieg, von 1684 bis 1686, das Tal verlassen oder zum katholischen Glauben zurückkehren. So wurden 841 Einwohner aus ihrem Heimattal vertrieben. Besonders grausam war die Anordnung, dass Kinder unter 12 Jahren zurückbleiben mussten, damit sie wieder „auf den rechten Weg“ gebracht werden konnten.

Unten: Die freistehende Kirche St. Georg in Kals, der Turm als Zeiger einer Sonnenuhr - innige Verbindung zwischen Natur und Religion.



Dieses Deferegger Trauma sitzt tief in der Seele der Osttiroler. Da dieses Bergbauernland nie sehr wohlhabend war, mussten die begabten jungen Leute entweder auswandern, oder - wenn sie fürs Studium geeignet waren - „Geistliche“ werden. Aus diesem Zwiespalt entsteht eine weitere Komplizierung der Osttiroler Seele: Einerseits konservative Religiosität, andererseits heftige Rebellion oder die völlige Abwendung vom Glauben. Ist das nur ein Vorurteil?

Ich will damit gleich beginnen. Die Osttiroler Seele besteht aus mehreren Schichten, einer bairischen, slawischen, romanischen und keltischen. Ein Bankfachmann, der aus beruflichen



Unten links und rechts: Gestaltete Landschaft auf dem Weg nach Hollbruck - Wiesengrün auf postglazialen Moränen, im Hintergrund St.Oswald /Gemeinde Kartitsch mit dem hier sanft als Waldhügel beginnenden Dorfberg zwischen dem Gailtal und dem Pustertal.

Hier beginnt das Tiroler Gailtal. Auf der Wasserscheide, dem Kartitscher Sattel auf 1526 m Seehöhe entspringt die Kleine Gail, die im Pustertal bei Tassenbach in die Drau mündet. Die große Gail fließt südöstlich durch das Lesachtal in Richtung Maria Luggau und mündet in Kärnten bei Villach in die Drau.





Gründen mehrere Gegenden Osttirols gut kennen gelernt hat, machte folgende Erfahrung: Die mehrheitlich „bairischen“ Pustertaler beanspruchen Kredite, bringen aber auch Geld und sind Sparer; die mehrheitlich „slawischen“ Iseltaler beanspruchen zwar die Kredite, wollen aber vom Sparen nichts wissen. Aber eine musikalische Bereicherung ist das „Slawische“ auf jeden Fall. Politik, das ist auch Beschäftigung mit Vorurteilen.

Es gibt zwei auffallende Osttiroler Fähigkeiten, die künstlerische und die technische. Einige Künstler werden hier vorgestellt, fehlt noch ein Erfinder. In der Technischen Universität Wien wurde am 10. November 2004 Simon von Stampfer anlässlich seines 140. Todestages öffentlich geehrt. Veranstalter war der Club Osttirol in Wien. Aber wer ist dieser Simon von Stampfer? Gelehrter, Wissenschaftler, Erfinder der stroboskopischen Scheibe, also der ersten laufenden Bilder, des „Kinos“.

*Oben: Kirchlicher Feiertag in St. Oswald
und Harpfen zum Heutrocknen bei Kartitsch*



Dazu kommen noch Vermessungen der Staats- und Landesgrenzen, Längengradmessungen, 1824 Vermessung am Großglockner. Und nun noch ein weiterer Hinweis auf den Herrn Stampfer, der 1790 in Matri in Osttirol geboren wurde, und zwar wegen der franziszeischen Landkarte aus dem Jahre 1820, an deren Ausarbeitung Stampfer wesentlich beteiligt war. Die Ost- und Südtiroler Zusammenhänge aber wurden in den schwierigen Zeiten nach der Zerstückelung Tirols durch übereifrige, nationalistische Politiker ganz bewusst gestört. Es wurde versucht, den Menschen dieser geteilten Landesteile etwas einzureden: Angeblich tiefgreifende Unterschiede des Charakters, der Kultur und der Geschichte. Davon unbeeindruckt erwiesen sich die Naturliebhaber, also auch die Mitglieder der Alpenvereine... und die Schmuggler, die frühesten Europäer. Auch Schifahrer und Bergsteiger haben den Kontakt trotz aller Beschränkungen über alle Grenzen hinweg aufrecht erhalten. Das ist nicht zu unterschätzen, auch wenn ein Spötter abschät-

Unten: Kirchweihfest der Pfarrkirche St. Andreas in Lienz, Sommer 2004



zig über die Südtiroler bemerkte - und das dürfte auch für andere Gebiete gelten - sie hätten sich mit ihrer Politik in die Berge geflüchtet! Rückzug in die Berge, das ist nicht nur Flucht, das war schon oft ein sehr bewährtes Mittel, um zu überleben. Wir sitzen hier am Iselsberg - am östlichen Winkel von Osttirol - in gemütlicher Plauderrunde, am Übergang ins Mölltal: Die Dölsacher Dichterin Gertrud Patterer, der Toblacher Sprachkünstler und Schauspieler Wolfgang S. Baur, die Künstlerin Karin Welponer aus Bozen, Herbert Hofer-Zeni aus Hall/Trient, ich aus dem Südtiroler Vinschgau, und blicken auf das Lienzer Becken, in dem sich Erde und Gestein aus allen Gegenden in Schichten sammelt, ähnlich den Kulturschichten der Menschen, die hier seit Jahrtausenden siedeln und arbeiten. Der Spuk der Weltkriege ist vorbei, auch die Grenzhysterie. Es gibt wieder ein Tirol. Wir essen Schlipfkrapfen und trinken einen Südtiroler Wein. Er ist auch hier wieder zu einem angemessenen Preis erhältlich - und endlich unvermischt.



Mitte: Mitarbeiter dieses Buches auf dem Kirchtag in Lienz. Unten: Freundliche Bedienung in einem Gasthaus am Iselsberg.



Grenzfragen an der Wasserscheide von Tassilo bis Tolomei

Ludwig Walther Regele

Als der bayerische Herzog Tassilo I. (592 - ca. 610) im fränkischen Auftrag im ablaufenden 6. Jh. über den Brenner dem langobardischen Vordringen von Süden her ein Ende setzte, bezog er eine feste militärische Position im Eisack-, vielleicht auch im Etsch- und Pustertal. Das waren, wie der bayerische Historiker Karl Bosl es definierte, kriegerische Defensiv- und Offensivoperationen des fränkischen Merowingerreiches durch die Bayern. Die Langobarden wurden über Bozen zurückgeworfen und im Osten der slawische Vormarsch gebrochen. Denn Slawen und Awaren waren etwa zur gleichen Zeit im Drautal gegen das Pustertal vorgedrungen, hatten die noch bestehende antike Stadtkultur des Drautals zerstört oder überlagert und sich mit romanisierten Kelten gemischt. Auf diesen ersten bayerisch-slawischen Zusammenstoß von 592 folgte drei Jahre später eine neuerliche Auseinandersetzung zwischen den Nachbarn. Diesmal erlitten die Bayern eine schwere Niederlage; Tassilo wird zwar nicht als Besiegter genannt, muss aber noch regiert haben, da er nicht lange vor 610 gestorben ist. Der Krieg von 595 bewirkte einen ungewöhnlichen Aderlaß der Bayern. Sie verloren mit 2000 Mann fast ein ganzes Stammesheer, nachdem der awarische Stammesführer Khaghan mit seiner unbezwingbaren Reiterei die Schlacht entschieden hatte.

Die zwei bayerisch-slawischen Kriege der neunziger Jahre fanden nach herrschender Meinung im norischen Drautal statt. Die Lokalisierung wird aus dem dritten Zusammenstoß 599 zwischen Bayern und Slawen abgeleitet, in dem Garibald II., der Sohn Tassilos I., verwickelt wurde. Der dritte und letzte Agilolfinger-Herzog der bayerischen Frühzeit, dessen Namen bekannt ist, wurde um 610 von den Slawen auf dem Lurnfeld bei Aguntum/Lienz-Maria Lavant geschlagen. Die Sieger verheerten das bayerische Grenzgebiet, doch im Gegenzug der Bayern wurden die Slawen wieder vertrieben. All dies geschah wohl im Rahmen großräumiger Auseinandersetzungen, zeugt aber von der Anwesenheit der Bayern südlich des Brenners und im Pustertal. Überhaupt bewirkten die bayerischen Niederlagen

von 595 und 610 die Verfestigung eines Grenzgebietes, das jahrhundertlang den Ostalpenraum spaltete. Eine frankisch-bayerisch bestimmte Westhälfte war nun vom awarisch-slawischen Osten geschieden: Die Trennungslinie entwickelte sich im Norden entlang des kurzen voralpinen Süd-Nord-Laufs der Enns vor ihrer Mündung in die Donau, verwandelte sich flußaufwärts in einen breiten Grenzsaum, den die steirisch-oberösterreichisch-salzburgischen Kalkalpen bis zum Tennengebirge bildeten, erreichte über Enns- Pongau den Alpenhauptkamm, bis etwa zur Dreierherrenspitze, jedenfalls bis zur Wasserscheide zwischen dem Ahrntal und dem Virgental und stieß östlich von Innichen auf die Karnischen Alpen und damit auf die Grenze des Langobardenreiches in Italien. Während um das Becken von Meran im 8. Jh. noch Kämpfe zwischen Langobarden und Bayern wogten, in denen die Bayern zwar siegten, die Langobarden aber das rechte Etschufer bis Töll hielten, kam es im östlichen Raum zu den Anfängen einer Partnerschaft bayerischer Siedler mit den Slawen. Die Gründungsurkunde von Kloster Innichen aus dem Jahre 769 ist das sprechende Beispiel für das grundherrschaftlich-siedlungsmäßige Einsickern der Bayern im Alpenmittelstück südlich des Brenner, sie ist die älteste Urkunde Südtirols, nicht original aber kopiaal überliefert. Darin wird von Bayernherzog Tassilo III. (748-788/94) dem Abt Otto von Kloster Scharnitz, der dann Bischof von Freising wurde, ein ansehnlicher Landstrich im östlichen Pustertal mit der Auflage geschenkt, ein Kloster zu gründen, das sich um die Seelsorge und Mission der Slawen im Drautal zu bemühen habe. Schenkungsgegenstand ist das Gebiet zwischen dem Bach „Tesda“ (Taistnerbach), der sich bei Welsberg mit dem Gsieserbach (oder keltisch Puding/Piddibach) vereinigt, der in die Rienz einmündet und dem Bach am Berg Anras, der als Grenze der Slawen bezeichnet wird und als Erl- oder Abfalterbach in die Drau mündet. Der locus India-Innichen, der alpenromanisch Campo Gelau, das „Eisfeld“ hieß, war damals kein leeres, sondern nur ein schwächer besiedeltes, grundherrschaft-

lich organisiertes Gebiet weiter Ausdehnung auf dem schon in römischer Zeit bewohnten Toblacher Feld mitsamt der Rienz-Draufurche und den Nebentälern im Norden und Süden.

Das Kloster Innichen und seine Grundherrschaft bildeten einen winzigen Paßstaat für den Übergang in das Drautal, aber auch über den Tre Croci - Paß in das Cadoretal, das nach Venetien und in die Mark Friaul hinausführte. Die spätere "Grafschaft" Pustertal gehörte dem Bistum Freising, in dessen Herrschaft im 10. Jahrhundert auch die Grafschaft Cadore durch Schenkung des Kaisers Otto I. fiel.

Die Grafschaft Pustertal (comitatus in valle Bustrissa) wird in Urkunden des 11. Jahrhunderts erstmals genannt. Kaiser Heinrich IV. übertrug dieses Komitat an den Bischof von Brixen, der es kirchlich schon betreute. Vögte des Klosters Innichen und seines umfangreichen Immunitätsgebietes waren in diesem Raum die Bozner Grafen von Mont - Greifenstein, dann Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, die Andechs-Meranier und die Grafen von Görz, die die ersten Territorialherren des Landes Tirol waren. Der Vorstoß der Bajuwaren hat weiteres Vordringen der Slawen verhindert.

Doch slawische Flur- und Besitzernamen finden sich bis in den Toblacher Raum, ein Zeichen, dass es zu einem friedlichen Miteinander der Bevölkerungen gekommen ist. Noch heute lässt sich westlich der Klamm zwischen Hasels- und Innichberg, die bajuwarische (Langseite der Höfe zum Tal) von der slawischen Bauweise (First- oder Stirnseite zum Tal) östlich davon unterscheiden. In Seitentälern wie dem Gsiesertal gibt es auch beide Formen.

Auf die Frage, ob der Name des Pustertals slawischen (Pusta Ebene, so Bonazza) oder nach anderer Ansicht (Kühebacher) keltischen Ursprungs ist, soll hier nicht eingegangen werden. Es waren jedenfalls die Vorfahren der Slowenen, die sich am Ende des 6. Jh.s in Krain niederließen, entlang der Drau vorwärtsstießen und im Pustertal, auf der Wasserscheide zwischen Rienz und Drau und im Lurntal, zwischen 592 und 595 zweimal die genannten Kämpfe mit dem Bayernherzog Tassilo ausfochten. Sein Sohn Garibald II. erlitt 599 eine Niederlage, und 610 wird von einer vierten Schlacht berichtet, die bei Lienz auf dem Lurnfeld stattfand.

Seit damals soll die Grenze zu den Slawen auf dem Lurnfeld und am Anraser Bach bestanden haben. Auf der Lienzner Ebene und im Iselgebiet

finden sich heute die Ortsnamen slawischen Ursprungs, während sie westlich davon stark zurückgehen, doch bis in den Toblacher Raum waren Reste slawischer Besitzverhältnisse vorhanden. So ist die Wasserscheide Rienz - Drau vermutlich nie Trennungslinie zwischen Slawen und Bayern gewesen, eher ein allenfalls letztes Auslaufgebiet der Slawen.

Vom Sextner Josef Kiniger wurde schon 1927 im "Schlern" die Frage aufgeworfen, ob die Drau am Toblacher Feld oder am Kreuzberg entspringe. Kiniger selbst betrachtete den am Kreuzberg entspringenden Sextnerbach als Drauersprung, da er nach Innichen wesentlich mehr Wasser bringe als die vom Toblacherfeld einströmende Drau. Kartographen und Geographen aber sahen stets die Toblacher Drauquelle als Wasserscheide und Ettore Tolomei, der Propagandist der italienischen Grenze an der Scheide zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer, sah die, wie er sie nannte, "natürliche" Grenze Italiens, im Toblacher Raum. Bereits vor dem radikal irredentistischen, fieberhaften Aktionismus des Ettore Tolomei, des Schöpfers des „Alto Adige“, kam es in der napoleonischen Zeit zu Grenzziehungen im Pustertaler Raum. So musste Bayern trotz heftigen Sträubens nach dem niedergeworfenen Aufstand der Tiroler unter Andreas Hofer die südlichen Teile Tirols abtreten.

Mit dem Schönbrunner Frieden vom 14. Oktober 1809 wurde Tirol zerstückelt und an die drei Staaten Bayern, Italien und Frankreich vergeben, die sich plötzlich im Pustertal begegneten, und deren Grenzen erst im Bozner Protokoll vom 7. Juni 1810 festgelegt wurden: Das Königreich Bayern reichte nun im südlichen Tirol bis in die Gegend von Klausen und im westlichen Pustertal bis einschließlich Niederdorf mit dem Graabach als Grenze. Das südliche Etschtal einschließlich Bozen kam als Dipartimento „Alto Adige“ (dieser Name wird von Tolomei später wieder aufgegriffen) zum napoleonisch beherrschten Königreich Italien. Toblach, Buchenstein und Ampezzo gelangten ebenfalls zu Italien, allerdings zum Dipartimento "Piave", während Innichen, Sillian und Lienz den „Illyrischen Provinzen“ zufielen, die unmittelbar zum Kaiserreich Frankreich gehörten.

Nach dem Bündnisabkommen Österreich - Bayern in Ried am 8. Oktober 1813 kam es schließlich im Vertrag vom 3. Juni 1814 zur Rückkehr des Tiroler Gebietes zu Österreich, soweit es bayerisch war, während über das Gebiet des al-

ten Fürstbistums Salzburg noch verhandelt wurde, bis schließlich im April 1816 die Gerichte Zell am Ziller, Fügen, Hopfgarten sowie Windisch-Matrei mit Tirol vereinigt wurden. So blieb es bis nach dem 1. Weltkrieg. Da 1866 Venetien Österreich verloren ging, rückte allerdings das italienische Königreich von Süden her bis ins Cadoretal und den Kreuzbergpaß vor.

Wieso aber die heutige italienische Grenze östlich von Innichen liegt und auch Sexten einbezogen wurde, ist im Grunde eine Widerlegung der Tolomeischen Forderungen. Tolomei selbst war der hauptsächliche Urheber für die im Londoner Vertrag vom April 1915 als Kriegsziel angegebene Wasserscheidengrenze bei Toblach. Gleichwohl wäre in Italien diese Grenze wohl niemandem eingefallen; nur ein Fanatiker vom Schlage Tolomeis konnte solche fast utopischen Forderungen in die geheimen Verhandlungen mit England, Frankreich, Rußland um den Kriegseintritt Italiens einbringen lassen. Lediglich König Viktor Emanuel III., Ministerpräsident Antonio Salandra und Außenminister Sidney Sonnino beteiligten sich an den streng geheimen, für Südtirol unheimlichen Erörterungen, deren Ergebnis erst nach Öffnung der zaristischen Archive durch Lenin Ende 1917 als Zeichen imperialistischer Politik enthüllt wurde. Dabei war von den beiden Irredentisten Trient und Triest im italienisch-nationalistischen Verständnis Triest sowieso wichtiger als Trient und die Wasserscheidengrenze an

Reschen, Brenner und Toblach schien zu diesem Zeitpunkt, im Frühjahr 1915, lediglich eine von Fanatikern lancierte Draufgabe. Alcide De Gasperi hatte damals darauf hingewiesen, eine Volksabstimmung im Trentino würde keineswegs zugunsten Italiens ausfallen.

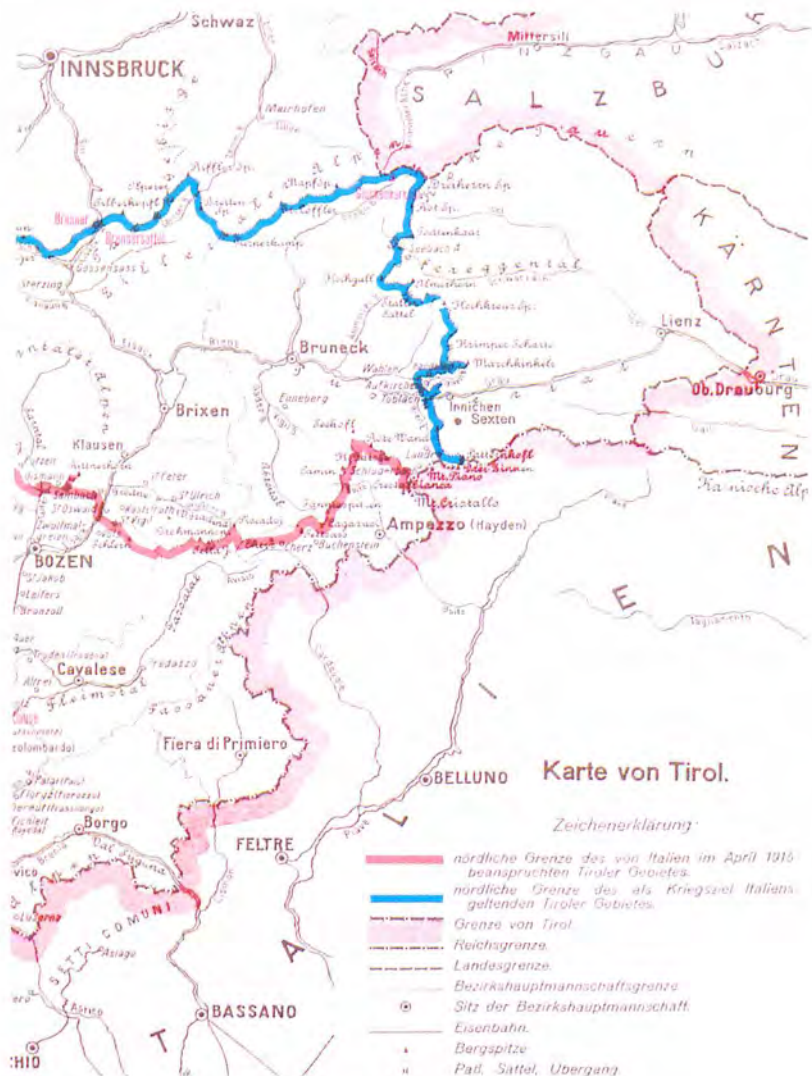
Im November 1918 aber zogen die italienischen Militärs, als sie das Toblacher Feld erreichten, einfach weiter, bis sie eine Stelle erreichten, die eher nach natürlicher Grenze aussah; die Engstelle zwischen Winnebach und Sillian. Der Apostel der Wasserscheidengrenze, Tolomei, protestierte, korrekt aus seiner Sicht. Die Londoner Vertragsgrenzen waren doch festgelegt, und als seine Schöpfung sah er diese "confini precisi" an. Zur "Questione d'Innichen" meinte er in Paris am 21. April 1919, der Vorschlag von Salvatore Barzilai über die Wasserscheide hinauszugehen, sei den Tirolern gegenüber nicht zu vertreten. Was Tirolhasser Tolomei als Hüter tirolischer Einwände und Interessen nicht gelang, das brachte Barzilai, der alte Triester Irredentist, Minister und Delegierter Italiens an der Friedenskonferenz zustande. Auch die Militärs wurden von Tolomei gerupft. Hatten nicht gerade sie die Wasserscheide am Brenner und Reschen als strategische Grenze angesehen? Das wäre nun nach Tolomei auch in Toblach zu wünschen. Der Grenzverlauf sollte nicht von der Linie Toblach - Kalvarienberg abweichen, die Dolomiten seien bis zum Paternkofel zu verlängern. Westlich von



der Wasserscheidenlinie befinden sich die großen Hotels, die italienisch werden sollen, östlich davon ist der erste Bachverlauf der Drau. Ein Tolomei - das lag in seiner Natur - gibt nie auf. Als es im Zweiten Weltkrieg um die Forderungen nach Schweizer Gebieten wie Müstair ging, verfasste er am 2. Oktober 1940 eine Eingabe an Mussolini, in der er sich auf Hitler als seinen Wasserscheidenverbündeten berief: Grundlage Hitlerscher Politik seien die Wasserläufe sowohl in Böhmen, wo es um die Elbe geht, als auch bei den „Alpi Atesine“, die der Führer in Rom als ewige Grenze zwischen beiden Staaten "offen und loyal" verkündet hatte. Ebenso offen und loyal sollte sich Italien verhalten und den Oberlauf der Drau mit Innichen und Sexten an Deutschland zurückerstatten. Bei den Verhandlungen in Paris - St. Germain sei die vorgesehene Grenze einen Kilometer nach Toblach eingezeichnet worden, am ersten Quellenursprung der Drau. Die rein militärisch-strategischen Gründe hätten leider Oberhand gewonnen

und schließlich zur Entfernung dieses obersten Traktes von "Kärnten" und dessen Eingliederung in das italienische Staatsgebiet geführt. Deutschland wäre, so Tolomeis Gedanken, hochzufrieden, wenn durch die Rückgabe des "transalpinen" Raumes von Innichen und Sexten zum strengen Wasserscheidengrundsatz zurückgekehrt würde.

Hitler und Ettore Tolomei waren sich in München 1928 bei einem Treffen bereits einig, dass die Südtiroler auf die nördliche Seite des Alpenkamms zu transferieren seien. Mit Details sich zu beschäftigen, wie dem Wasserscheidenabschnitt war gewiss nicht "Führersache". Aber auch der pedantische Tolomei irrte; der Glockenkarkopf der Hohen Tauern, von ihm vor genau 100 Jahren in "Vetta d'Italia" umbenannt, ist zwar nördlichster Punkt des italienischen Staatsgebiets geworden - doch die Wasserscheide verläuft nördlicher, gewissermaßen ein Eigentor des Propheten der Wasserscheide zwischen Mittel- und Schwarzem Meer.



Links: Osteinfahrt von Innichen: Das nach 1930 errichtete Ossarium, ein Rundbau mit Kapelle für die Gebeine von italienischen Soldaten. Gefallen 1915/18 an der Südfront, wurden sie nachträglich hierher überführt.

Mein Lienz vor den sieben Bergen

Gottfried Rainer

Seine Landeshauptstadt, Innsbruck, liegt für den Lienzener räumlich so fern wie der Meeresstrand: 180 Kilometer.

Es hat noch niemand eine mitteleuropäische Stadt in ähnlich abseitiger Lage wie Lienz ausfindig gemacht. Entlegen zu den Ballungszentren. Die Nachbarstädte sind gute 70 Kilometer entfernt: Spittal und Bruneck, beide kaum größer als Lienz. Um in eine Siedlung mit mehr als 100.000 Einwohnern zu kommen, muss der Lienzener im besten Fall zwei Pässe und 135 Kilometer überwinden. Dann befindet er sich - in Udine, der Hauptstadt Friauls. Wo immer sonst man den Zirkel auf einer Mitteleuropa-Karte ansetzt, wird man eher auf einwohnerreiche Städte im engeren Umkreis stoßen. Bei Reisen in europäische Hauptstädte dauert die Anfahrt von Lienz zum Flugplatz in der Regel viel länger als die Luftfahrt. Lienz hinter den sieben Bergen. Oder, aus Einwohnerperspektive, davor. Zentral gelegen jedenfalls nur für Touristen, die im Urlaub den Großglockner und die Drei Zinnen, Salzburg und Venedig sehen wollen. Aber abseits der Metropolen und Märkte.

Diese Standortsituation muss man sich ins Bewusstsein rufen, wenn man der Stadt gerecht werden will. Lienz ist kein Ort, an dem man zufällig "vorbeikommt". Man muss Lienz aufsuchen. Und der Weg ist für die meisten weit.

Umso erstaunlicher, dass es Organisatoren immer wieder gelingt, Tausende Teilnehmer an den Start von Langlauf- und Radrennen nach Lienz zu bringen. Umso bemerkenswerter auch, dass sich eine Firma wie Liebherr in Lienz niedergelassen hat. Der Fleiß der 1200 Mitarbeiter scheint den Standortnachteil aufzuwiegen. Noch etwas Wesentliches zum Grundverständnis von Lienz:

Die besten Zeiten der Stadt liegen mehr als ein halbes Jahrtausend zurück. Bis zum Jahr 1500 hielten die Grafen von Görz hier (auf Schloss Bruck) Hof. Dann starb der letzte Görzer, Leonhard. Die Grafschaft wurde aufgeteilt, Lienz kam zu Tirol, verlor seine Rolle als Residenzstadt und stieg ab zum Provinznest. Der Aufschwung setzte erst wieder ein, als 1871 die erste Lokomotive durchs Drau- und Pustertal pfauchte.

Zudem ist die Stadt im Lauf der Jahrhunderte immer wieder von Bränden verheert worden, und gegen Kriegsende zerfetzten tausend Bomben Bahnhof und Innenstadt.

An die Feuersbrunst von 1609 erinnert die jährliche Florianiprozession, bei der der Gemeinderat hinter der Statue des Patrons gegen Feuerge-



fahr einhermarschiert. Als Folge von Mangel und Katastrophen sieht man in den Straßenzügen von Lienz kaum alte Patrizierhäuser. Immerhin ver-raten an 26 Gebäuden Bronzetafeln, dass es sich um architektonisch oder stadtgeschichtlich be-deutende Bauwerke handelt. Allzu oft ist aber in Flammen aufgegangen, was Fleiß und Bürger-sinn geschaffen haben.

Und dennoch hat Lienz viele lauschige und ro-mantische Winkel zu bieten. Am meisten staun-ten darüber im Sommer 2003 die Einheimischen. Das zwanzigste Stadtfest wurde zum Altstadtfest umbenannt und zur östlichen Stadtmauer verla-gert. Im Park hinter dem ehrwürdigen Antonius-kirohl und im Schutz der mittelalterlichen Befes-tigungen ließ sich prächtig schmausen zu Har-

fenklang. Eine friedliche, harmonische Stim-mung lag über dem Festgelände.

"Ham die 'nen schönen Marktplatz", kann man Touristen bewundernd sagen hören, wenn sie neben den Zwiebeltürmen der Liebburg den Hauptplatz betreten. 120 Meter lang ist der schildförmige Platz und im Westen 46 Meter breit. Im Sommer gehört er den Fußgängern. Und den italienischen Radfahrern, die täglich zu Tausenden entlang der Drau auf schattigem Weg von Südtirol herunter rollen. Ehe sie mit dem Zug zurückfahren, schlürfen sie auf den ausge-dehten Cafeterrassen Cappuccino, schlecken Gefrorenes oder verkosten ein würziges österrei-chisches Bier. Die Verständigungsprobleme schrumpfen dabei hörbar, denn die Lienzer ha-ben sich 2003 zu einem Schritt durch-

gerungen, der für den Tourismus viel wichtiger ist als Straßenausbau: Sie lernen Italienisch. Auf breiter Basis. Stadt und Wirtschaftskammer för-dern das Vorhaben. Im benachbarten Venetien wird mit Erstaunen darüber berichtet. Allein die Nachricht ist schon Sympathiewerbung.

Marktplatz der Gefühle

Zurück zum Hauptplatz. Er ist so et-was wie das Herz Osttirols. Auf dem Lienzer Hauptplatz spielt sich ab, was die Gemüter der Osttiroler in Wallung bringt. Hier wurden 1947 die Vertreter Tirols begeistert emp-fangen, als der Bezirk die Rückkehr vom NS-Gau Kärnten zum Stamm-land mit religiöser Inbrunst feierte. Als der Skirennfahrer Pepi Stiegler 1964 mit Gold von den Olympischen Spielen zurückkam, herrschte lebens-gefährliches Gewoge, zehntausend waren aus dem Häuschen. Der Gitar-tero und Sänger Santana spielte auf dem Hauptplatz auf, der Radwelt-meister Jan Ullrich wurde von der Rampe ins Zeitfahren gestoßen, und der Langlaufchampion Mikhaïl Bot-winow sprintete seine Konkurrenten nieder. Jahreswechsel, Platzkonzerte,



Blick von Thurn auf die Stadt Lienz, im Hin-tergrund die Lienzer Dolomiten

Oldtimerparaden, Flohmärkte, Krampuslaufen, Umzüge, Angelobungen, Zapfenstreiche, Bieranstiche - all dem präsidiert das Wahrzeichen Liebburg, das seit 1987 auch als Rathaus dient.

Die Wolkensteiner haben in dem Stadtschloss residiert, später die Beamten der Bezirkshauptmannschaft, manche ebenfalls mit fürstlicher Herablassung. Im ersten Stock wurden die armen Sünder vom Bezirksgericht verknackt, und im Anbau daneben dürsteten sie dann der Freiheit entgegen.

Stangl-Villa hieß das Gefängnis nach dem Namen seines Leiters. Als prominentesten Insassen beherbergte es den Dramatiker und Schauspieler Franz Xaver Krötz, einen halben Osttiroler. Er hatte sich ein Handgemenge mit einem Gendarmen geleistet. Krötz übte Rache für die Knasttage mit dem Theaterstück "Dolomitenstadt Lienz", das zwar aufgeführt wurde, aber nicht in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

Feierliche Stimmung herrschte in der Liebburg, als sie nach dem Umbau als Rathaus wieder eröffnet wurde. Dann kam ein leises Glucksen auf, das rasch vernehmlicher wurde und in allgemeine Heiterkeit überging. Woran allein ein fehlendes r schuld war. Die Festgäste zeigten einander prustend die Rathausbroschüre mit der trefflichen Bildunterschrift "Blick ins Teppenhaus".

Das Rathaus mit dem modern-funktionalistischen Kern in der alten, nun nobel hellgrau gefärbten Hülle zog viele Exkursionen an, es wurde mit dem Europa-Nostra-Diplom versehen und verhalf seinem Planer Dieter Tuscher zu einem Folgeauftrag. Der Innsbrucker Architekt baute das einstige Bürgerspital und spätere Konvikt mit der angefügten St.-Josefs-Kirche zu einem weiteren Schmuckstück im Stadtzentrum um. Das Gebäude, begrenzt von Stadtmauer und Isel, nimmt das Oberstufengymnasium auf. Das Gotteshaus ist säkularisiert worden, dorthin pilgern jetzt die Freunde von Kammerkonzerten und Liederabenden.

Auf der Nordseite des Hauptplatzes steht ein weiteres architektonisch bedeutendes Bauwerk, die Hypo-Bank. Die meisten Passanten schütteln allerdings verständnislos den Kopf angesichts der glatten Fassade, die die Biederkeit der Häuserfront unterbricht. Warum die Stadtführung den Mut hatte, dieses Bauwerk zuzulassen? Der Planer heißt Raimund Abraham. Und dieser Lienzer Spross, Architekturlehrer in Amerika, hat auch das österreichische Kulturinstitut in New York geplant und vorher beim Wettbewerb

mehr als 200 Konkurrenten ausgestochen.

Der grimmige Abraham - von Restauratoren hält er sehr wenig - hat viel gelehrt, philosophiert und gezeichnet, die Umsetzung war ihm unwichtig. Und so ist die Hypo Lienz eines seiner wenigen Bauwerke.

Wen der Anblick dieses ganz besonderen Bankhauses schmerzt, der kann seine Augen im Sommer an den Palmen und Kakteen laben, die seit Generationen zum Bild des Hauptplatzes zählen. "Südliches Flair": An dieser Charakterisierung des Lienzer Zentrums berauschen sich die Prospektpoeten seit den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts.

Die Andrä-Kranz-Gasse führt vom Hauptplatz, der früher auch unterer Stadtplatz genannt wurde, auf den oberen Stadtplatz, den Johannesplatz. Nach Norden führt die Grabengasse zum Südtiroler Platz. Dessen Hauptfunktion erschöpft sich sichtlich darin, den Besuchern von Stadtsaal und Kino das Abstellen ihrer Autos zu ermöglichen. Nach Süden verläuft die Zwergergasse, ein Bermuda-Dreieck im Kleinen mit gemütlichen Lokalen in alten Gewölben.

Flanierparadies

Den Johannesplatz schließt das behäbige Bürgerhaus der Kaufmannsdynastie Oberhueber ab. Etwas zurückversetzt steht das denkmalgeschützte Luegerhaus. Es hat vor der Liebburg als Rathaus gedient.

In den Wintermonaten 2004 erfasste ein Energieschub die Stadtführung unter Bürgermeister Johannes Hibler. Sie beschloss, den Johannesplatz und die im Westen anschließende Rosengasse zu pflastern, die Gehsteige abzutragen und die Autos solcherart zu verscheuchen. Dass Gasse und Platz dadurch erheblich an Reiz gewinnen würden, war schon nach den ersten 20 Laufmetern Pflaster in der Rosengasse zu erkennen. Und noch während des Umbaus nahmen die Fußgänger selbstbewusst von der Straße Besitz.

Der obere Stadtplatz und die Rosengasse waren früher ein Flanierparadies, ein reges Handelszentrum und gut bestückt mit Gasthäusern. So möge es wieder werden, wünschen sich die Hausbesitzer, die die Umgestaltung angeregt haben. Westlich der Rosengasse werden die Häuser niedriger. Wir befinden uns in der Messinggasse, die ihren Namen von der einst blühenden Messingindustrie hat. Bis zu hundert Leute fanden im Messingwerk Arbeit.

Brände und Kriegsfolgen haben ihm den Garaus gemacht. 1825 wurde die Lienzer Messinghütte endgültig aufgelassen. In einer Quergasse sieht man noch Gemäuer der einstigen Fabrik.

Wo das Verwaltungsgebäude stand, betreut jetzt die Lebenshilfe Osttirols behinderte Mitbürger. Sie kann sich auf die Solidarität der Osttiroler verlassen. Mit der Kunstwerkstatt der Behinderten hat Lienz in Österreich Neuland betreten und Furore gemacht.

Die Messinggasse ist um das Jahr 2000 auf sehr wirksame Weise belebt worden: Dort rufen am Freitagnachmittag und am Samstagvormittag die Händler des Lienzer Stadtmarktes ihre Waren aus: bäuerliche Produkte vor allem, aber auch Keramik und Fische. Der Markt hat längst seine festen Kunden, an den Verkaufsständen ebenso wie an den Theken. Die Initiative machte Mut: Die Häuser wurden frisch gefärbelt, und eine Vintothek hat sich eingerichtet.

In Richtung Iseltal führt vom Johannesplatz die Muchargasse weiter. Früher hieß sie Mönchgasse, weil sie am Franziskanerkloster vorbeiführt. Doch Anton Muchar von Ried und Bangfeld (1786 - 1849) verdient, dass eine Gasse seinen Namen trägt. Er war Rektor der Uni Graz, Philologe und ein Historiker von hohem Grad.

Vorbei an der Kirche St. Marien erreicht man den Egger-Lienz-Platz mit dem Denkmal des berühmtesten Künstlers der Stadt und Tirols, und schließlich die Schweizergasse. Ein Kernstück von Lienz, das zu Reminiszenzen herausfordert. Betagte Bewohner können 44 Betriebe aufzählen, die 1935 in der Schweizergasse ihren Sitz hatten: vom Bürstenbinder und Bäcker bis zum Kaminkehrer und jüdischen Kaufmann. Rechtsanwalt und Arzt nicht zu vergessen.

In den Sechzigerjahren boten noch mehrere Gemischtwarenhandlungen Butter, Besen und Bockshörndlmehl, Zibeben, Zwirn und Zucker feil. Einer der Greißler besaß die Lizenz zum Gassenschank.

Manchmal feierten dort fidele Hausfrauen und Rentner mit dem Briefträger, der den Rest der Post erst gegen Abend, aber in bester Laune und singend, zustellte.

Der Milchladen am Ende der Straße wurde von einer begnadeten Volksschauspielerin geführt. Der betagte Assistent im Fotogeschäft fand zwar selten die gewünschten Filme, vergaß aber beim Suchen nie zu erwähnen, dass er früher mit dem Raketenbauer Wernher von Braun zusammengearbeitet habe.

Ein Kino besaß die Schweizergasse auch. Und egal, was gespielt wurde in der 18-Uhr-Vorstellung: Nach der Wochenschau hörten die wenigen Besucher den alten Franziskanerpater Platz beziehen. Der schleppende Schritt des maroden Beins war unverkennbar.

Neben fleißigen Gewerbetreibenden wohnten allerlei Käuze in der Schweizergasse. So erinnerte sie ein wenig an die alte Prager Kleinseite, wie Jan Neruda sie beschrieben hat.

Die Gasse hat an Bausubstanz noch viel Idyllisches, aber sie ist um ein paar besondere Exemplare ärmer geworden.

Am Nachmittag wackelte manchmal räsonierend der nicht gerade maulfaule Rauchegger-Peter durch die Schweizergasse. Klein von Gestalt war er, doch ein großer Freund der Blasmusik, der bei Platzkonzerten leidenschaftlich mitdirigierte. Gasthausbesucher füllten das Männlein gern zur billigen Unterhaltung mit Schnaps ab. Und ergötzten sich dann an seinen Eskapaden und am Geschimpfe des ernsthafteren Zwillingbruders Hansl. Als dann ein Auto den Peter niederfuhr, raffte es binnen kurzem auch den Bruder dahin. Der eine konnte wohl ohne den anderen nicht leben. In mehreren Lokalen hängen noch die Bilder der zwei Schweizergassler Originale: Die Lienzer vermissen die Brüder.

Das Handelsgeschehen hat in der Schweizergasse nachgelassen. Dass aber sogar ein Sexshop schon bald wieder zusperren musste, hat weniger mit der Schwäche des Standorts zu tun: Die Osttiroler gehen nicht in einen Sexshop. Jedenfalls nicht, wenn der Eingang 300 Meter weit zu sehen ist.

Den Kult beendet

Nördlich der Isel, am Fuß des Schuttkegels, der nach Thurn hin ansteigt, erhebt sich majestätisch die Stadtpfarrkirche St. Andrä.

Sie birgt das Hochgrab des letzten Görzer Grafen, Leonhard. Sie birgt aber nicht mehr das Ursula-Pöck-Denkmal samt Reliquienschrein mit Knöchelchen. Und das beweist, dass in den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts lichte Gedanken in den Köpfen katholischer Geistlicher und engagierter Laien von Lienz wohnten.

Als nämlich damals St. Andrä restauriert wurde, beseitigte man, ohne Aufhebens zu machen, was der Verehrung von Ursula Pöck gedient hatte. Das dreijährige Kind ist 1443 tot in der Nähe des

Lienzer Judenghettos in der heutigen Judengasse aufgefunden worden. Die Juden wurden des Ritualmords bezichtigt und nach grausamer Folter umgebracht. Danach wurde ein Verbot der Ansiedlung von Juden auf "weltweite Zeiten" ausgesprochen. Im Lauf der Zeit entstand um Ursula Pöck ein Kult wie um Anderl von Rinn. Im 18. Jahrhundert wurde sogar - erfolglos - die Selig- und Heiligsprechung betrieben.

Im Schatten der reich ausgestatteten Kirche St. Andrä mit Zeugnissen aller abendländischen Kunstepochen steht ein Kulturdenkmal erster Ordnung: die Kriegergedächtniskapelle, vom berühmten Architekten Clemens Holzmeister und von Albin Egger-Lienz geschaffen - und vom Vatikan lange ins sakrale Abseits verbannt, weil der Auferstandene so gar nicht der gewohnten Darstellung entsprach.

St. Andrä beherrscht das Bild von Lienz, und das seit langem: Das erste Gotteshaus an dieser Stelle wird in frühchristliche Zeit datiert. Es entstand dem Patriarchen von Aquileia.

Rasch gealtert

Daran erinnert der zu Lienz gehörende Ort Patriasdorf. Ein Bauerndörfchen am Rand der Stadt mit Holzhäusern und blumengeschmückten Söllern.

Der Bereich um St. Andrä ist der älteste Teil von Lienz, das vor tausend Jahren Luenzina geheißt hat. In mehreren Stufen entwickelte sich der heutige Name daraus. Im vorigen Jahrhundert ist Lienz um 110 Jahre älter geworden. 1952 wurde das 700-jährige Bestehen als Stadt gefeiert. Die 750-Jahr-Feier fand schon 40 Jahre später statt. Denn inzwischen war im Verzeichnis eines Bozner Notars die Eintragung "in civitate Luanzen" entziffert worden - die erste Nennung von Lienz als Stadt, niedergeschrieben am 25. Februar 1242. Die Hoffnung lebt, dass die Forscher mit einer noch älteren Quelle das Warten auf die 800-Jahr-Feier verkürzen.

Die ersten Siedler bauten am Hang in Patriasdorf, weil den flachen Talboden die ungebärdigen Flüsse beherrschten. Allerdings bildete das Dorf lange eine eigene Gemeinde. "Die 22 Häuser mit 182 Einwohnern sind der Pfarrkirche von Lienz fast näher als die Stadt selbst", beschrieb Johann Jakob Staffler das Örtchen Patriasdorf im Jahr 1844. Und schwärmte von der "schönen Fläche der fruchtbarsten Felder, deren Saaten im wärmsten Sonnenstrahle reifen".

Es hat Tradition im Lienzer Gemeinderat, dass auch ein Bauer aus Patriasdorf vertreten ist.

Auch an der östlichen Stadteinfahrt von Lienz hält sich ein Bauernhof: der Siechenhauser. Der Name verrät die frühere Bestimmung des Gebäudes. Der Bildstock im holzsumzäunten Obstgarten stammt aus der Zeit um 1400 und ist der älteste bemalte Bildstock Tirols.

Der Stadtteil nördlich der Isel mit Grafenanger und Rindermarkt wird von der Kärntner Straße und der Beda-Weber-Gasse erschlossen. Den Grafenanger prägt der Komplex des Gymnasiums. Lienz ist nicht nur das Handelszentrum, sondern mit einem halben Dutzend höherer Schulen auch der Bildungsmittelpunkt von Osttirol und dem benachbarten Oberkärnten.

In der Mitte öffnet sich die erwähnte Beda-Weber-Gasse zu einem hübschen Platz, dem die Michaelskirche den Namen gibt. Eines der acht Gotteshäuser der Stadt, 1308 erstmals genannt. In jedem Stadtviertel steht mindestens eine Kirche: St. Marien, die meistfrequentierte und zum Franziskanerkloster gehörende, im Zentrum; die Herz-Jesu-Kirche im Gewerbeviertel Peggetz im Osten; die Kirche zur Heiligen Familie inmitten der Wohnsiedlungen im Südwesten; die evangelische Kirche im Süden, St. Andrä im Norden, unweit davon die Kirche der Dominikanerinnen, dann die schon erwähnte Michaelskirche und schließlich das Antoniuskirchl, das den Stadtplatz im Osten abschließt. Es dient der russisch-orthodoxen Gemeinde als Sakralraum. Und lässt die Bummler auf dem Hauptplatz wissen, wie viel es geschlagen hat.

Seit 1973 ist der Hauptplatz im Sommer beschauliche Fußgängerzone. Bis 1963 aber führte der gesamte Ost-West-Verkehr entlang der Drau und der Nord-Süd-Verkehr vom Großglockner zu den Dolomiten durch die Innenstadt von Lienz. Dann wurde die "Umfahrungsstraße" eröffnet. Sie führt heute, als Bundesstraße 100, quer durch die Stadt. Umfahrungen sehen anders aus.

Ideal angebunden ist Lienz an die Schiene. Die Dienstmänner waren gerade drei Minuten mit den Koffern unterwegs vom Bahnsteig zu den Hauptplatzhotels.

Die Südbahn, 1871 eröffnet, hat das seit dem Ende der Görzer dahinschnarchende Lienz wieder aufgeweckt, für Zuzug, Tourismus und neue Arbeitsplätze gesorgt. "An den Weltverkehr angeschlossen" wurde Lienz damals, liest man in einem alten Tourismusprospekt.

So richtig in die Breite entwickelt hat sich die Stadt aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Grafenanger hausten an die tausend Menschen in Holzbaracken. Nach und nach verschwanden diese Notquartiere, an der entgegengesetzten Stadtseite, im Südwesten, wuchs der Stadtteil Frieden in die Höhe und nahm viele Barackenbewohner auf. Im Norden der Stadt entstand die Moarfeldsiedlung, im Südosten dockten Siedlungsblöcke und Einfamilienhäuser an die Gemeinde Tristach an. Noch während des Kriegs entstand die Südtiroler Siedlung für jene Südtiroler, die das Auswandern der angedrohten Zwangsassimilierung im Staat Italien vorgezogen hatten.

Wundersame Verwandlung

In den Siebzigerjahren waren einige Architekten und Politiker der Meinung, nun müssten in Lienz endlich großstädtische Akzente gesetzt werden. Und so entstand das Ämterhaus: ein massiver Beton-Glas-Block, die Bezirkshauptmannschaft, eine Art Turm nach gleicher Machart, doch sieben Stockwerke hoch, das Finanzamt. Betonbügel umklammern das Gebäude. "Symbolhafter könnte es nicht sein", sagte der Manager einer Innsbrucker Wohnbaugesellschaft einmal. "Ein Finanzamt wie ein Schraubstock." Ihn faszinierte das Gebäude: als Sinnbild für die Herrschaft des Staates über den Bürger.

Doch die Technik schreitet fort, und so begab sich eine wundersame Verwandlung. Dem Monster wuchsen Fühler in Gestalt von Handymasten, die von der Dachplattform in die Höhe ragen. Und nun hat das Gebäude, wenn man sich ihm über die Albin-Egger-Straße annähert, etwas wunderbar Anrührendes, Kreatürliches. Das Finanzamt ist ein Wesen geworden, und wer füttert ein solches nicht gerne?

Die daneben aufragenden Mühlentürme werden aus dem Stadtbild verschwinden, weil sie der Expansion des eigenen Betriebes im Weg stehen. So gewinnt Lienz etwas an abgegebener Harmonie zurück.

Aber wer die Stadt liebt, der blickt ohnehin auch darüber hinaus. Auf den Kranz der elf Umgebungsgemeinden. Auf den Spitzkofel im Süden und die Schleinitz im Norden, die leider gerade kein Dreitausender ist (es fehlten schon noch fast hundert Meter). Auf den Skiberg Hochstein und den Ederplan. Es geht vom rund 660 m hoch gelegenen Lienzertalboden auf allen Seiten weit in

die Höhe. 1400 Meter und mehr im Osten und Westen, 2000 Meter im Süden, 2200 Meter im Norden.

Die Stadt liegt am Nordwestrand eines Beckens dessen Wände Sportler vieler Disziplinen herausfordern: Wanderer, Kletterer, Radler, Flieger, Skifahrer zum Beispiel. Zahlreiche Vereine beweisen die alpinsportliche Kompetenz von Lienz: Etwa die Bergsteigervereinigung Alpenraute, in deren Namen Toni Egger in Patagonien Alpingeschichte geschrieben hat (blutig allerdings; er stürzte ab nach der Erstbesteigung des Cerro Torre). Oder der Skiclub Lienz, der es verstand, die Stadt als Station des alpinen Skizirkus' zu etablieren.

Die gebirgige Umrandung ist auch das Kapital des Tourismus. Das haben findige Altvordere schon im 19. Jahrhundert erkannt. Damals (genau: 1856) kamen die englischen Reisenden J. Gilbert und J. C. Churchill nach Lienz, befanden die Berge im Süden den Dolomiten ähnlich und nannten sie in ihrem Reisebericht frank und frei "Lienz Dolomites".

Da ging den Lienzer Tourismuspionieren aber ein Licht auf! Sie taufte die Felstürme, die bis dahin "Unholden" geheißen hatten, in "Lienzer Dolomiten" um. Die Bezeichnung floss in die Kartenwerke ein und erst recht in die Prospekte. Und wenn man für alles, was inzwischen in Osttirol die Punze Dolomiten trägt, den alten Namen wieder verwenden müsste, wäre die Katastrophe perfekt. Oder würde jemand in eine Unholdenstadt fahren, an einem Unholdenlauf teilnehmen und, vielleicht gar mit Kindern, ein Unholdenbad aufsuchen?

Unholdinnen und Unholden sind die 12.300 Lienzerinnen und Lienzer gewiss nicht, doch was sind sie wirklich? Als Südtiroler - genauer: Pusterer Landsleute - galten sie früher. Von der Besiedlungsgeschichte her sind sie eine Mischung aus Bajuwaren und Slawen, mit einem romanischen Spritzer. Ein Schuss Kärntner Blut ist dem tirolischen beigemischt worden. Denn der Bau und Betrieb der Eisenbahn brachte starken Zuzug von Osten. Und manche der tausend Einpendler aus Kärnten schafften sich eine Bleibe nahe dem Arbeitsplatz.

Insulaner-Bewusstsein

Auf jeden Fall ist der Hauptort des Bezirks Lienz auch sein Schmelztiegel. Die typischen Schreibnamen der diversen Talschaften sind auch im



Lienzer Telefonbuch vertreten: die Schett und die Lugger aus Villgraten und Tilliach, die Kraller und Aichner aus den oberen Draugründen, die Troger und Huter, Unterwurzacher und Mattersberger aus der Tauernregion. Geübte Ohren hören an den Lienzer Theken zehn Talschaftsidio-me und können die Sprechenden zuordnen.

Der geographische Standort bestimmt beim Lienzer (und beim Osttiroler überhaupt) das Bewusstsein, und dieses hat etwas Insulares an sich: Man ist kein Kärntner und kein Südtiroler, aber vom übrigen Tirol auch recht weit weg. Etwas nicht genau definiertes Eigenes also. Mit hoch empfindlichen Sensoren für wirkliche oder eingebildete Benachteiligungen. Lienz und den Lienzern geht in gewisser Weise die Orientierung ab. Es gibt keine vergleichbaren Nachbarstädte. Sie sind zu weit entfernt und in einem anderen Land. Man kennt sie zu wenig. Zur Bestimmung



des eigenen Standortes und als Konkurrenz wäre eine zweite Stadt gleicher Größe im Bezirk ideal. Überlegungen eines Lienzers, der im Übrigen die Heimatstadt zu schätzen weiß und zwei höchst unterschiedliche Plätze besonders empfiehlt. Zum Ersten Schloss Bruck. Für die Landesausstellung im Jahr 2000 "Leonhard und Paola - ein ungleiches Paar" ist der Burghügel ausgelichtet worden. Die finsternen Fichten wurden gefällt, neue Spazierwege angelegt.

Das Museumsangebot wurde konzentriert, Albin Egger-Lienz noch mehr in den Mittelpunkt gerückt. Und jedes Jahr wird eine sehenswerte Sonderausstellung geboten. Zum Zweiten den Zusammenfluss von Isel und Drau. Die beiden Flüsse, an deren Ufern Parks und Promenaden Erholung bieten, nehmen Lienz in die Zange und vereinigen sich östlich des Bahnhofs. Die Isel wird von den Gletschern der Hohen Tauern gespeist. Die Drau entspringt als winziges Bächlein auf dem Toblacher Sattel im Pustertal. In ihrem Einzugsbereich ragt kein Berg über die Dreitausendermarke hinaus. An heißen Sommertagen ist das Wasser der Drau daher klar, die Isel führt trübe Gletschermilch. Wenn es während heftigen Sommerregens etwas abkühlt, bringt zwar die Drau Hochwasser, die Isel aber bleibt völlig

harmlos: In ihrem höher gelegenen Einzugsgebiet schneit es bereits. So bildet sich am Zusammenfluss von Isel und Drau die Beschaffenheit des Lienzer Hinterlandes ab. Wo sich die beiden Osttiroler Flüsse vereinigen, ist auch ein Platz zum Sinnieren über die Gerechtigkeit der Welt. Unübersehbar ist die Isel viel größer. Aber warum durfte dann die Drau den Namen behalten?

Links oben: Der vielen Brände wegen wurde dem hl. Florian viele Bildwerke gewidmet, so auch diese Bronzestatue, ein Werk des Lienzner Bildhauers José Pirkner aus dem Jahre 1956.

Dargestellt wird der Heilige als römischer Offizier mit Helm und Fahne. Der heilige Florian soll in dem kleinen Dorf Zeiselmauer bei Wien geboren sein. Er lebte als römischer Beamter in St. Pölten. Den Märtyrertod erlitt er im Jahre 304.

Zu den vielen Wundern, die er gewirkt haben soll, zählt auch die Öffnung einer Quelle. Auf seine Fürbitte hin sprudelte plötzlich frisches Wasser aus dem Boden und erquickte Mensch und Tier.

Links unten: Der untere Stadtplatz um 1870; das Bild brachte die „Illustrierte Zeitung“ am 5. Dez. 1891.

Unten rechts: Der Stadtplatz um 1980, Foto Dina Mariner, Lienz.



Archäologiepark Aguntum – Museumsneubau

Ausführende Firmen:



Finanzierung:
Europäische Union, Land Tirol, Region Osttirol

Bauherr:
Verein "Curatorium pro Agunto" A-9900 Lienz

Projektsabwicklung:
Amt der Tiroler Landesregierung, Abteilung Hochbau

Architekten:
Architekturbüro Moser / Kleon A-6020 Innsbruck

Statik:
Ziv.Ing./Dipl.Ing. Stephan Tagger A-9900 Lienz

örtliche Bauaufsicht:
Planungsbüro Horst Wiesflecker A-9900 Lienz

Haustechnik:
TB Technoterm A-9900 Lienz

Sonderplaner:

Bauphysiker:
Arch./Dipl.Ing. Kleon A-6020 Innsbruck

Lichtplaner:



tirol



DAS MUNICIPIUM CLAUDIUM AGUNTUM

Elisabeth Walde

Das Stadtgebiet von Aguntum, samt seinem Hinterland entspricht in etwa dem heutigen Bereich von Osttirol (Bezirkshauptmannschaft Lienz) und dem gesamten Pustertal mit Nebentälern (zum Großteil heute Provinz Bozen).

Das Einflußgebiet von Aguntum reichte im Norden bis zum Felber Tauern, im Osten bis zum Kärntner Tor, im Westen wohl bis Mühlbach im Pustertal und im Süden bis zu den Übergängen ins Gailtal, zum Kreuzbergsattel und wahrscheinlich ins Enneberg.

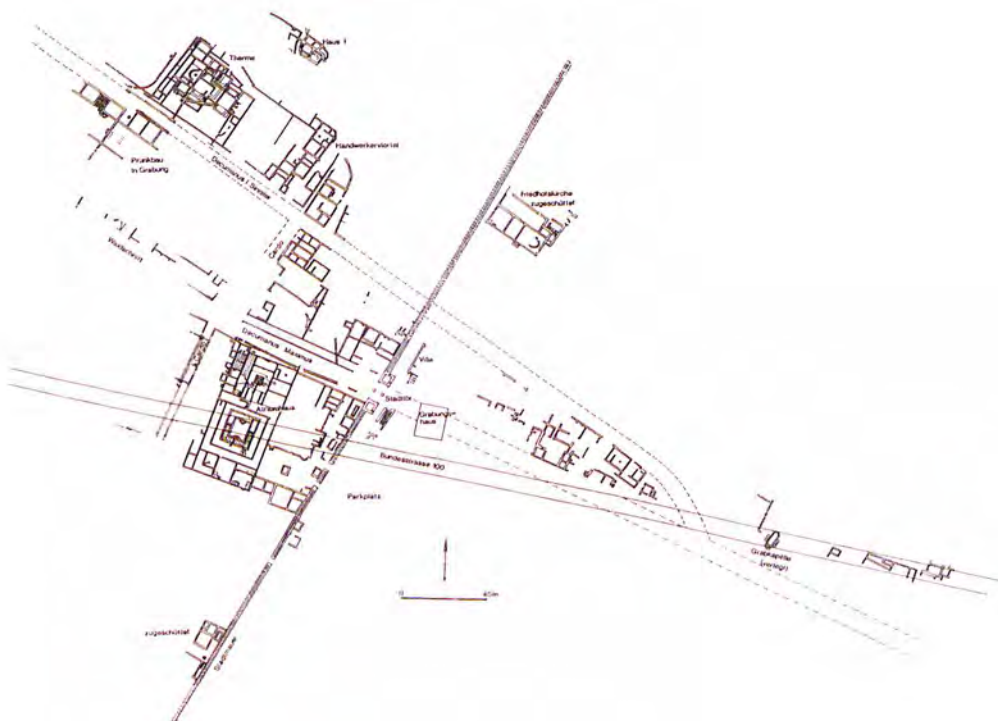
Nachdem lange die aus antiken Schriftstellen bekannte römische Stadt Aguntum im Bereich von Innichen gesucht wurde, gelang es Th. Mommson durch das Studium der Meilensteine, wie auch durch die Entfernungsangaben im Itinerarium Antonini, Aguntum im Bereich der damaligen Gemeinden Nußdorf-Debant und Stribach zu lokalisieren. Heute gehört das Ausgrabungsgebiet von Aguntum zur Gemeinde Dölsach. Als Entfernungen zu den nächsten wichtigen Statio-

nen werden im Itinerar folgende Angaben gemacht: „von Loncium (Mauthen) nach Aguntum 18 Meilen, von Aguntum nach Littamum (Innichen) 23 Meilen, nach Sebatum (St. Lorenzen bei Bruneck) 46 Meilen und nach Vipitenum (Sterzing) 79 Meilen“ (1 Meile = 1,481 km).

Betrachtet man die Lage von Aguntum, so erstaunt vorerst die Erbauung einer Stadt in einem auch heute hochwassergefährdeten Talgrund eines an sich sonnigen und lieblichen Beckens, mit sanft ansteigenden Hängen, die wesentlich besseren Schutz gegen das Wasser geboten hätten. Abgesehen davon, daß der wilde Debantbach, der bei sommerlichen Gewittern in kürzester Zeit zum reißenden Wildbach anschwellen kann, in der Antike sicherlich in einem anderen Bett geflossen ist, überzeugt aber die genauere Betrachtung der verkehrsgeographischen Lage der Stadt. Aguntum entstand nämlich am Kreuzungspunkt der Drautalstraße mit der Straße über den Iselsberg, die das Drautal mit dem Mölltal und weiter auch mit dem Inneren der Tauern verbindet, wo sich seit urgeschichtlichen Zeiten wichtige Bergbaugebiete befanden. Wahrscheinlich liefen über Aguntum ein großer Teil des Metallhandels aus dem Tauern- und Glocknergebiet, sowie vor al-

Links: Eröffnungsfeier zum Baubeginn des Archeologieparks Aguntum mit Musik und viel Prominenz im Sommer 2003.

Unten: Lageplan des Archeologieparks Aguntum mit eingezeichnetem Verlauf der Bundesstraße.



lem der Kupferhandel aus dem inneren Iseltal und seinen Nebentälern (Virgen- und Deferegental). Die Drautalstraße verbindet Aguntum einerseits über Teurnia mit der Provinzhauptstadt Virunum, andererseits über Mauthen und den Plöckenpaß mit der Hafenstadt Aquileia. Gegen Westen führt die Drautalstraße weiter zur Brenneroute. Zahlreiche Funde von Schnecken- und Muschelgehäusen beweisen, daß in Aguntum die Verbindung zum Meer ausgezeichnet gewesen sein muß, da ja diese Tiere zum baldigen Verzehr bestimmt waren.

Aguntum ist uns durch Plinius d. Ä. (naturalis historia, III, 146) als ein Municipium claudischer Gründung bekannt, d. h., daß es um die Mitte des

einige prähistorische Kleinfunde aus dem Stadtgebiet schon für eine ältere Besiedlung (eine alpine Bandbogenfibel 6. Jh. v. Chr., eine der alpinen Tierkopffibel verwandte Fibel 5. Jh. v. Chr., Fibel im Mittellatèneschema 2./1. Jh. v. Chr., Nachahmung einer Massilia Drachme 2. Jh. v. Chr., einige republikanische Münzen und keltisches Kleinsilber) .Auch das unregelmäßige, nicht rechtwinkelige Straßensystem von Aguntum kann als Argument für eine schon vor der Erhebung zum municipium vorhandene, langsam gewachsene Siedlung herangezogen werden.

Seit 1911 wird in Aguntum gegraben, zum Großteil unter äußerst schwierigen Bedingungen. Einerseits war nie für ein wirklich finanziell abge-



1. Jh. n. Chr. schon eine gewisse Bedeutung gehabt haben muß, um in den Genuß eines eigenen Stadtrechtes zu kommen. Das claudische Aguntum wurde zweifelsohne nicht auf jungfräulichem Boden angelegt. Im Bereich von Haus I am nördlichen Ende des heutigen Grabungsareals konnten wir eine ca. 1,30 m breite Bachsteinmauer unterhalb der dem 1. Jh. n. Chr. zuzuordnenden ältesten Schichten des Hauses feststellen, die eine vollkommen andere Orientierung besitzt, als die Mauern der späteren Stadt. Sie muß zu einem wesentlich früheren Bau bisher noch unbekannter Funktion gehören. Auch sprechen

Das Stadttor von Aguntum mit den zwei Türmen.

sichertes Großprojekt genügend Geld vorhanden, andererseits ist die Grabung in Aguntum aber technisch ziemlich aufwendig, da stellenweise meterdicke Vermurungen abgetragen werden müssen. Außerdem ist der Mörtel des aus Bachsteinen errichteten Mauerwerks fast vollkommen vergangen, was das Erkennen der Mauerzüge im umgebenden Murenschotter, der aus den gleichen Steinen besteht, sehr erschwert. Daher ist bis heute nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Stadtgebietes bekannt, und viele grund-

sätzliche Fragen sind noch immer ungelöst. Wir kennen von diesem römischen Municipium einen Teil der Stadtmauer mit einem großen, von zwei Türmen flankierten Tor und mehreren kleinen Nebentoren, an der vom Stadttor herführenden Hauptstraße das Atriumhaus mit einem prächtigen Gartenperistyl und einem Nebengebäude, das vielleicht ein Privatbad, oder aber das beheizte Winterhaus gewesen sein könnte, eine große Therme, das sog. Handwerkerviertel, eine Ansammlung einfacher, meist zwei- bis dreiräumiger Häuser mit Werkstatt, und seit kurzem auch einen geringen Teil des sog. Prunkbaues, der möglicherweise zum Forum der Stadt gehören könnte. Im Osten setzt sich außerhalb der Stadtmauer die Besiedlung mit einfachen Häusern fort. Im Osten der Stadt befindet sich eine bereits von R. Egger ergrabene frühchristliche Kirche mit zugehörigem Gräberfeld.

Die Stadtmauer wurde aus zwei Mauerschalen errichtet, die alle 14,8 m durch Quermauern zusammengehalten wurden. Der Zwischenraum wurde mit Schotter und Erde aufgefüllt. Die Mauer ist 2,54 m dick und wird von W. Alzinger zwischen 5 und 6 m hoch rekonstruiert, wobei er eine mögliche Bekrönung mit Zinnen vorschlägt. Das 9,50 m breite Haupttor besitzt in seiner zweiten Bauphase zwei Durchfahrten. W. Alzinger datiert den Mauerbau auf Grund einer hadrianiischen Münze und eines Börsenarmreifes in das 2. Jh. n. Chr. Auch die neuen Grabungsbefunde machen diesen Ansatz wahrscheinlich. Bemerkenswert scheint, daß ein so aufwendiger Bau in Friedenszeiten errichtet wird, was eigentlich nur aus Gründen der Selbstdarstellung der Aguntiner Bürger gerechtfertigt scheint. Aus historischen Gründen schiene eine Errichtung der Stadtmauer im unsicher gewordenen 3. Jh. n. Chr. plausibler. Außerdem ist von der Aguntiner Stadtmauer bisher nur ein einziger, nord-süd gerichteter, 340 m langer Mauerzug bekannt und kein Mauereck. Im Süden wird die Stadtmauer als "sauber abgemauert" beschrieben, im Norden verliert sie sich im Murenschotter. Da die Tortürme an ihren Außenseiten Türen und Fenster besitzen, erhob sich lange Zeit eine lebhaft diskutierte Frage, ob die Stadt mit ihrem Kern nun östlich oder westlich dieser Mauer zu suchen sei. Heute scheint diese Frage gelöst, da alle bisher bekannt gewordenen bedeutenden Bauten von Aguntum westlich dieser Mauer liegen. Da aber diese Mauer mit ihren geöffneten Türmen und auch mehreren Nebentoren wenig fortifikatorischen Wert hat, schrieb man

ihr auch ganz andere Funktionen zu. So sah man in ihr nicht nur einen reinen Repräsentationsbau, sondern sogar einen Schutzbau gegen Hochwasser. Allerdings müßte man dann einen gänzlich anderen Verlauf des Debantbaches annehmen als heute, sonst läge diese Hochwassermauer genau an der verkehrten Seite der Stadt. Um alle diese Fragen zu klären, sind Nachgrabungen im Bereich der Stadtmauer dringend notwendig.

Vom Stadttor führt gegen Westen die Hauptstraße von Aguntum, die an ihrer Nordseite von einer 3,50 m tiefen Halle begleitet wird, deren Dach von Säulen mit einem Interkolumnium von 4 m getragen wurde und die einen rötlichen Kalkmörtelestrich mit Ziegelsplitt und mit Fresken bemalte Wände besaß.

Wandmalereifragment aus dem Atriumhaus (Aguntum, Museum)



Das prächtig ausgestattete, aus mehreren Komplexen bestehende Atriumhaus südlich dieser Halle ist das bisher eindrucksvollste Wohngebäude in Aguntum. Es besteht aus dem prächtigen Haupthaus mit einem daran anschließenden Peristylhof mit einem großen Wasserbecken aus Marmor in der Mitte und repräsentativen Räumen im Süden. Im Osten befindet sich ein weiterer Bau mit Heizungen, der entweder als Therme, oder möglicherweise als beheizter Wintertrakt gedeutet werden könnte, daran schließen diverse Wirtschafts- und Kellerräume an. Im Westen liegt direkt neben dem Haupthaus ein ummauerter Garten, der am ehesten als Nutz- und Wirtschaftsgarten gedient hat. Dieser Garten grenzt unmittelbar an den von der Hauptstraße abzweigenden sog. *Cardo I*, unter dem ein wohlhalter Abwasserkanal läuft.

Die zur Zeit noch laufenden Grabungen werden hoffentlich die Funktion des unmittelbar im Osten des Haupthauses anschließenden Baukomplexes eindeutig klären können. Der Form des Grundrisses nach entspräche der Bau vollkommen einer Therme, allerdings konnten bisher keinerlei Spuren einer Zu- oder Ableitung für Wasser festgestellt werden. Möglicherweise schloß sich auch im Süden an das Haupthaus ein weiterer Nutzgarten an. Die riesige Ausdehnung der gesamten Anlage und der Reichtum der Ausstattung im Haupthaus weisen dem Aguntiner Atriumhaus unter allen bisher in Österreich bekannten römischen Wohnbauten einen besonderen Platz zu.

Das Aguntiner Atriumhaus stellt in seiner mediterranen Bauweise einen für das alpine Klima vollkommen ungeeigneten Bau dar, dessen nächste Verwandte am besten in Pompeji nachgewiesen werden können, wo dieser Bautypus das Wohnhaus des Großbürgertums darstellt. Man kann sich die Errichtung eines solchen, ausschließlich südlicher Hitze und Trockenheit angepaßten Hauses mit offenem Dach und vielleicht offenen Durchgängen in den Garten nur so vorstellen, daß hier von Italien aus geplant wurde, ohne an die klimatischen Verhältnisse, geschweige denn an einen alpinen Winter zu denken. Das Atriumhaus wurde in mindestens 4 Bauphasen zwischen dem 1. und dem 4. Jh. n. Chr. mehrfach verändert. Manche Teile scheinen aber bis in die Neuzeit (Keramikfunde aus dem 16. Jh. n. Chr.) weiter verwendet worden zu sein und erst neuzeitliche Vermurungen führten zur endgültigen Absiedlung.

Das Atriumhaus besitzt den bekannten Aufbau eines römischen Wohnhauses mit repräsentativer Säulenfassade zur Hauptstraße, Vestibül, Atrium mit dem Sammelbecken für das durch das offene Dach hereinfließende Regenwasser, und links und rechts flankierenden kleinen Erweiterungsräumen (*Alae*). Es folgt das *Tablinum*, der eigentliche Empfangsraum des Hausherrn für vornehme Gäste. Seitlich schließen kleinere Wohnräume und schmale Durchgänge in den privaten Peristylhof an. In der Ausstattung wurde großer Aufwand getrieben: Marmorsäulen im Eingangsbereich, Marmortürschwellen, ein 6x6 m großes *Impluvium* aus Marmor und im zugehörigen fast 2 m tiefer gelegenen Peristylgarten ein Wasserbecken aus Marmor. Mit Sicherheit dürfen wir Wandmalerei annehmen, im Peristyl sind Reste davon gefunden worden. Der Mittelraum hinter dem südlichen *Porticus* des Peristyls, von Alzinger als "Sommertriklinium" bezeichnet, besaß ein einfaches Schwarzweißmosaik. Blütezeit dieses Hauses ist wohl das späte 1. bis frühe 3. Jh. n. Chr.

In der ersten Bauphase besaß das an vier Seiten umlaufende 3,60 m tiefe Peristyl, dessen Dach von Pfeilern getragen wurde, nur einen begrünter Garten im Ausmaß von ca. 30x28 m. Möglicherweise gab es in diesem Garten aber auch schon eine Brunnenanlage, von der noch die zwei beim Einbau des großen Marmorbeckens teilweise zerstörten röhrenförmigen Mauerreste zeugen, die von uns bei der Ausgrabung aus Sicherheitsgründen bisher nur auf 1,70 m Tiefe verfolgt werden konnten. Dann baute man um die Wende vom 2. zum 3. Jh. n. Chr. großzügig und mit viel Geld ein aufwendiges Wasserbecken aus Marmor aus Gummern (Kärnten) ein, das die Form eines viereckigen Kanals, der eine grüne Insel (9x7 m) umspült, besitzt. Die Seitenlänge ist ca 16x14,50 m, die lichte Beckenbreite 1,80 m, die Tiefe ca. 90 cm. Der obere, sicherlich profilierte Abschluß dieses Marmorbeckens ist leider nirgends erhalten. Das Becken ist durch einen Kanal mit dem *Impluvium* im Atrium direkt verbunden und wird durch einen gegen Süden führenden Kanal entwässert. Schließlich wurde in einer späteren Bauphase das Becken um seine nördliche Hälfte verkleinert, wobei auch der massive Marmor entfernt wurde, um es endlich ganz mit Schutt, in dem auch Wandma-

Rechts: Die Therme von Aguntum vor der Restaurierung.



lereireste gefunden wurden, zu verfüllen. Von den Pfeilern konnten drei Stück in Sturzlage gefunden werden, die einen gegenseitigen Abstand von 3 m zwischen den Pfeilern an den Seiten der Halle rekonstruieren lassen, der an den Ecken auf ein Interkolumnium von 1,50 m reduziert wurde. Diese Pfeilerhalle trug an der Innenwand eine in bunte Felder gegliederte Freskobemalung. Wenn man nach den Vorbildern aus den Vesuvstädten gehen möchte, könnten möglicherweise auch die Pfeiler selbst bemalt gewesen sein. Der Nordtrakt der Pfeilerhalle lag ca. 2 m höher als der West-, Ost- und Südflügel, so daß man beim Hinausschreiten aus dem zentralen Teil des Wohnhauses einen prachtvollen Blick auf Halle, Marmorbecken und Garten genießen konnte. Es konnte wegen zahlreicher früherer Eingriffe im Zuge des Straßenbaues nicht eindeutig geklärt werden, wie dieser Höhenunterschied überwunden wurde, möglich wären zwei seitliche Treppen oder aber auch, zumindest in einer späteren Bauphase, eine repräsentative zentrale Freitreppe. Hinter dem südlichen Teil der Pfeilerhalle lagen weitere Räume, die vielleicht als sommerlicher Speisesaal mit einer daneben liegenden Küche gedeutet werden könnten.

In seiner letzten Phase dürfte das Atriumhaus nur mehr partiell bewohnt gewesen sein. Die Räume zur Hauptstraße hin dienten möglicherweise als Verkaufsladen. Über das Peristyl wurde ein vollkommen anders orientiertes Gebäude gesetzt, von dem noch eine Mauer und eine ihr zugehörige einfache spätantike Schlauchheizung aufge-



Schwarz-Weiß Mosaik aus der Therme (Aguntum, Museum)

gefunden wurden. Jedenfalls aber stellt das Atriumhaus im Alpenraum ein einmaliges Ensemble dar. Gelegen an der Hauptstraße, nahe beim Haupttor, unweit vom heute angenommenen Forum der Stadt diente es wohl als die beeindruckende

Behausung eines prominenten Aguntiners, der uns aber leider bis heute unbekannt geblieben ist. Natürlich fragt man sich angesichts eines solchen Baues in unseren Breiten, woher kam der offensichtliche Reichtum dieses Mannes? Wenn wir annehmen, daß er vielleicht Weggeld für die Straße über den Iselsberg eingenommen hatte, oder auch mit dem Bergbau in den Tauern und dem Metallhandel in Zusammenhang gesehen werden kann, so hätten wir wahrscheinliche, ergiebige Erwerbsquellen. Zu beweisen ist aber darüber nichts.

Einfache Häuser, meistens nur aus wenigen Räumen bestehend, wovon einer meistens eine Werkstatt mit Feuerstelle bildete, die in erster Linie auf Metallverarbeitung hinweist, befinden sich eng aneinandergerückt im sog. Handwerker- viertel. Manche dieser Häuser scheinen auch ei-



Marmorboden in einem Raum des sog. „Prunkbaues“.

nen Verkaufsraum gehabt zu haben. Die Bauten zeigen eine solide Ausstattung mit Mörtelstrich, Hypokaustenheizungen und Ziegeldächern. An den Hausecken zu den eher engen Gassen sitzen große Steine als Radabweiser, was auf eine stark belebte Siedlung hinweist.

Genauer untersucht ist bisher nur das am nördlichen Rand des heutigen Grabungsgeländes liegende sog. Haus I, das seine Blütezeit von der zweiten Hälfte 1. Jh. n. Chr. bis in die erste Hälfte 3. Jh. n. Chr. hatte, Hypokaustenheizungen besitzt, und aus dem auch Reste von Fensterglas zu Tage kamen, was immer als ein Zeichen eines gewissen Wohlstandes gewertet werden kann. Ab 300 n. Chr. kann im Fundspektrum von Haus I ein starker Einbruch festgestellt werden, der möglicherweise mit der Zerstörung Aguntums um 275 n. Chr. zusammenhängen könnte. Späte Funde, wie Fragmente von einigen spätantiken Lampen des 4. und 5. Jh. n. Chr., ein Fragment

einer Terra Sigillata Chiara des 5. Jh. n. Chr. und ein bronzenener Schnallenbügel des 6. Jh. n. Chr., bezeugen eine, wenn auch eingeschränkte Siedeltätigkeit in der Spätantike. Ein fragmentierter Bronzeohrring mit Emailinlagen, der der Köttlacherkultur (10./11. Jhd. n. Chr.) zuzuordnen ist, kann zumindest für eine Begehung des Terrains im Mittelalter herangezogen werden, und zeigt auch in dieser Zeit noch immer bestehende Handelsbeziehungen mit dem Süden auf.

Aguntum besaß seit dem 1. Jh. n. Chr. eine verhältnismäßig große Therme, die mehrmals umgebaut wurde, und deren Geschichte die Ausgräber eng mit welthistorischen Ereignissen in Verbindung brachten.

So interpretierte man die Skelettfunde in der Therme als Zeugen eines Einfalles von brennenden und mordenden barbarischen Scharen, denen ein Kind und der Bademeister, der noch versucht haben soll, die Tageseinnahmen in Sicherheit zu bringen, nicht mehr entkommen konnten. Wahrscheinlicher aber scheint, daß auch das verfallende Gemäuer der Therme nach ihrer endgültigen Zerstörung als spätantiker Begräbnisplatz diente, so wie wir dies auch für den sog. Prunkbau mit zwei Skelettbestattungen feststellen konnten. Die große Therme entstand im 1. Jh. n. Chr. über

einem in seiner Funktion ungeklärten nord-süd gerichteten einfachen Bau.

Sie wurde mindestens dreimal umgebaut und dabei in der zweiten Bauphase in ihrer Gesamtorientierung um 180 Grad gedreht. Ungeklärt ist bis heute ihre Wasserversorgung, sie dürfte aber am wahrscheinlichsten vom Debantbach her vorgenommen worden sein. Möglich wäre die Verwendung von hölzernen Leitungen, die im feuchten Boden vergangen sind.

Wie Reste zeigen, war auch die Therme mit Geld und Geschmack ausgestattet, so finden sich Türschwelle aus Marmor, marmorverkleidete Wände und Wandmalerei. Die aus den Abwasserkanälen der Therme geborgenen Schmuckstücke, darunter Gemmen und Goldschmuck, zeigen, daß die Bevölkerung von Aguntum in beachtlichem Wohlstand lebte. Es fanden sich weiters ein wertvolles bronzenes Wasserschöpfgefäß mit Griff (Kasserolle), und zugehörig eine kleine Strigilis mit silbertauschiertem Griff und der Signatur „Urba(nus) f(ecit)“ – Urbanus hat es gemacht. Dieser Urbanus dürfte in den berühmten

Marmortafel für den Begräbnisplatz der Verehrer des Stadtgenius von Aguntum (Innsbruck, Ferdinandeum).



Metallwerkstätten in Campanien um Capua herum gearbeitet haben. Zum Badeset eines gepflegten Thermenbesuches gehörten auch noch ein Parfumfläschchen, wie das bauchige blaue Glasfläschchen im Museum von Aguntum und die mit ihm zusammen gefundene Kosmetiksonde, mit der das parfümierte Öl, das besonders teuer war, sparsam und sorgfältig auf die Haut oder in das Haar getropft werden konnte.

Südlich der Therme ist ein riesiges Bauensemble bisher nur angegraben, der sog. "Prunkbau", dessen Name als Arbeitshypothese dienen mag, bis wir seine Funktion besser erkennen können.

Er besitzt Zimmer mit Marmorböden, bemalte Wände und gegen Osten einen riesigen beheizten Saal. Aus einem der Zimmer stammen Reste einer überlebensgroßen Bronzestatue, die heute mit Ergänzungen versehen im Museum des Atriumhauses steht. Die gewaltigen Ausdehnungen dieses Baues lassen uns jedenfalls annehmen, daß es sich dabei um einen offiziellen Bau handelt, der vielleicht zum noch immer gesuchten Forum gehören könnte. Aus den Kleinfunden läßt sich eine Benutzung dieses Baues noch im 4. Jh. n. Chr. bestätigen. Der durch Brand zerstörte Bau diente nach der endgültigen Zerstörung der Stadt um 610 n. Chr. als Platz für zwei Bestattungen (14 C Daten 561-654 n. Chr.).

Im Osten vor der Stadtmauer liegt eine frühchristliche Kirche einfachster Bauart mit Priesterbank, eine Bauform, die sie in die im Patriarchat von Aquileia übliche Bauweise einreihet. Umgeben ist diese Kirche von einem Gräberfeld mit, wie es scheint, beigabenlosen Skelettgräbern.

Die Ausdehnung des Municipium Aguntum ist zur Zeit im einzelnen nicht bekannt. Die Stadt dürfte sich aber doch erheblich gegen Norden bis zum ansteigenden Gelände im Bereich von Stribach und Nußdorf ausgedehnt haben. Römische Funde sind aus Stribach und Nußdorf, sowie von dem nördlich der Bundesstraße 100 angelegten Fußballplatz bekannt geworden.

Gräberfelder liegen ohne Zweifel östlich der Stadtmauer, entlang der Drautalstraße und nördlich davon, wo beispielsweise der frühchristliche, heute auf den Parkplatz von Aguntum verlegte Grabbau aufgefunden wurde, oder noch weiter östlich der große, leider unbeschriftete Altar, der im Bereich des alten Grabungshauses wiederaufgestellt wurde. Aus der Umgebung der heute wieder zugeschütteten Friedhofskirche von Aguntum wurden beim Bau der Telephonlei-



Toilettebedientin mit Spiegel und Krug. Teil eines großen Grabbaues (Lienz, Schloß Bruck)

tung Körpergräber angeschnitten. A. B. Meyer und A. Unterföhrer berichten von Steinplattengräbern ebendort. Auch wurden im Bereich der Drautalstraße, schon jenseits der Kuppe bei der Auffahrt nach Dölsach, bei Bauarbeiten hin und wieder Marmorblöcke beobachtet. Bemerkenswert scheinen in diesem Zusammenhang auch die römischen Spolien im mittelalterlichen Mauerwerk der an der Drautalstraße gelegenen Margaretenkapelle.

Nicht minder dürften sich aber auch Gräberfelder nördlich der Stadt, Richtung Iselsberg befunden haben. Von dort stammt aus den Stribacher Auen die bekannte Inschrift eines Bestattungsvereines, der sich unter der Verehrung des Genius des Municipium Claudium Aguntum zusammenfand (Innsbruck, Tiroler Landesmuseum):

Locus/ sepulturae/ cultorum/ Geni(i) municip(ii) Agunt(ensium)/ Secundus Ant(onii) Pud(entis)/ titulum s(umptu) s(uo) m(emoriae) c(ausa) d(ono) d(edit). Begräbnisplatz der Verehrer des Stadtgenius des Municipiums der Aguntiner. Secundus, Sklave des Antonius Pudens stiftete die-

se Inschrift als Geschenk auf eigene Kosten zum Gedächtnis. Die Inschrift wird durchaus unterschiedlich gelesen. Die hier festgehaltene Lesung folgt einem Vorschlag von R. Wedenig. Im Unterschied zu den älteren Lesungen, die Secundus Antonius Pudens als einen einzigen Namen sehen, schlägt er einen Stifter namens Secundus vor, der der Sklave des Antonius Pudens gewesen sein könnte.

Am unteren Rahmen ist noch das Kürzel Iuc angebracht, das vielleicht den Namen des Steinmetzen (Iucundus) überliefert.

Wir dürfen annehmen, daß die Verehrer des Schutzgeistes von Aguntum sich in einem Verein zusammengeschlossen hatten, der nicht nur kultische Zwecke verfolgte, sondern auch gerade für ärmere Bürger einen würdigen Begräbnisplatz garantierte. Solche Vereine gab es im römischen Reich häufig.

Der als Spolie in einem der spätantiken Handwerkerhäuser in Aguntum vermauerte Grabstein der Viccia Severa trägt folgende Inschrift (Lienz, Schloß Bruck):

D(is) M(anibus) Vicciae/ G(ai) f(iliae) Severae/ ob(itae) an(norum) XXXII con(iugi) k(arissimae)/ C(aius) Iul(ius) Pontianus/ et sibi et suis



v(ivus) f(ecit). Den Totengöttern. Für Viccia Severa, die Tochter des Gaius, seine mit 32 Jahren verstorbene überaus geliebte Frau, machte Caius Iulius Pontianus (dies) auch für sich und die Seinen bei Lebzeiten.

Bemerkenswert in dieser Inschrift ist die sorgfältige Verteilung der Buchstaben und die exakte Steinmetzarbeit. Bei der Auffindung waren in den Vertiefungen der Buchstaben noch Reste von roter Farbe erhalten.

Leider sind im Bereich der Stribacher Auen wegen der bis zu 6 m hohen Vermurungen Grabungen immer eine finanziell besonders aufwendige Angelegenheit, weshalb weitere Untersuchungen in diesem Gelände sicherlich nicht in nächster Zukunft möglich sein werden. Daß die Ausgrabung der Nekropolen von Aguntum aber ein Desiderat erster Güte wäre, zeigen Reste von prächtigen Grabbauten mit figürlichem Reliefschmuck von beachtlicher Qualität, wie beispielsweise das "Mädchen von Aguntum" (Lienz, Schloß Bruck). Der Stein wurde vor der Westwand eines Hauses auf Parzelle 190, unweit der frühchristlichen Grabkapelle gefunden, wo er in zweiter Verwendung als Schwelle diente. Dargestellt ist ein junges Mädchen mit kurz geschnittenen Haaren und Stirnfransen. Sie trägt ein Gewand ohne jeden Schmuck, das für Dienerinnen in Noricum spätestens ab dem 2. Jh. n. Chr. charakteristisch ist. Über einem langen Untergewand mit weiten Ärmeln liegt ein etwas kürzeres Übergewand, das unmittelbar unter der Brust mit einer Kordel gegürtet wird. In der erhobenen Rechten hält das Mädchen einen Spiegel, in der gesenkten Linken einen Krug. An diesen Attributen ist das junge Mädchen eindeutig als eine Dienerin zu erkennen, die für die Toilette, die Kosmetik und die Schönheit ihrer Herrin zuständig ist. Solche Dienerinnen sind auf den Gräbern ein Symbol einerseits für den stattlichen, wohlgeordneten Haushalt, andererseits aber auch für die sorgfältige Lebensführung der Hausherrin, die durch die Pflege ihrer Schönheit das soziale Prestige ihres Mannes erhöht.

Der aus der Gegend um Schloß Bruck stammende sog. Dioskurenstein, mit der Darstellung eines Dioskuren auf der Vorderseite und einer Mänade auf der rechten Schmalseite, ist wohl der bisher bedeutendste plastische Fund aus Aguntum

Vorderseite des rechten Ecksteines eines großen Grabbaues mit Darstellung eines Dioskuren (Innsbruck, Ferdinandeum)

(Innsbruck, Tiroler Landesmuseum). Dieser Stein ist der rechte Eckblock vom Sockel eines großen Grabbaues und hatte ursprünglich ohne Zweifel links ein Gegenstück mit dem Bild des zweiten Dioskuren und vielleicht auf der linken Schmalseite einen Satyr. Beide Steine dürften die Inschrift auf dem Grabbau flankiert haben. Die Darstellung der Dioskuren auf römischen Gräbern ist ein Symbol für die Überwindung des alles verschlingenden Todes. Pollux teilte nämlich seine Unsterblichkeit mit dem sterblichen Kastor, und so konnten die beiden Brüder abwechselnd einen Tag in der Unterwelt und einen Tag im Olymp verbringen. Die Mänade auf der rechten Schmalseite des Steines ist nackt, steht leicht nach vorne gebeugt und hält ihr Manteltuch mit der linken Hand zwischen ihren Schenkeln fest. In der Rechten hat sie einen nur mehr schwer erkennbaren Gegenstand, der ein Apfel gewesen sein könnte. Mänaden gehören zusammen mit Satyrn in den Kreis des dionysischen Gefolges. Auch sie sind als Teil des dionysischen Mysterienkultes Zeichen für ewiges Leben, für Todesüberwindung und vielleicht sogar für Wiedergeburt.

Der im Jahre 1979 während der Grabung aufgefunden und in der Presse hochgespielte Stadtplan von Aguntum, ein auf einem antiken Ziegel nach dem Vorbild der Forma Urbis Romae eingeritzter Plan der Stadt mit den bisher ergrabenen Teilen ergänzt durch Theater, Amphitheater, Basilika usw. entpuppte sich als studentischer "Grabungsk", und kann daher für eine bessere Kenntnis der Aguntiner Topographie nicht herangezogen werden.

Die Gesamtchronologie von Aguntum kann bis jetzt nur in groben Zügen festgelegt werden. Die Methode der früheren Ausgräber, bekannte historische Ereignisse der Weltgeschichte prinzipiell mit Zerstörungshorizonten in Aguntum zu verbinden, scheint heute doch etwas überzogen, da lokale Ereignisse, wie Feuer, Blitzschlag, Muren u. a. m. die Entwicklung einer Siedlung oft stärker beeinflussen als welthistorische Begebenheiten. Im Vergleich zu den anderen Römerstädten in Noricum und aus der bisherigen Kenntnis der Kleinfunde aus Aguntum läßt sich aber aussagen, daß das 1. und 2. Jh. n. Chr. die wahre Blütezeit der Stadt darstellten, daß im 3. Jh. n. Chr. wohl mehrfach marodierende germanische Scharen durch Aguntum zogen, daß sich die Stadt davon aber wieder erholte (z. B. 252/53 n. Chr. Ehreninschrift für Kaiser Volusianus,

Lienz Schloß Bruck), daß sie um 400/ 406 stark zerstört wurde und um 610 bei der großen Schlacht zwischen den Baiern und den Slawen, von der Paulus Diaconus überliefert, daß "Garibaldus (Sohn des Baiernherzogs Tassilo) in Agunto a Slaviv devictus est", von Grund auf zerstört wurde. Nach den Zerstörungen im 3. Jh. und vor allem im frühen 4. Jh. scheint sich die Bevölkerung langsam aus den Tälern auf höher und damit sicherer gelegene Siedlungsgebiete zurückgezogen zu haben. So blüht die Bergsiedlung in Lavant nach einer mehr als 200 jährigen Pause im 3. Jh. n. Chr. auf.

Von der führenden politischen Schicht sind uns aus Aguntum drei Bürgermeister bekannt, davon interessanterweise zwei auf Inschriftsteinen, die weit von Aguntum entfernt zu Tage kamen. An der Kirche San Giovanni in Duino befindet sich der Weihestein an die Spes Augusti, gestiftet von T Auconius Optatus, Decurio und Ilvir von Aguntum, das heißt Gemeinderat und Bürgermeister (CIL V 708) eingemauert. Aus der Inschrift geht weiters hervor, daß er ein mit der Eh-

Unten : Satteldecke einer Reiterstatue. Bronze mit Kupfer- und Silbereinlagen (Lienz, Schloß Bruck)



rengabe des equus publicus (Staatspferd) ausgezeichnete römischer Ritter war. Er ließ den Stein für das Heil seines Sohnes Titus Auconius Optatus, römischer Ritter, herstellen. Die Lesung der Namen, ob Tauconius oder T. Auconius ist nicht eindeutig festzustellen. Die Verehrung der Spes Augusta war wohl als Loyalitätsbekundung für das Kaiserhaus gedacht.

Aus Wasserburg am Inn stammte der im zweiten Weltkrieg unwiederbringlich zerstörte, aber aus einer Photographie bekannte Grabstein des C. Trebonius Faustus, der als *Ilvir* und *praefectus iure dicundo civitatis Aguntum* (Bürgermeister und mit Rechtssprechung ausgestatteter Präfekt der Bürgerschaft von Aguntum) bezeichnet wird (CIL III 5583). Er hatte diesen Stein sowohl für sich selber als auch für seine Eltern und seine Gemahlin herstellen lassen.

Aus der Kirche von Oberdrum bei Lienz schließlich kam das Grabsteinfragment eines weiteren Aguntiners, der Bürgermeister der Stadt gewesen ist, in das Museum von Schloß Bruck.

Auf dem Inschriftenstein ist der Name des Mannes nicht mehr erhalten, eindeutig lesbar aber ist sein Amtstitel: *Ilvir iure dicundo*, also mit der Gewalt der Rechtssprechung ausgestatteter Bürgermeister.

Namentlich ist uns auch Publius Cornelius Crispinus, geboren in Aguntum, Sohn des Publius, und bis zum 18. Feber 150 n. Chr. Angehöriger der Leibgarde von Kaiser Antoninus Pius in Rom, bekannt, da wir eine wohlerhaltene Hälfte seines Militärdiploms (Lienz, Schloß Bruck) besitzen .

Aguntum muß einstmals prächtig ausgestattet gewesen sein. Dies beweisen auch die nicht nur im Bereich des sog. Prunkbaues, der vielleicht zum Forum von Aguntum gehören könnte, aufgefundenen Fragmente einer überlebensgroßen Bronzestatue (ca. 2,40 m) eines Römers in Tunika und Toga. Erhalten ist der rechte Arm, Teile des Gewandes, der linke Fuß mit einem Patrizierschuh (*calceus patricius*). Solche Schuhe bestanden aus einer eher dünnen Sohle und zwei Paar Riemen, die bis über die Knöchel hinauf geschnürt wurden. Der doppelte Besatz mit Riemen stand nur den Angehörigen des Patrizierstandes zu. Ein gut vergleichbarer Schuh, ebenfalls von einer Bronzestatue, wurde 1935 in Grafendorf bei Lienz gefunden und ist ein guter Beleg dafür, daß sich die reichen Aguntiner ihre vornehmen Villen an den sonnigen und sanften Hängen nordwestlich und nordöstlich von Lienz erbaut haben.

Das Stück befindet sich heute im Museum von Schloß Bruck in Lienz .

Unter den Bronzefunden aus Aguntum gibt es noch zwei exquisite Stücke mit reicher Tauschierung, die unter Umständen zu einem Reiterstandbild gehört haben könnten:

Das größere ist der an der Vorderkante des Sattels seitlich herabhängende Teil einer Satteldecke, wie wir dies von römischen Reiterstandbildern kennen. Das Stück hat eine Länge von 40 cm und befindet sich heute in Schloß Bruck. Die Bronze ist mit reichen dekorativen Einlagen aus Silber und Niello verziert und zeigt Blumen, Ranken und Dreiecksmuster. Die hochwertige handwerkliche Ausführung dieser Bronze und der enorme Aufwand, der mit der Verzierung getrieben wurde, lassen auf ein Reiterstandbild einer hochgestellten Persönlichkeit schließen.

Der zweite Fund besteht aus drei Fragmenten und könnte den Griff eines Schwertes oder Dolches darstellen. Wegen des auffallend dicken

Togatus. Großbronze ergänzt (Aguntum, Museum).



Gusses kann es sich aber nicht um einen realen Griff handeln, sondern nur um ein Detail einer Bronzestatue. Die Bronze ist in feinsten Manier überaus reich mit Einlegearbeit in Messing, Silber und Kupfer verziert und stellt an sich schon eines der wertvollsten Stücke aus Aguntum dar. Gefunden wurden die drei Bronzeteile im Garten des Atriumhauses. Die Art der Tauschierung lässt eine Datierung in das 3. Jh. n. Chr. glaubhaft werden.

Ein bisher ziemlich unauffälliges Fundstück aus Aguntum ist das Fragment eines Terrakottareliefs, auf dem noch ein Gewandstück, drei Hände und eine Schüssel zu sehen sind. Erhalten haben sich auch noch Spuren der ehemaligen Bemalung. Die Bedeutung dieser Szenerie wurde in der Archäologie durch viele Jahre diskutiert, bis das Problem endlich gelöst werden konnte. Es ist das Fragment einer sog. Campanaplatte, auf der dargestellt ist, wie der athenische König Aigeus seinen Sohn Theseus wiedererkennt, und in letzter Sekunde versucht, ihm den vergifteten Trank, mit dem dieser hätte getötet werden sollen, zu entwenden. Da Campanaplatten mit Hilfe von Formen hergestellt wurden, konnte die Szene an Hand anderer Reliefs mit der gleichen Darstel-

lung mit Sicherheit identifiziert werden. Campanaplatten sind Tonreliefs, die besonders in der Zeit von der Mitte des 1. Jh. v. Chr. bis zur Mitte des 2. Jh. n. Chr. als Außen- und auch Innendekoration von Profanbauten dienten, und besonders in Norditalien und Spanien Verbreitung fanden. Benannt sind sie nach dem römischen Antikensammler Marchese Gianpietro Campana. Im römischen Österreich ist meines Wissens bisher keine weitere Campanaplatte gefunden worden. Dieser Aguntiner Fund ist ein weiterer Beleg für die Pracht der Ausstattung der Bauten in Aguntum und die enge Beziehung Noricums zu Italien. Die Platte könnte u. U. zur Ausstattung des Atriumhauses gehört haben. Bisher waren als Hausschmuck nur mit Palmetten verzierte Antefixe bekannt, die an den Außenkanten der Dächer angebracht waren, und als Abschluß der Deckziegelreihen dienten.

Seit einigen Jahren wird Aguntum zu einem den Kulturtourismus belebenden Archäologiepark ausgebaut. Im Frühjahr 2005 wird das neue Museum in Aguntum eröffnet, das neben Grabungsfunden aus der Stadt auch wichtige Befunde zur römischen Kulturgeschichte zeigen wird.



Links: Wahrscheinlich Schwertgriff einer Bronzestatue. Bronze mit Einlagen von Messing und Silber (Aguntum, Museum)



Oben: Aguntum, Aussichtsturm neben den ausgegrabenen Thermen. Hinaufsteigend gibt es auf Schrifttafeln Leseproben aus Beschreibungen römischer Badefreuden: "Von allen Seiten untönt mich wilder Lärm. Ich wohne nämlich über einem Bad. Stell Dir das Stimmengewirr, das Geschrei in allen Tonarten vor, was mich bedauern lässt, dass ich Ohren habe! Ich höre das Achzen der Leute, die mit Hanteln turnen - sie stoßen die Luft pfeifend aus und keuchen angestrengt. Wenn jemand ganz still daliegt und sich salben und massieren lässt, höre ich das Klatschen der Hand auf seinem Rücken: jeweils einen anderen Laut, wenn der Schlag mit der flachen oder mit der hohlen Hand gegeben wird. Wenn dann noch jemand kommt, der mit dem Ball spielen kann, ohne zu schreien, und die Treffer mit lauter Stimme zu zählen beginnt ist es ganz aus." (Aus einem Brief des römischen Staatsmannes, Philosophen und Schriftstellers Seneca: Epistulae ad Luculium 56, 1).

Die Georgskapelle von St. Nikolaus

Vor Zeiten stellte man sich die Welt als festgefügte Ordnung vor. Der Mensch war eingebettet in eine nicht hinterfragte und nicht hinterfragbare Hierarchie, die von Gott herab über verschiedene Zwischenträger bis zur Gemeinde, als deren Glied sich der einzelne verstand, sank. Aus diesem Grund gab es auch kein Überspringen der hierarchischen Schichten, jede war Mittlerin zwischen einer höheren und einer niedrigeren. In dieser Gliederung hatte jeder seinen sicheren Platz, ein psychisches Drama des in die Welt geworfen Seins, des nirgends „Heimat“ Findens.

Rechts: Der Doppelchor in der Nikolauskirche, oben die freskengeschmückte Georgskapelle, Anfang 13. Jh.

Unten: Die Nikolauskirche bei Matrei, ein schlichter, im Kern romanischer Bau; sein gedrungener Turm bewahrt nahezu unversehrt romanischen Freskenschmuck.











des entfremdet Seins, gab es grundsätzlich nicht. Es gab natürlich einzelne, die sich querlegten, die in ihrer „Sündhaftigkeit“ verharrten, die dadurch den Frieden in der Gemeinschaft gefährdeten, aber sie wurden ausgestoßen und erlitten das in die Welt hinaus geworfen Sein auf eine für uns unvorstellbare Grausamkeit. Doch das waren Ausnahmen, die nur geeignet waren, die Ordnung zu festigen, zu stärken, letztlich zu beweisen und zu bewähren: ad maiorem ordinis gloriam. Was wir heute als unerträglich empfinden würden, empfand man in der damaligen Zeit zum Heil aller und des einzelnen als notwendig. Erst wenn wir diese hierarchische Ordnung in ihrer für damals positiven Bedeutung uns bewusst machen, können wir neben der Schönheit auch die lebensspendende Kraft der Symbolik erkennen, die in der Georgskapelle von St. Nikolaus künstlerische Gestalt erlangt hat (1270).

Wir betreten den heiligen Raum durch einen Bogen, an dessen Leibung die Fresken zu beiden Seiten eine Leiter zeigen, deren oberes Ende von Gott Vater mit ausgestreckten Armen zusammengehalten werden. Auf ihnen steigen Engel auf und nieder. Am linken Fußende liegt Jakob träumend. Am rechten ist die „Salbung des Altars“ dargestellt. Der Eintretende wird so mit dem im Himmel schwebenden Gott in Verbindung gebracht. Dann stehen wir vor einem steinernen Tischaufbau, der als Altar gedient hat. Der Raum ist ernst und würdevoll. Seine Atmosphäre erfüllt jeder aufnahmebereiten Besucher mit Staunen. Man kann sich vorstellen, wie vor Jahrhunderten sich die Gläubigen in ihrer Not und in ihrer Angst vor noch größerer Not rund um diesen Altar gedrängt haben. Vor ihnen steht auf einer Vorstufe erhöht der Priester und vollzieht die heilige Handlung. Er hebt die Hände hoch und weist auf das Heil, das von oben kommt. In ihrem Rücken sind die Gläubigen umgeben von Heiligen, die sie beschützen, die sie verstehen und mit ihnen

beten. Jeder hat seinen besonderen Heiligen oder auch mehrere, denen er vertraut ist und vertraut. Da stehen die Heiligen Agathe und Cäcilia, Perpetua, Mauritius, Vitus, Florian, Laurentius, Nikolaus, Marcellus, Clemens, Gregor, Silvester, Stephanus, Blasius, Vinzenz, Sebastian, Albanus, Felizitas, Agnes, Eustachius, Katharina. Es sind je sieben an den drei Wänden, im ganzen 21, drei mal sieben, aber sie stehen für alle Heiligen. Die Gläubigen bitten um ihre Hilfe. Da wird die heilige Agathe, die Gute und Sanfte, angerufen, sie möge den Hof vor allen Übeln schützen, vor Feuer und Unwetter und allem anderen Unglück. Ein junger Bauer bittet die heilige Felicitas um eine gute und tüchtige Nachkommenschaft, dass mit ihrer Hilfe die Arbeit am Hof bewältigt werden könne und so der Hof viele Generationen lang gedeihe.

Und Vitus wird beknielt, den Bruder vom Veitsanz zu befreien.

Eine Mutter fleht Laurentius an, ihr Kind vom heftigen Fieber zu erretten.

Das Jahr war schlecht, ruft still in sich hinein der Bauer, man musste eine Kuh notschlachten, weil das Futter nicht gereicht hat, heiliger Silvester hilf!, lass das kommende zu einem guten Futterjahr werden.

Heiliger Blasius, befreie, ich bitte dich inbrünstig, meinen Mann vom schweren Halsleiden, das ihn befallen hat.

Und ein junges Mädchen ruft die heilige Katharina an: Du Reine, lass auch mich so rein sein, wie du es warst und lass mich einen Mann finden, den ich glücklich machen kann.

Daneben steht ihr älterer Bruder, der still betet: Ich werde im kommenden Monat Magdalena heiraten, bitte heiliger Nikolaus, hilf uns, dass es eine gute Ehe wird.

Und so stehen sie da, still und würdig alle 21 Heiligen, im Rücken der Gemeindemitglieder und hören sich übers Jahr, über die Jahrzehnte und



Jahrhunderte alle die Gebete des Leids an. Und manchmal hören sie auch einen Dank über eine gelungene Heilung, über eine gute Ernte, über eine erfüllte Liebe, über einen getrösteten Tod. Auf dem Weg nach oben, den der Priester der Gemeinde zeigt, tritt ein neuer Kreis von Begleitern und Sehern und Mahner hinzu. Es sind die Propheten des alten Testaments, nicht alle sind erkennbar. Doch lassen sich Ezechiel, Zacharias, Isaias, Jeremias und Malachias noch gut sehen. Der Priester spricht zur Gemeinde von ihnen, von Malachias, der ausruft: Bereitet dem Herrn den Weg, ebnet ihm die Straßen, oder von Isaias, der die Geburt des Immanuel verheißt, Gottes geliebten Sohn, an dem er sein Wohlgefallen hat oder des Jeremias, des Verkünders des neuen

Bundes, der da spricht: Mein Knecht, der Gerechte macht die Vielen gerecht, er lädt die Schuld auf sich, oder des Ezechiel, der die Vision des neuen Jerusalems verkündet. Ebenso ist der gesamte Kosmos in Gestalt der vier Elemente in den schützenden und bewahrenden Umkreis einbezogen. Sie tragen die Grundmauern des Himmlischen Jerusalems. Die Erde ist dargestellt als brauner nackter Mann, dessen linke Hand Samen ausstreut, während die rechte Hand ein Tier hält. Das Wasser wird von einem grünen Mann repräsentiert, mit Fisch und Gefäß, die Luft blau mit Wolke und Vogel und schließlich das Feuer rot, der Mann hält in der linken eine Fackel und in der rechten einen Stein. Über die erhobenen Arme dieser Trägerfiguren



führt der Weg weiter zu den Toren der ummauerten Himmlischen Stadt. An jedem der vier Tore erwarten drei Apostel die Gläubigen, um sie zu empfangen, zu belehren und hineinzubegleiten in das Zentrum, in dem Christus thront. Und dieser Thron wird von den vier Evangelisten, den Verkündern der Frohbotschaft, gestützt. Je einer von ihnen steht auf einem Eckturm der Stadtmauer. Und so schließt sich in Christus der schützende Umkreis.

Heute neigt man dazu, dieses hierarchische Gebäude als einengend zu empfinden. Aber war es so, wenn die Menschen, die um den Altar standen, daran glaubten, dass sich nach oben hin das Himmlische Jerusalem öffnet?

Herbert Hofer-Zeni

Links: Christus thront als Herrscher, in seiner Hand hält er ein Buch, die Bibel; umgeben wird er von den Aposteln, den "Sendboten" und von den vier Evangelisten, den Verfassern des Neuen Testaments. Im Zentrum steht hier die Frohe Botschaft.

*Unten: Die etwas jüngere Kreuzigung über dem Kirchen-
ausgang betont den Opfertod und die Erlösung.*



DIE GRAFEN VON GÖRZ UND IHRE BURGEN IM PUSTERTAL

Meinrad Pizzinini

Der angesehene Tiroler Topograph Beda Weber charakterisierte in seinem Werk „Das Land Tirol“, erschienen 1838 in Innsbruck, Schloss Bruck als „... eines regierenden Fürsten würdig“. Diese Burg war das Zentrum der görzischen Macht in der sog. Vorderen Grafschaft Görz mit Lienz als Zentrum und Residenzstadt.

Das Geschlecht, das in Bayern seinen Ursprung hatte und nach neuesten Forschungen eigentlich von den Andechsern abstammte, ließ sich im späten 10. Jahrhundert im westlichen Teil des Herzogtums Kärnten nieder. Es führte im westlichen Teil der Grafschaft Lurn („Lurngau“), im Bereich des späteren Lienz, die Verwaltung. Nach dem mehrmals wiederkehrenden Namen Meginhard (Meinhard) wird es in der Forschung heute als „Meinhardiner“ bzw. als „Meinhardinger“ bezeichnet.

Zielstrebig wurden Verbindungen zu den einflussreichen Geschlechtern der Nachbarschaft eingegangen, mit den Grafen im Pustertal, den Sieghardingern und deren Nachfolgern, den

Spanheimern, und den Eppensteinern. Nicht nur im Lurngau konnten die Meinhardiner ihre Position ausbauen. Es gelang ihnen durch verwandtschaftliche Beziehungen, sich auch südlich der Karnischen Alpen in Friaul und am Isonzo festzusetzen. Zwischen 1122 und 1125 wurde ihnen die Vogtei über das Patriarchat von Aquileia übertragen, was einen ungeheuren Machtzuwachs bedeutete.

Eigentlich zum Schutz des Hochstiftes eingesetzt, wurde diese Position jedoch schonungslos zur eigenen Machtausweitung genützt. Die Burg von Görz, günstiger Ausgangspunkt der Herrschaft im Süden, gelangte im Jahr 1123 in den Besitz des Grafengeschlechtes. Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand war Heinrich I. das erste Familienmitglied, das zu Lebzeiten den Titel eines Grafen von Görz trug (1149). Im Süden gelang es Görzern nie, die Alleinherrschaft über Friaul zu erlangen; im Norden war der Besitz auf jeden Fall weit geschlossener.

Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts brachte den Görzern Niederlage und weiteren Aufstieg. Im Kampf um die Machtausweitung im Herzogtum Kärnten mussten die verbündeten Grafen Albert III. von Tirol und Meinhard III. von Görz gegenüber Herzog Bernhard von Kärnten und dessen Sohn Philipp, Erwählter von Salzburg, im September 1252 eine empfindliche militärische Niederlage einstecken.

Der Diktatfrieden von Lieserhofen vom 27. Dezember 1252 hat territoriale, besitzmäßige Einbußen sowie finanzielle Schädigungen verursacht. Beschämend, dass des Görzers Söhne Meinhard und Albert in salzburgische Geiselhaft übergeben werden mussten.

Für die weitere Entwicklung der Position der Görzer Grafen trugen die folgenden Ereignisse wesentlich bei: Die Grafschaft Pustertal, die in östlicher Richtung bis zum freisingischen Immunitätsgebiet um Innichen reichte, stand im Besitz des Bischofs von Brixen. Von diesem war sie als Lehen an das Geschlecht der Andechser vergeben worden und nach dem Tod des Herzogs Otto 1248 an Graf Albert von Tirol. Als dieser 1253 ohne männliche Nachkommen starb, beerbten

Wappen der Grafen von Görz, Schlussstein am Hauptschiffgewölbe der Stadtpfarrkirche St. Andrä in Lienz, um 1450



ihn die Ehemänner seiner beiden Töchter, Meinhard III. von Görz und Gebhard von Hirschberg. Bei der Teilung durch die beiden Grafen fielen dem Görzer u.a. die Grafschaft Pustertal und die Vogtei über das freisingische Innichen zu.

Als der Görzer Meinhard III. im Jahr 1258 starb, erbten seine beiden Söhne Meinhard IV. und Albert II., die sich zwar noch in salzburger Geiselhaft befanden, aber durch Entlassung bzw. Flucht freikamen. An eine dauernde gemeinsame Regierung war nicht zu denken, so teilten die Brüder im Jahr 1267 zu Lienz und endgültig am 4. März 1271 auf Schloss Tirol Territorium, Rechte und Einkünfte. Meinhard übernahm das neugewonnene Tirol, Albert den alten görzischen Besitz und das Pustertal. Man vereinbarte die beiderseitige Annahme der jeweiligen Titel und das gegenseitige Erbrecht bei Aussterben einer der beiden Familien. Meinhard, als Tiroler Graf Meinhard II., ging als Schöpfer des Landes Tirol in die Geschichte ein. Er wurde auch mit dem Herzogtum Kärnten belehnt. Als mit seinem Sohn Heinrich 1335 die Familie im Mannestamm ausstarb, wurden die Grafen von Görz-Tirol nicht berücksichtigt. Sie erhielten gleichsam als Entschädigung von Habsburgs Gnaden 1339 die Pfalzgrafenwürde in Kärnten erblich verliehen. Heinrichs Tochter, Margarethe Maultasch, übergab die Grafschaft Tirol im Jahr 1363 nicht den Verwandten, sondern dem Habsburger Herzog Rudolf IV. dem Stifter. – Die görzische Linie, die Albert II. begründete, starb mit Graf Leonhard im Jahr 1500 aus.

Für den weitläufigen Besitz, der sich vom Pustertal, den Bereich von Lienz, Oberkärnten, auch in

Michelsburg bei St. Lorenzen im Pustertal, von Süden gesehen; Lichtdruck nach einer Fotografie von A. J. Mariner, Bruneck, 1892 (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Bibliothek) Rep. Pizzinini



Burg Welsperg, links Thurn; Bleistiftzeichnung von Wolf v. Isser, 1855. (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Bibliothek)

Unterkärnten, nach Friaul, Krain, die Windische Mark, Weißkrain bis an die Adria und nach Istrien hinein erstreckte, kam als Sammelbezeichnung für die verschiedenen Grafschaften und den verstreuten Besitz die Bezeichnung „Comitatus Comitum Goriciae“, die „Grafschaft des Grafen von Görz“, auf. Besitz und Rechte waren auf ganz verschiedene Herkunft zurückzuführen. Erstmals 1443 scheinen die sprachlichen Wendungen „Grafschaft hievor“ und „Grafschaft darinnen“ für die beiden großen Teile der Görzer Herrschaft auf. Diese Bezeichnungen entsprechen den erst in nachgörsischer Zeit verwendeten und heute noch üblichen Begriffen „Vordere Grafschaft Görz“ für alle Bereiche nördlich des Plöckenpasses, und „Innere“ oder auch „Hintere“ Grafschaft für den südlichen Teil.

Nicht nur in Tirol, auch in den görzischen Landen konnte ab dem 13. Jahrhundert die volle Landeshoheit ausgebaut werden mit hoher und niedriger Gerichtsbarkeit, der Steuer- und Wehrhoheit und den verschiedenen nutzbaren Regalien. Es bestanden die üblichen vier Hofämter und eine Regierung mit einem Rat, der Kanzlei und der Kammer als Finanzbehörde. Die Einrichtung von Urbarämtern und Gerichten erfolgte noch im 13. Jahrhundert, in einer Zeit, als die Görzer die Reichsunmittelbarkeit beanspruchten, die sie de facto schon innehatten. Eine diesbezügliche Bestätigung erfuhren sie durch Kaiser Karl IV., der den regierenden Grafen Meinhard VII. 1365 als des Römischen Reiches Fürsten und Getreuen bezeichnete. Nahezu das ganze Pustertal stand unter der Herrschaft der Görzer als Landesfürsten, unterbrochen nur vom tirolischen Taufers, der brixnerischen Stadt Bruneck und dem Gericht Anras/Tilliach sowie dem freisingischen Innichen.

Seit dem 15. Jahrhundert ist die Abhaltung von Landtagen überliefert; es bestanden ein Landrecht und auch eine Landesordnung.

Das Pustertal, dessen Anfang geografisch bei der Haslacher bzw. Mühlbacher Klause liegt, erstreckt sich geografisch rund 100 km weit bis zur Lienzer Klause, doch werden von der geschichtlichen Entwicklung her auch das Lienzer Becken und das Iseltal als Seitental hinzugerechnet.

Die Burgen des Pustertales, die mit den Görzer Grafen in Zusammenhang stehen, besaßen Schutz- und Verwaltungsaufgaben oder dienten den Dynasten als Aufenthaltsorte. Vielfach wurden Ministerialen mit der Burghut betraut, immer öfter aber setzte man Pfleger für die Verwaltung von Burg und zugehörigem Landgericht ein.

Die meisten der Burgen, in deren Besitz die Görzer gelangten, waren ältere Gründungen. Die bedeutendste görzische Burg im westlichen Pustertal war die St. Michelsburg. Mit der Landesteilung unter den görzischen Brüdern von 1271 gelangte diese Burg samt Gerichtssprengel in den Besitz Graf Alberts II. von Görz, wobei die Lehenshoheit des Bischofs von Brixen völlig zurückgedrängt worden ist.

Uttenheim und Neuhaus gingen mit allen Zugehörigkeiten 1336 an die Görzer über. Ab der Mitte

des 15. Jahrhunderts war Uttenheim Gerichts- und Verwaltungssitz.

Altrasen gelangte ebenfalls 1271 an die Albertinische Linie der Görzer und blieb mit der ganzen gleichnamigen Herrschaft bis 1500 im Besitz der Familie. Ab der Mitte des 14. Jahrhundert gehörte auch Schöneck den Görzern.

Das freisingische Immunitätsgebiet um Innichen wurde v.a. von den Grafen von Görz, den Schirmvögten, bedrängt, was auch zur Ausgliederung der Landgerichte Welsperg und Heinfels führte. Selbst über die kleine, dem Hochstift Freising verbliebene „Hofmark“ Innichen übten die beiden görzischen Landgerichte die hohe Gerichtsbarkeit aus.

Bereits von der Lage her gehört Heinfels zu den imponierendsten Görzer Burgen am Boden des heutigen Bezirks Lienz. Verschiedene mittelalterliche Schreibweisen des Namens wie Hunenvelse, Hiunvels, Hunevels, Heunfels usw. inspirierten zu einem Herleitungsversuch von einer in der Völkerwanderungszeit errichteten Festung der Hunnen, der nicht nachvollziehbar ist. Kulturgeschichtlich interessanter sind mehrere Gründungssagen. Innichen, im Jahr 769 vom Baiernherzog Tassilo III. als Benediktinerkloster gegründet, hat wesentlich zur Christianisierung

Burg Heinfels von Südosten; Aquarell von Carl Lindner, 1850 (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Bibliothek)



der weiter östlich eingedrungenen und angesiedelten heidnischen Slawen beigetragen. Vor diesem Hintergrund ist der sagenhafte Kampf zwischen den Riesen Hano und Huno (Hunnus) zu sehen. Hano von Toblach soll mit Unterstützung bajuwarischer Mannen den Turm des Huno erstürmt und dem Unterlegenen eine Rippe aus dem Leib gerissen haben, die heute noch in der Vorhalle der Innichner Stiftskirche zu sehen ist. Die erste Nennung von Heinfels ist in einer Welfesperger Urkunde des Jahres 1243 überliefert. Es konnte bisher nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob die Gründung der Burg selbst auf die Welfesperger zurückgeht. Wenig später in görzischem Besitz, blieb Heinfels der wichtigste Stützpunkt ihrer Herrschaft im Pustertal. Dadurch wird erklärbar, dass diese Burg nie zu Lehen oder als Pfand weiter gegeben, sondern von eingesetzten Pflegern verwaltet worden ist. Die Bedeutung der Burg für das landesfürstliche Geschlecht wird durch die Stiftung einer eigenen Kaplanei auf die bereits bestehende St. Laurentius-Kapelle bestätigt. Sie erfolgte durch Graf Albert IV. mit 2. Februar 1331. Der Stiftungs-

Innerer Hof von Heinfels mit Blick gegen den noch intakten Wohnturm und den Treppenturm; Abdruck einer Zeichnung im Werk Österreichische Burgen, Bd. 3, von Otto Piper, Wien 1904, Rep. Pizzinini



brief drückt aus, dass damit ein „selgeret“ („Seelgerät“) für alle verstorbenen, gegenwärtigen und künftigen Familienmitglieder geschaffen werde. Zum Unterhalt des Kaplans, der eine festgelegte Anzahl von hl. Messen lesen musste, wurde ein eigenes Urbar mit mehreren Gütern angelegt. Wenn dieses zur Entlohnung von jährlich 150 Gulden nicht ausreichte, wurde auf die Einnahmen aus dem Zoll an der Mühlbacher Klause zurückgegriffen.

Die Kapelle, die beim lange schon befürchteten Einsturz der hoch aufragenden Westwand des Wohnturms vom November 1932 mit der Zerstörung des Gewölbes schwerstens beschädigt wurde, ist in ihrer Anlage mit dem Grundriss eines unregelmäßigen Rechtecks aber noch sehr gut erfassbar, wobei mehrere Schichten von Malereien zu erkennen sind. Die jüngste Schicht aus der Zeit um 1460 ist eindeutig Meister Leonhard von Brixen zuzuordnen. Teile dieser Fresken mit Heiligendarstellungen und der Maiestas Domini wurden noch rechtzeitig vor dem Einsturz abgenommen und sind im Museum der Stadt Lienz auf Schloss Bruck verwahrt.

In dieser Kapelle befand sich eine von den Görzern gestiftete umfangreiche Reliquiensammlung. Die mittelalterliche Leichtgläubigkeit stellte keine Fragen bezüglich möglichen Schwindels, sondern erschauerte ehrfürchtig vor den auch noch so skurril betitelten angebotenen Heiltümern. Die Sammlung enthielt z.B. einen Teil von der hölzernen Krippe des Jesukindes, ein Stück vom Stein, auf dem Jesus stand, als er gefangen genommen wurde, einen Teil von einem Stein, mit dem der hl. Stephanus gemartert worden ist, weiters Fragmente der Geißelsäule Christi und der Märtyrerpalme der hl. Katharina. Späne vom Kreuz Christi und ein Dorn aus der Dornenkrone des Erlösers mögen als die wertvollsten Reliquien angesehen worden sein. – Diese prominente Sammlung löste in nachgörscher Zeit eine ansehnliche Wallfahrt zur St. Laurentius-Kapelle auf Heinfels aus.

Auf Heinfels wurden prominente Häftlinge in sicheren Gewahrsam genommen. Dazu gehörte auch die Mutter der letzten görschen Grafengeneration mit Johann und Leonhard. Katharina Gara (Garai) war eine sehr resolute Frau, die ihren Gatten, Graf Heinrich IV., nach Widersprüchen in den politischen Anschauungen zweimal kurzerhand unter „Hausarrest“ gesetzt hat. Auch nach dessen Tod mischte sie zum Leidwesen des nun regierenden Fürsten Johann in der Politik



Detail einer Heiligendarstellung in der Apsis der Kapelle auf Heinfels, romanische Malerei der 2. H. des 13. Jhdts.

mit. Als sie im Jahr 1455, aus Görz kommend, selbstsicher zu Verhandlungen auf Heinfels erschien, wurde sie hier von ihrem Sohn festgehalten und erst auf Vermittlung des Tiroler Landesfürsten Sigmund und der Republik Venedig freigelassen!

Für die Görzer diente Heinfels kurzfristig als Residenz, nachdem im Streit mit Kaiser Friedrich III. als Landesfürst von Kärnten um das Erbe nach Graf Ulrich von Cilli mit dem Frieden von Pusarnitz (25. Jänner 1460) nicht nur Oberkärnten, sondern auch die Herrschaft Lienz mit Stadt

St. Laurentius-Kapelle auf Heinfels, gotischer Wanddienst und Sakramentshäuschen, um 1460



und Schloss Bruck für zwei Jahre verloren gegangen waren. Nun nahmen sie ihren ständigen Sitz auf Heinfels, während sie ihre Münzstätte in Toblach einrichteten.

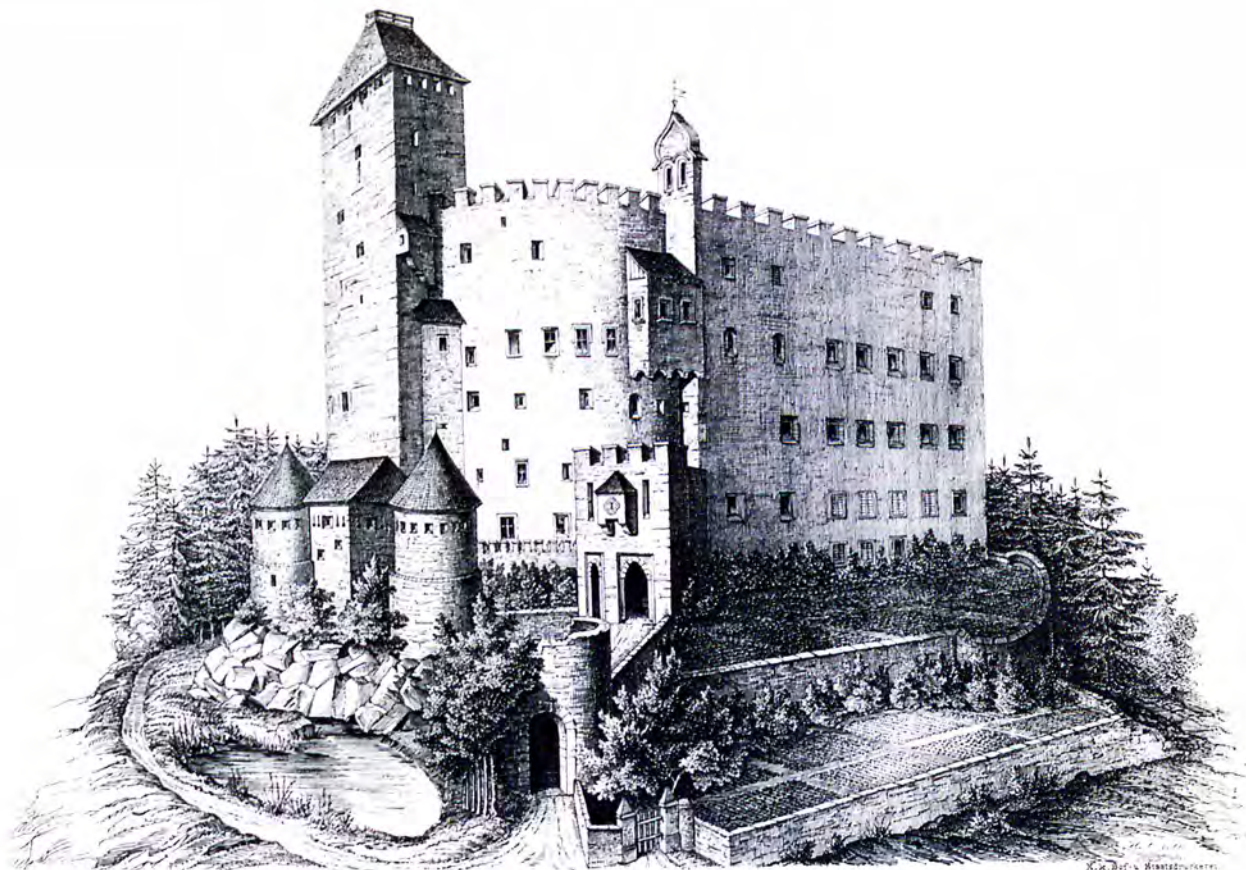
Von den Görzern als militärisches Bollwerk ausgebaut und mit Kriegsgerät ausgerüstet, konnte vom „Universalerben“ König Maximilian I., seit 1490 Landesfürst von Tirol, und späterer Kaiser, die Burg Heinfels nach dem Tod des Grafen Leonhard (12. April 1500) übernommen werden. Im kommenden Venezianerkrieg spielte Heinfels in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes im Cadore eine wichtige Rolle.

Das Zentrum der görzischen Landesherrschaft in der Vorderen Grafschaft war seit je her Lienz, jedoch auf der Anhöhe in der Nähe der heutigen Stadtpfarrkirche St. Andrä gelegen. Im Bereich des „locus Luenzina“ lag auch ihr „Castrum Luenz“, das sie eigentlich vom Patriarchen von Aquileia, der hier über Besitz verfügte, zu Lehen bekommen hatten.

Gegen 1200 gründeten die Grafen in der Talebene zwischen Isel und Drau ein Burgum, Ursprung der Stadt Lienz, die urkundlich 1242 erstmals „civitas“ – „Stadt“ – genannt wird. Zur Befestigung legte man an der Westseite ein Verteidigungswerk an, das als Sitz der Burggrafen, Vertreter des Grafen in der Vorderen Grafschaft bei dessen Abwesenheit, diente.

Ein schützender Kranz von Ministerialenburgen am Rand des weiten Talkessels bot der zentralen Siedlung Schutz: Thurn auf der Sonnseite, Walchenstein am Iselsberg, Lavant und Ehrenburg im Süden. Im Virgental in der inneren Iselregion liegt Rabenstein, Sitz von Pflegern und Richtern des Gerichts Virgen, seit 1271 in Besitz Graf Alberts II. von Görz bzw. seiner Familie. Noch vorher hatten sich die Görzer der Lienzener Klause als gewichtiges Festungswerk am Ein- bzw. Ausgang des Pustertales bemächtigt.

Als nach der folgenschweren Niederlage der verbündeten Grafen von Görz und Tirol im Jahr 1252 u.a. die Burg Lienz an Salzburg übergeben werden musste, dürfte dies Anlass zur Errichtung der neuen Residenz Schloss Bruck gewesen sein. Deshalb darf man als Zeit der Erbauung dieser Burg die Jahre zwischen 1252 und der Erstnennung 1277 annehmen. Bruck, dessen Name mit dem am Fuß des Burghügels liegenden Iselübergang in Beziehung steht, verkörpert den Typus der voll entwickelten Dynastenburg der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit polygonalem Bering, sehr massivem, in sieben Stockwerke unter-



Schloss Bruck von Südosten, Lithographie, abgedruckt in den Mitteilungen der Central Commission für Kunst und Denkmalpflege, Neue Folge 1, Wien 1875

teilten Bergfried, Palas, Kapelle und einem weiteren Trakt. Noch in görzischer Zeit weiter ausgebaut, erhielt Bruck aber erst nach 1500 unter den Freiherren von Wolkenstein-Rodenegg als Inhabern der Herrschaft Lienz die für das Aussehen so charakteristische Zwingeranlage. Nahezu jedes Jahrhundert hat seine architektonischen Spuren hinterlassen.

Die Verwaltung des Hofes erforderte großen Aufwand; sie lag in den Händen des Hofmeisters. Er hatte Küche, Keller, Kasten und Ställe zu überwachen und damit auch den Futtermeister, die Jäger, mit der Pflege der Wild- und Forstbestände betraut, die Fischer, die den Hof zu beliefern hatten, und den Weingartner. Das dem Hofmeister untergeordnete Personal betrug im 15. Jahrhundert auf Schloss Bruck über 60 Personen. Zur Versorgung hatten in besonderer Weise die Schlossmairhöfe unterhalb der Burg und die Kuchelmairhöfe in Patriasdorf beizutragen. Damit konnte aber nicht das Auslangen gefunden werden. Es mussten genügend Lebensmittel wie Schlachttiere oder Fische angekauft werden. Auch die Bevölkerung wurde mit Abgaben und zahlreichen Robotdiensten belastet. Gegen Be-

zahlung arbeiteten Hofhandwerker in den verschiedensten Gewerbesparten. Für die Seelsorge am Hof war ein eigener Geistlicher zuständig, der auch zu Schreib- und Verwaltungsaufgaben herangezogen wurde.

Zum standesgemäßen Leben gehörten verschiedene Festlichkeiten. Die Fasnacht scheint man immer gefeiert zu haben. Zum Beispiel ließ man im Jahr 1447 für 6 Mark an den Hof „auf das Tanzhaus“ sauren und süßen Wein „und sonst allerlei“ bringen, da Margarethe, Tochter Graf Heinrichs IV. zum Fasching nach Lienz gekommen sei. Später (1476) belegt eine Rechnung, dass man Fische vom Weißensee in Kärnten bestellt habe, da Frauen und Jungfrauen aus Matrei „ze vaschnacht“ nach Lienz kamen. Musik wurde sicherlich geschätzt. Das Vorhandensein verschiedener Instrumente geht aus erhaltenen Inventaren hervor.

Eine Belebung erhielt das Leben am Görzer Hof auf Schloss Bruck durch die Heirat von Graf Leonhard und Paola Gonzaga aus Mantua. Nach mehreren Verschiebungen kam die Hochzeit am 15. November 1478 in Bozen zustande. Das Inventar des Brautschatzes, der ihr von den



Zugang zur Burg mit dem spätgotischen Torturm, um 1470/75



Bemalte romanische Balkendecke des großen Saales („Rittersaal“) im Obergeschoss des Palas auf Schloss Bruck.

fürstlichen Eltern mitgegeben worden ist, war äußerst reichhaltig. Untergebracht waren die Gegenstände in zwölf Truhen, von denen vier künstlerisch besonders wertvoll gestaltet waren. Sie gehören dem Umkreis von Andrea Mantegna an und sind heute noch erhalten.

Zur Brautausstattung zählten kostbare Textilien, reicher Schmuck und unterschiedliche Gegenstände wie Zahnstocher, Reinigungsgeräte für die Ohren, ein Lauskamm, ein Fliegenwedel aus Pfauenfedern, ein Schachspiel, Näh- und Schreibzeug, Objekte für den Haushalt, selbstverständlich in gehobener Qualität, eine Ausstattung für die Kapelle und eine kleine Bibliothek, die antike Autoren, religiöse Werke, die italienischen „Klassiker“ Dante und Petrarca, Nachschlagewerke, Grammatiken, eine Anleitung zum Abfassen von Rechnungen und den Ritterroman „Guerino il Meschino“ enthielt.

Paola brachte einen eigenen Hofstaat, bestehend aus 16 Personen, nach Schloss Bruck mit. Es ist überliefert, dass es Unstimmigkeiten zwischen dem deutsch- und italienischsprachigen Personal gegeben hat. Das Verhältnis der Eheleute zuei-

einander war durch verschiedene Faktoren belastet, u.a. durch die zunehmende Gewissheit der Kinderlosigkeit. Das Verhältnis scheint sich aber im Lauf der Zeit gebessert zu haben.

Man kennt nicht das Datum von Paolas Tod. Sie verstarb rund vier Jahre vor Graf Leonhard. Er verschied am Palmsonntag, den 12. April 1500 auf Schloss Bruck. Der Erbe, Maximilian I., tätigte eine fromme Stiftung für das Paar und setzte dem letzten Landesfürsten aus der Dynastie der Grafen von Görz-Tirol in der Lienzer Stadtpfarrkirche ein monumentales Hochgrab.

Die Görzer Herrschaft im Pustertal scheint nicht unbeliebt gewesen zu sein. In den überlieferten Quellen stößt man auf zahlreiche Erinnerungen an die Zeit der Görzer Landesherren.

Nach dem Übergang des Görzer Territoriums im Pustertal an den Tiroler Landesfürsten baten die Stadt Lienz und die „Gerichtslent der Gerichten hievor ze lannden“ um die Gewährung der alten Gerechtigkeiten, Herkommen und Freiheiten „wie wir bey den alten Herren Grauen von Görz etc. auch loblicher Gedechtnuss gehalten worden sein ...“



Romanisches Doppelbogenfenster im Obergeschoss des Bergfrieds von Schloss Bruck.

Literatur in Auswahl

circa 1500, Katalog der Landesausstellung 2000, Teil Lienz: Leonhard und Paola, ein ungleiches Paar, Genève-Milano 2000 (mit mehreren Beiträgen).

Czoernig Carl von, Das Land Görz und Gradisca (= Görz Österreich's Nizza, I. Bd.), Wien 1873.

Czoernig Carl von, Die vordere Grafschaft Görz im Pusterthale. Mit Rückblick auf die Geschichte des Pusterthales im Mittelalter, in: Zeitschrift des Ferdinandeums, Dritte Folge, 31. Heft (1887), S. 151–185.

Dopsch Heinz – Meyer Therese, Von Bayern nach Friaul. Zur Herkunft der Grafen von Görz und ihren Anfängen in Kärnten und Friaul, Krain und Istrien, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 65, Heft 2 (2002), S. 293 – 370

Hörmann-Weingartner Magdalena (Hg.), Pustertal (= Tiroler Burgenbuch IX), Bozen-Innsbruck-Wien 2003 (mit mehreren Beiträgen).

Hye Franz-Heinz von, Das Pustertal und seine Stellung in der Tiroler Landesgeschichte, in: Zur Geschichte und Sprachgeographie des Pustertales, o.O. 2000.

Klos-Buzek Friederike (Hg.), Das Urbar der Vorderen Grafschaft Görz



Schloss Bruck, Sitz der Grafen von Görz in Lienz.

Unten rechts: Ruine Rabenstein bei Virgen, Aquarell von Thomas Ender, 1840 (Unbekannter Privatbesitz, Druck in Sammlung M. Pizzinini)

aus dem Jahre 1299 (= Österreichische Urbare, 1. Abt., 3. Bd.), Graz-Köln 1956.

Pizzinini Meinrad, Lienz. Das große Stadtbuch, Lienz 1982.

Stolz Otto, Politisch-historische Landesbeschreibung von Südtirol (= Schlern-Schriften 40), Innsbruck 1937.

Veider Andreas, Die Verwaltung der „vorderen Grafschaft Görz“ im Pustertal und Oberkärnten bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, Phil.-Diss., MS, Wien 1939.

Wiesflecker Hermann, Die Verwaltung der „vorderen Grafschaft Görz“ im Pustertal im 15. Jahrhundert, Phil.-Diss., MS, Wien 1936.

Wiesflecker Hermann, Die politische Entwicklung der Grafschaft Görz und ihr Erbfall an Österreich, in: Mitteilungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. LVI, 1948, S. 329–384





Maria Schnee

Wegen seiner Farbe und Kälte war der Schnee ursprünglich ein Symbol der jungfräulichen Reinheit und Keuschheit; daher wurde er vor allem im Mittelalter als Mariensymbol besungen. Nun möchte man meinen, dass Maria Schnee eine alpine oder nordische Besonderheit wäre. Tatsächlich stammt diese Form der Marienverehrung aber aus Rom: Schneefälle mitten im Sommer auf einem der sieben Hügel veranlassten den Papst Liberius - einer Traumvision folgend - zum Bau der Kirche S. Maria Maggiore.

Einen sagenhaften Ursprung hat auch die Maria Schnee Kirche in Obermauern. Plötzlich einbrechende Kälte mit gewaltigen Schneefällen mitten im Sommer veranlassten die Virgentaler zu einem Gelöbnis. Sie legten in der Höhe des Schneefalles einen Wachsgürtel um die Kirche, von dem sich Wallfahrer ein Stück mitnehmen konnten, um die daraus gezogenen Kerzen daheim zum Schutz vor Unwettern anzünden zu können. Das Schne Unglück kam nie wieder.

Unten rechts: Prozession mit dem Opferwidder zur Wallfahrtskirche von Obermauern.

*Unten: Die Anbetung der Könige, Steinrelief an der Südwand der Wallfahrtskirche von Obermauern, Virgental.
"Virgen", sonnseitig gelegen im hinteren Iseltal, ein Name, der aus dem Slawischen stammt, mit der Bedeutung "sonniges Plätzchen".*



weshalb die Kirche aus Dankbarkeit den Namen „Maria Schnee“ erhielt. Die Erklärung dieser Überlieferungen, der zahlreichen sakralen Bildwerke und besonders der Malereien an den Innenwänden der Kirche enthält das ausführliche, von der Gemeinde und Pfarre Virgen herausgegebene Buch von Oberwalder und Ruggenthaler, dem hier Texte und Bilder entnommen werden: Die Kirche zu unserer Lieben Frau MARIA SCHNEE Obermauern in Virgen mit Beiträgen von Leo Andergassen, Reinhard Bodner, Willibald Hopfgartner, Harald Stadler Verlag Loewenzahn Innsbruck - Bozen ISBN 3-7066-2350-1.

Darin steht auch die Entstehungsgeschichte der Prozession und der besondere Umgang mit diesem Opfertier: „Der Widder wird das ganze Jahr lang nicht geschoren, dafür aber immer wieder gründlich gewaschen. Würde man erst knapp vor der Prozession damit beginnen, dann wäre sein 30-50 Zentimeter langes Vließ nicht mehr weiß zu bekommen. Das Waschen des Widders erfolgt in mehreren Waschgängen... Für die Prozession wird der Widder mit Bändern und Blumen ge-



Der weiße, sorgfältig gepflegte und mit Bändern geschmückte Opferwidder von Obermauern.

schmückt... früher auch mit Inschriften wie zum Beispiel: „Bring Segen deinem Volke“. Die hier besonders üppige Wallfahrtskultur kann als Fortsetzung heidnischer Religiosität verstanden werden, die vor allem im Zeitalter der Aufklärung unterdrückt wurde. Heute erkennt man darin wichtige Hinweise auf eine ursprüngliche Religiosität, die unsere Achtung verdient und kulturgeschichtlich von Bedeutung ist.





Obermauern, die Verkündigung an Maria, rechts Christus der Weltenrichter, Fresken von Simon von Taisten.

Die Verkündigung an Maria

Eine Szene, unzählige Male dargestellt, in allen Stilepochen, in allen Details variiert und doch nie zu Ende betrachtet in ihrer Bedeutung, wird von Willibald Hopfgartner ausführlich erklärt: Wir sehen Maria in feinste Gewänder gekleidet - eine Anspielung auf das Jesaja Wort: „Er kleidet mich in Gewänder des Heils“ (Jes 61,10) - in ihrem Betstuhl kniend, die linke Hand auf das aufgeschlagene Buch, die rechte an die Brust gelegt. Nach der genannten apokryphen Quelle habe sie gerade den Propheten Jesaja gelesen, die Stelle mit Gottes Ankündigung der Geburt des Messias aus einer Jungfrau (Jes 7, 14), als der Engel bei ihr eintrat. Der fragende Gesichtsausdruck, zusammen mit der Bewegung ihrer Hände verrät wohl ihren Gedanken: „Soll es möglich sein, dass ich dieses Mädchen bin, von dem der Prophet spricht?“

An der Vorderseite ihres Betstuhles sieht man weitere Bücher und eine Kristallvase, Symbol dafür, dass Maria, so wie diese Vase für das Licht, durchlässig ist für das Wort Gottes.

Der Engel beugt das Knie vor Maria (eine apokryphe Legende sagt, dass bei diesem Ansinnen

der gestürzte Engel Luzifer Gott den Gehorsam verweigerte) und bringt Maria die Botschaft von ihrer Erwählung. Auf dem Schriftband erscheinen die Worte seines Grußes „Ave Maria gratia plena dominus tecum“ - „Gegrüßet seist du Maria, du bist voll der Gnade, der Herr ist mit dir“. Seine Erscheinung in kostbaren Gewändern und mit mächtigen Flügeln enthebt ihn jener Niedlichkeit, die man gerne mit Engeln verbindet. Die Finger seiner rechten Hand sind zur Schwurgeste geformt, die die Wahrhaftigkeit und den Ernst seiner Botschaft unterstreichen soll. Die Lilie in der Linken ist Sinnbild der Jungfräulichkeit, Bestätigung der göttlichen Erwählung, die Maria empfangen wird. Der Leuchter, der von der gotischen Decke hängt, erinnert den Betrachter an die vier Kerzen des Advents, jene Zeit im Kirchenjahr, in der Maria besonders verehrt wird.

Über dem Haupt Marias schwebt die Taube des Heiligen Geistes, durch dessen Überschattung sie den Sohn Gottes empfängt (Lk 1,35). Marias Antwort an den Engel (im Schriftband zu lesen) ist so schlicht wie klar: „Ecce ancilla domini“ -

“Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe, wie du es gesagt hast” (Lk 1,38). In diesem Einverständnis klingt die Antwort mit, die das Volk auf dem Berg Sinai dem Moses gab: “Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir tun” (Ex 19,8). So erscheint Maria in dieser Szene als

Leitgestalt für das Ja zu Gott, das zu sprechen alle Menschen berufen sind. Man kann sie als Repräsentantin Israels, als “Tochter Zion” (Zeph 3, 14-17) ansehen, die den Glauben des Alten Bundesvolkes (Israel) zu dem Neuen Bund (die Kirche) hin öffnet.

*Obermauern: Christus der Weltenrichter mit Schwert und Lilie.
Das Schwert bedeutet sein weltliches, die Lilie sein geistliches Richterwort.*





Simon von Taisten: Obermauern, der Engel am Grab, rechts davon der Auferstandene und Maria Magdalena

Unten: Hinabgestiegen in das Reich des Todes: Christus als Auferstandener mit der Siegesfahne. Sein strenger Blick ist auf den zweigesichtigen Teufel gerichtet, der ihm die Lanze entgegenhält und gibt dem zu verstehen, daß seine Macht nun zu Ende ist. "Tod, wo ist dein Sieg?" (1 Kor 15,55)



Simon von Taisten und seine Fresken in Osttirol

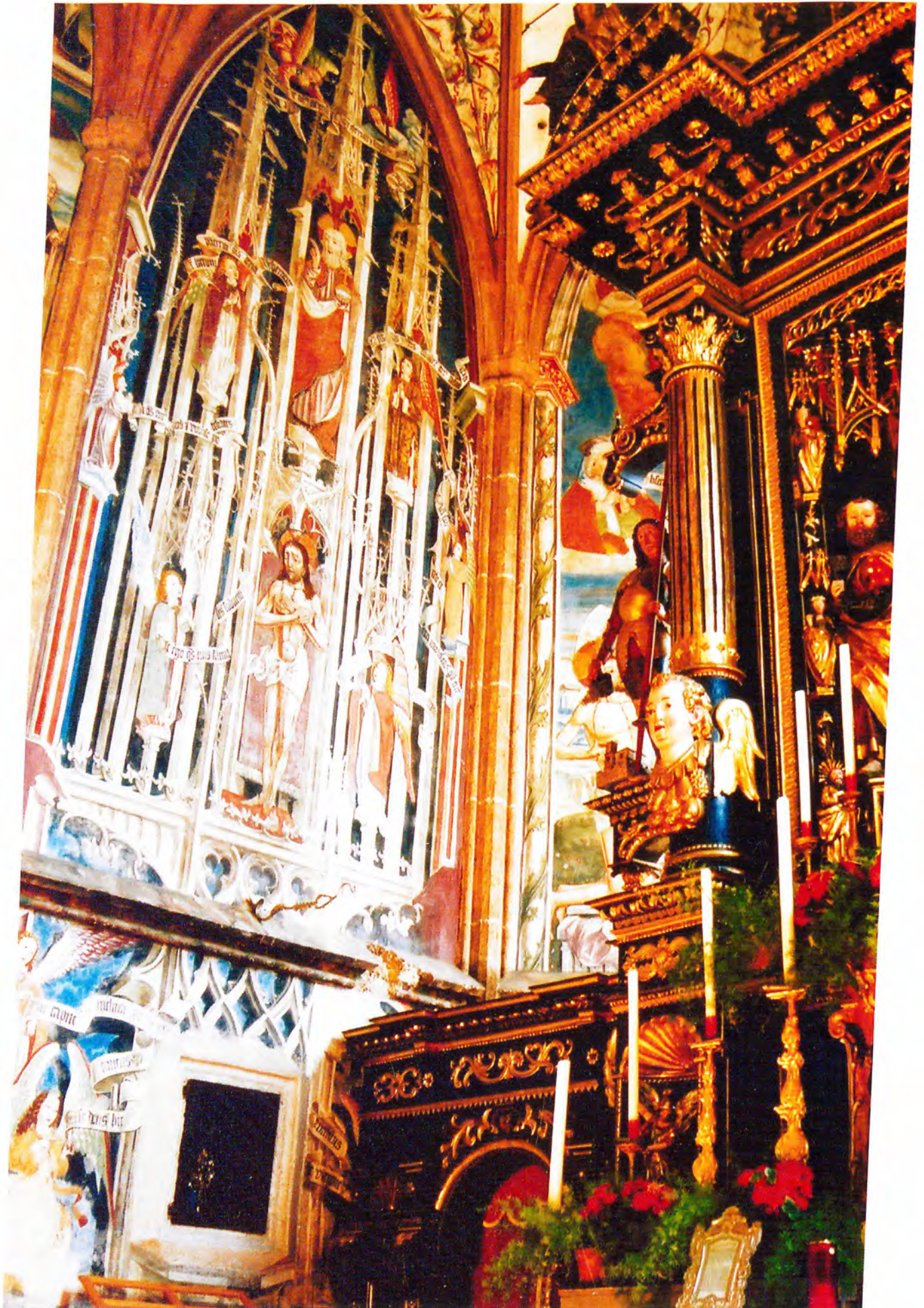
Leo Andergassen

Wer war Simon von Taisten? Die Künstlerfigur des Simon von Taisten gehört zu den faszinierenden Gestalten des ausgehenden Mittelalters in Tirol. David Schönherr war es zuerst gewesen, der in Regestenform 1884 auf einen bislang unbekanntem Maler der tirolischen Spätgotik aufmerksam machte. Mit den Fresken von Schloss Bruck, der Wallfahrtskirche in Obermauern und der Darstellung der Heiligen Sippe an der Rückseite des Flügelaltars von Heiligenblut hatte Simon von Taisten ein unverkennbares Gesicht bekommen. Den Künstlernamen Simon von Taisten hatte erstmals Robert Stiassny mit der Ausmalung der Wallfahrtskirche von Obermauern in Verbindung gebracht, die zweifelsohne das Hauptwerk des Meisters schlechthin darstellt. Überschaut man die Szenen, so fallen grundsätzlich figurenarme Kompositionen ins Auge, die darauf abzielen, den eigentlichen Handlungsablauf und die inhaltliche Komponente in den Vordergrund zu rücken. Der Zwang zu beständiger Aktion kennzeichnet den Erzählfluß, es gibt keine Szene, in der nicht indirekt gesprochen, gedeutet oder gestikuliert wird. Das an sich stumme Bild erfährt in der mitunter theatralischen Bewegtheit eine Sprechkomponente, die den Charakter des Rollenspiels absorbiert. Die Passionsfresken von Obermauern verstehen es, an sich bekannte Inhalte aus der in den Evangelien in unterschiedlicher Dichte erzählten Passion in eine Bildkunstform zu bringen, die durch ihr ausgewogenes Verhältnis von Form und Farbe, von Bildharmonie und kompositorischem Gleichgewicht vor allem das Gemüt anregt, als daß es zu einem verschärften theologischen Diskurs beiträgt. Theatralische Momente treten dann auf, wo sich die Textgrundlage ausschweigt. So weiß es der Bildautor nur allzugenau, daß die Höllenfahrt des Auferstandenen gleich mit einem Teufelskampf zu rechnen hat. Der Kampf ist vielleicht von den bösen Mächten gewollt, vom Anastasischristus aber ignoriert: Die Attitüde des Teufels mit der Harpune, der mit der Waffe auf Christus losgeht, wird wohl nur als Schwäche des Bösen interpretiert, ein Verzicht auf den unvorhergesehenen Zwischenfall hätte den Beschauer eher umsonst nach der Pointe Ausschau halten lassen. Übrigens wiederholt Simon die

Komposition in leicht abgewandelter Form an einem Altartäfelchen im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum.

Daß Heilsgeschichte etwas sein kann, was den Menschen berührt und sich in dessen Seele schreibt, belegen alle die frommen Gesten, die reinen Gesichter und geordneten sozialen Rangverhältnisse in den Bildern. Als gewiß heiteres Element tritt der Landschaftshintergrund hinzu, der allem voran in den Osterbildern mit beruhigender Abendstimmung, weiten Ausblicken in leicht hochgezogenen Hintergründen und leuchtendem Abendrot aufwartet, während in den Szenen des Leidens der Himmel sich blau verhangen zeigt. Farblich ist eine Anlehnung an den Pacherschen Kanon zu konstatieren. Eine reizvolle Aufgabe wäre es, den vielen Zitaten aus dem Leben in den Bildern nachzuspüren. Die Malereien von Obermauern sind nicht allein eine *Biblia pauperum*, eine „Armenbibel“ sondern gleichermaßen ein Zeitspiegel, in dem sich zahlreiche Realien spiegeln, die hier in Meister Simon einen engagierten Chronisten finden. Der Realismus, der in den vielen Charakterköpfen nachzuspüren ist, wirkt gelegentlich überzeichnet und trägt zum karikierenden Charakter mancher Figuren bei. Meister Simon weiß, den Blick seiner Figuren so zu gestalten, daß sich im Wechseln von niedergeschlagenen Lidern und aufgerissenen Augen eine Kommunikation abspielt, die einer an sich oft steifen Komposition den Faden der Auflockerung spannt. Daß Simon durchaus Regie zu führen versteht, zeigt sich in der Szene der Kreuzigung, wo – analog zu Abendmahl und Ölberg, zum Beweinungsbild, der Grablegungsszene und dem Besuch der Frauen am Grab – nur nimbierete Figuren assistieren. Alles ist weggelassen, was als Rest einer Vorgeschichte zu sehen gewesen wäre. Die Positionierung des Johannes auf die schmale Triumphbogenwand in deutlichem Abstand zu der am Kreuz hangenden Christusfigur rückt ihn in die Position eines Altarheiligen.

Die Anregungen, die Simon von Taisten in seinen Passionsfresken verarbeitet, kommen vorrangig aus dem Pacherkreis. So erinnert die Lazarusszene an die analoge Szene an Michael Pachers Wallfahrtsaltar in St. Wolfgang. Wenn hier vom Pacherkreis die Rede geht, so bleibt darun-





Oben: Die Schutzmantelmadonna in der Burgkapelle von Bruck. Fresko Simon von Taisten.
 Links: Obermauern mit Illusionsmalerei, turmmonstranzartiger Aufbau über dem Sakramentshäuschen
 und Fassadenteile des barocken Hochaltars in der Kirche Maria Schnee.

ter auch die Künstlerfigur des Meisters von Uttenheim angesprochen, dessen Moulinser Altartafel, die möglicherweise einmal im Brixner Dom stand, für Simon genügend Anschauungsmaterial bot. Die schroffen Felsen in der Ölbergsszene sind wie ein Zitat daraus entnommen. Der turmmonstranzartige Aufbau des Sakramentshäuschens bleibt einem eucharistischen Programm unterworfen. Die im Häuschen verwahrte Hostie wird allein von Engeln angebetet und ist so als das panis angelorum, als das Engelsbrot gesehen.

Der Architekturaufbau mit Fialentürmen, Baldachinnischen und spitzen Türmen gibt Ideen wieder, die nicht zuletzt durch Israhel van Meckenen angeregt worden waren. Simon von Taisten schafft hier seine überzeugendste illusionistische Architektur. Es folgt die Darstellung der Intercessio, wie sie zuvor in Vierschach und möglicherweise in der Burgkapelle von Bruck formuliert worden war. Die Szene des mit Pfeilen auf die Menschen zielenden Gottvaters, dessen Zorn durch die Marterwunden des Schmerzensmannes und die Brüste Mariens, die als Schutzmantelma-

donna geistliche und weltliche Würdenträger unter ihren Mantel genommen hat, abgewehrt werden sollte, ist als Pestbild zu begreifen. Das Fürbittgebet Christi und Mariens hat die Pestpfeile zum Knicken zu bringen. Wie ruhende Pole sind die beiden Propheten ins Bild gekommen und beschwören den die Pfeile abschießenden Gottvater: *Obsequor domine desine ab ira tua et dereli(n)que furorem tuam (Ps. 36,8) sowie Ubi sunt une tue antique domi(n)e sicut iurasti davt in veritate tua.* Auch Maria sucht den Zorn Gottes zu dämpfen: *Tu dixisti D(omi)ne pona(m) arcu(m) meu(m) in nubib(us) celi et erit sign(um) (vgl. Gen. 9,13).* Der Schmerzensmann erinnert an seine offene Seitenwunde: *Ecce latus meu(m) apertu(m) p(ro)pter pec(at)iores.* In den Mund Gottvaters aber ist ein Zitat aus dem Buch Deuteronomium 32,23 gelegt: *Congregabo super eos mal et sagittas meas co(m)plebo in eys.* Die Zitate sind wörtlich am Interzessiofresko in der Kapelle von Schloss Bruck übernommen. Unter den Schutzbefohlenen befindet sich auch Graf Leonhard von Görz. Um ihn an die Spitze der weltlichen Macht zu hieven, wurde hier ganz anders als in Schloß Bruck auf die Darstellung eines Kaisers oder Königs verzichtet. Paola von Gonzaga ist nicht hervorgehoben.

War sie zum Zeitpunkt der Ausführung schon verstorben? Die unmittelbare Lage neben dem Sakramentshäuschen und die Bildbeziehung zur Darstellung des Schöpfergottes an der südlichen Chorschräge bringen das große Wandbild in eine spannungseiche Nachbarschaft. Schloss Bruck besitzt in seiner Burgkapelle zweifelsohne eines der Hauptwerke des Meisters. Die Probleme, die sich angesichts der Ausmalung ergeben sind folgende: Wann bemalte Simon die Wandflächen der Kapelle? Wie sind die „Stifterbilder“ in den

Szenen der Schutzmantelmadonna und des Marien-todes aufzufassen? Ist es eine von Leonhard und Paola in Auftrag gegebene Malerei, oder wurde sie von den Erben im Sinne einer Memoria besorgt? Die Antworten auf diese Fragen lassen sich mit Vorbehalt finden. Schauen wir uns die Ausstattung als solche an. Zu einer ersten wandgebundenen Ausstattung kam es nachweislich im ausgehenden 13. Jahrhundert. Reste davon sind in einer Fensterleibung des Schiffes erhalten, sie zeigen die beiden heiligen Bischöfe Nikolaus und Martin. Dann kommt es 1452 zur Neubemalung der Apsiskonche mit dem Gnadenstuhl und diesen flankierenden Engeln durch den Lienzer Maler Nikolaus Kentner. In diesem Zustand hatte Leonhard von Görz, der offensichtlich geringes Interesse an künstlerischen Ausstattungen besaß, die Kapelle erlebt. In der Literatur wurde die Ausstattung zumeist in die Jahre um 1485 datiert, fußend auf Josef Weingartner, der die Ausmalung in das Jahr 1485 gesetzt hatte. Pizzinini hatte die Ausstattung in die Jahre zwischen 1490 und 1496 fest gemacht.

In der Oberkapelle ist es die bereits in Obermauern vorgegebene Interzessioszene mit Schmerzensmann und Schutzmantelmadonna, die den Zorn Gottes besänftigen. Die von Gottvater abgeschleuderten Pfeile zerbersten über das Eingreifen Christi, der Mantel Mariens schützt die Menschheit vor den herabfallenden Teilen. An der Ehrenseite ist der Klerus postiert, mit Papst, Kardinal, Bischof und Domherr in erster Front. An der Seite der Laien sind es zunächst Leonhard von Görz und Paola von Gonzaga mit ihren Wappen, neben Leonhard kenntlich Friedrich III. mit der Kaiserkrone, Maximilian I. mit der Königskrone, gefolgt von einer unzählbaren Schar von zumeist jungen Frauen und Männern, die gelegentlich zum Unfrommen der Szene aus dem Bild herauschauen und ihren Blick auf den Betrachter richten. Die Präsenz Friedrich III. läßt an eine Ausführung der Malerei vor 1493, dem Todesjahr des Kaisers, denken. Maximilian I. trug seit 1486 die Königskrone. Über diese Herrschergestalten wäre eine Ausführung des Freskos zwischen 1486 und 1493 bestimmt, wobei aus stilistischen Gründen eine Ausführung in den 90er Jahren erfolgt sein dürfte. Die Frage, ob die Ausstattung in Schloß Bruck in den Bereich der Memorialkunst fällt, die von den Habsburgern den letzten Görzern nachgereicht wurde, kann nur in Form einer These angegangen werden. Ein Beispiel gibt es noch aus dem frühen 16. Jahr-

Rechts: Burgkapelle Bruck, Ausschnitt Schutzmantelmadonna

Unten: Schloss Bruck, Görzer Wappen.



hundert, wo der Fall eindeutig im Sinne einer Memoria zu lösen ist. In Kärnten liegt in der Ausmalung der Burgkapelle von Stein, bei Dellach im Drautal gelegen, ein weiteres Hauptwerk des Pustertaler Malers. Die derben Wappen des Leonhard von Görz und der Paola Gonzaga am Chorgewölbe verbinden hin zum memorialen Akt der Erinnerung, der nun politischer Wirklichkeit entsprechende Bindenschild ist dem Fronbogen am nächsten und läßt den Auftraggeber der Ausmalung, Lukas von Graben, als neuen Gefolgsmann habsburgischer Erbnahme erscheinen. König Maximilian hatte von Graben 1501 mit Burg Stein belehnt. Wie kommt Simon von Taisten nach Schloß Stein? Diese Frage ist aus dem Baukontext zu beantworten, wenn man den Namenszug des für den Umbau der Burg verantwortlichen Baumeisters vom Gewölbe ließt: Das paw hat gemacht mäister partlme virlter von inichin 1505 jar. Dieser aus Innichen gebürtigen Baufirma Viertaler, der zunächst Andrä und später dessen Sohn Bartlmä vorstanden, hatte sich Simon bereits an der Magdalenenkirche von Vierschach angeschlossen, in der Andrä um 1470 den Chor erbaut und das Gewölbe eingezo-

gen hatte. Der Freskenschmuck hält sich im Rahmen des Werkstattgeläufigen. Die Komposition der Kreuzigung wiederholt jene von Dietenheim. Die obligate Heiligenreihe, hier bleibt sie auf drei Figuren verkürzt, bezieht sich auf das Kapellenpatrozinium. Die Tondi mit den Evangelistensymbolen und Kirchenvätern am Erkergewölbe sind dem gleichbleibenden Repertoire entnommen. Gerade im Bereich der Gewölbebemalung ist eine gröbere Hand zu notieren, in der Faltenführung kommt es zu Verhärtungen. Weitere Themen wirken wie versatzstückartig komponierte und applizierte Schemata: neben dem Sakramentshäuschen ist der Ölberg zu sehen, darunter in einer Nische der hl. Alexius. Die linke Kapellenwand, die erst im Nachhinein durchfenstert wurde, finden sich die Gregorsmesse und eine dreiteilige Heiligenreihe, an der rechten das obligate Interzessionsbild in Wiederholung jener von Vierschach, Schloß Bruck und Obermauern.

(Aus einer umfangreichen wissenschaftlichen Abhandlung von Leo Andergassen, Auswahl durch die Redaktion)





Burgkapelle von Bruck,
Simon von Taisten

Am Rande. Oder was ich aus Osttirol in mir trage...

P. Willibald Hopfgartner

Wenn man als Osttiroler „außer Landes“ kommt - das muss gar nicht die große Ferne sein: es genügt, über den Felbertauern nach „Nordtirol“ zu fahren, gar in die Hauptstadt an der Donau, oder schlichtweg ins nahe „Südtirol“- überall wird er sich der „Randlage“ seiner Heimat bewusst. Der geübte Osttiroler ist gewöhnt an seine Existenz „am Rande“. Und wenn er ein bisschen weiter denkt, merkt er zufrieden (selbstgefällig?), dass er mit allen Dingen dieses Eine teilt: dass sie einen Rand haben. Gewöhnlich hält man ja den Rand für unwesentlich - aber: der Rand umschließt gerade das, worauf es ankommt! Er gibt dem Wichtigen Raum, fasst es ein oder hält es zusammen. Im Falle Osttirols wäre die Analogie zum goldenen(!) Rand des Tellers sicherlich überzogen; aber man kann immerhin den Straßenrand bedenken: Auf den Rand kann man ausweichen, auf ihm stehen bleiben, aussteigen, dank des Randes an Hindernissen vorbeikommen. So ähnlich ist es mit Osttirol: Das große Le-

ben spielt sich woanders ab. Aber all das, was normalerweise am Rande geschieht: stehen bleiben, aussteigen, an Hindernissen vorbeisteuern, das mag man gut und gerne auch als Markenzeichen dieses „Landes am Rande“ ansehen. (Als Priester diesen Gedanken weiterspinnend, merke ich gerade, dass der Kirche, selbst wenn sie in eine gesellschaftliche Randlage geriete, gerade dadurch die edle Aufgabe zuwachsen würde, für die Menschen der „rettende Rand“ zu sein...)

Die Osttiroler haben ihre Randlage insofern kultiviert, als sie sich daran gewöhnt haben, alles, was von Bedeutung ist, bei anderen zu finden, zu bestaunen und zu bewundern. Der Osttiroler ist hauptsächlich „Kunde“ von Bedeutung, nicht ihr „Lieferant“, wie es im fatalen „Neusprech“ der Bildungstheoretiker heißt. Ich erinnere mich gut, dass ich fast erschrocken bin, als mir einmal auf den heimatlichen Bergen ein paar Italiener aus Udine sagten, sie seien begeisterte Osttirol-Anhänger, seit über zwanzig Jahren kämen sie zum

Säulenreste der frühchristlichen Kirche von Lavant.



Urlaub hierher. Spontan fragt man zurück: „Wirklich?“, so sehr gehört es zur Selbsteinschätzung, dass man nicht im Zentrum von irgendjemandes Aufmerksamkeit steht.

Diese Ausgangslage verschafft aber dem Osttiroler einen seltenen charakterlichen Vorteil: Die Leute finden die Osttiroler meistens „sehr nett“, weil sie alles, was man ihnen zeigt, so gut bewundern können. Sie staunen so leicht, mit der Anerkennung tun sie sich nicht schwer. Und weil sie sich auf Vergleiche mit dem Eigenen erst gar nicht einlassen, werden sie auch dafür geschätzt, dass sie niemandem damit auf die Nerven gehen zu erklären, dass sie von allem „zu Hause“ etwas Besseres haben, an Attraktionen, Kultur, Unterhaltung. Sie treten erst gar nicht in eine solche Konkurrenz ein.

Gewohnt an ihre Randlage, wissen die Osttiroler, dass sie auf dem Felde der vergleichenden Statistik nicht mithalten können. Bei Angaben zu Produktionsindex oder Touristennachtungen rangieren sie „unter ferner liefen.“ Von daher kommt der tief in ihnen sitzende Vorbehalt gegen das Argument der Quantität: Wer mit Zahlen auftrumpfen will, hat beim Osttiroler schon verloren.

Dafür gelingt hierzulande da und dort ein neuer Schritt zur Qualität. Dem Tourismus im Südtiroler Pustertal in vieler Hinsicht unterlegen, setzte man z. B. in Osttirol, schon Jahre zurück, mit der Errichtung des Radweges an der Drau einen kreativen Akzent, der jenseits der Grenze auch flugs (oder sollte man sagen: „rads“?) aufgegriffen wurde. Für Projekte des Großtourismus oder für Kraftwerkspläne kämpfen die Befürworter seit Jahren, ohne die Bevölkerung gewinnen zu können. Und „ohne Pardon“ sind die Osttiroler gegenüber den Allemania-Avancen: Beim zarresten Lüftchen, das da oder dort sich zu ihren Gunsten erhebt, wird bereits Sturmwarnung gegeben.

Landschaft an Isel und Drau

Osttirol ist die Landschaft zweier Flüsse, Isel und Drau. Der erste kommt aus der „erhabenen Bergwelt“ der Hohen Tauern. Der zweite entspringt auf Innichner Boden (weshalb der Markt zusammen mit Sexten gemäß dem Friedensvertrag von St. Germain ursprünglich zu Osttirol gehören sollte) und behält, obwohl kleiner, nach dem Zusammenfluss in Lienz den Namen. Aber in Osttirol sagt man nicht „Drautal“ (erst ab Lienz), auch nicht „Pustertal“ (so der geografische Na-

me), sondern „Oberland“. Den beiden Talschaften entspricht auch ein jeweils verschiedener Menschenschlag. Die „Oberländer“ gelten als intelligent, redelustig und geschäftstüchtig. Ihr Dialekt ist das „Pusterische“, wie es auch in der Südtiroler Verlängerung des Pustertales (mit ein paar Varianten) gesprochen wird. Die Iseltaler hingegen sind eher in sich gekehrt, aufrichtig und zähe Arbeiter.

Ihr Dialekt klingt rau, und die Worte kommen zu meist ruckartig aus ihrem Mund, nicht in stetigem Fluss. Wenn ich als Bub sonntags mit meinem Vater (er hatte beruflich viel mit Bauern zu tun) nach der Messe in ein Oberländer Wirtshaus kam, schlug mir ein Schwall aus Rauch und Geschrei entgegen, in dem man das sprichwörtliche eigene Wort nicht verstand. Es gab keine Unterbrechung darin, alles kam heftig und in hoher Stimmlage daher. Im Iseltal herrschte dagegen im Wirtshaus ein vergleichsweise nahezu klösterlicher Umgangston, in dem zwar gelegentliche „Ausreißer“ vorkamen, insgesamt aber eine bedächtige Art die Unterhaltung bestimmte. Der „typische“ Oberländer ist ein Viehhändler, mit allen Vorzügen und Nachteilen seines Metiers; der Iseltaler ein Bergbauer, der „mit Leib und Seele“ an seinem Hof hängt.

Das Iseltal ist reich an slawischen Orts- und Flurnamen, die an die erste Besiedlung erinnern. Bobojach und Welzelach (zwei Orte im Virgental), Laschkitzen und Kleunitzen (zwei Almen im Defreggental) - das sind nur ein paar Beispiele dafür, dass in Osttirol die im 7./8. Jh. vordringenden Bajuwaren auf bereits bestehende Siedlungen stießen. Und es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Reste der zurückgebliebenen Slawen sich mit den neuen Siedlern vermischten. Jedenfalls gibt es in Osttirol (bei aller Verschiedenheit gegenüber Kärnten, die man immer wieder „unmissverständlich klarstellt“) eine innige Hinneigung zum Kärtnerlied und seiner melancholischen Melodik und Harmonik. (Als vor einigen Jahren der „Dölsacher Singkreis“ im Dom von Siena zur Messfeier Kärntner Lieder sang, fragte der Domherr die Sänger nachher, aus welchem slawischen Land sie kämen.) Zur Randlage Osttirols gehört also auch dies: dass hier die bajuwarische (frohsinnige?) Volksseele sich mit der (gemühtiefen?) slawischen vermischt hat. Vielleicht auf Grund dieser psychischen Komplexität fühlt der Osttiroler eine instinktive Abneigung gegen alles vorschnell Eindeutige und Auftrumpfende, das sich aus den verschiedenen „Haupt-

Städten“ vernehmen lässt. Die kollektive Psyche des Osttirolers hat verschiedene und feine Wurzeln, die in ferne Zeiten und Welten zurückreichen. Den (schlauem) Widerstand dieser Psyche musste auch jenes Reich erfahren, das sich als das Tausendjährige bezeichnete. Als nach dem Einmarsch in Österreich am 13. März 1938 die deutschen Truppen ins Villgratental hineinfahren wollten, hieß man sie am Taleingang, wohl wissend, welchen „zackigen“ Gruß sie von den Bewohnern verlangten, mit einem Spruchband willkommen, auf dem zu lesen war: „GRÜSS GOTT! in Villgraten“. Um sich nicht lächerlich zu machen, musste das protzige Militär vor dieser Provokation durch den religiösen Gruß kapitulieren.

Am Lavanter Kirchhügel

Zu den unauslöschlichen Kindheitseindrücken zählt die Wallfahrt zum 1. Mai auf den Kirchhügel von Maria Lavant. Auf dem mit Himmelschlüsseln und Knollenblumen übersäten Wiesenhang befinden sich die archäologischen Reste der spätantiken Bischofskirche, mit einigen noch aufrecht stehenden Säulen und ihren korinthischen Kapitellen. Wenn man den Blick weiter hebt, leuchten darüber die meist noch schneebedeckten Gipfel der Lienzer Dolomiten. Es ist eine wahre Symphonie aus Farben der Natur (grüne Wiese, gelbe Blumen, weiße Berge, blauer Himmel), Epochen der Kultur (Kapitelle der Antike, Wallfahrtskirche des Barock) und Bezeugung des Glaubens in lebendiger Feier. Für den, der in seiner Kindheit den Lavanter Kirchhügel in sich aufgenommen hat, ist der Weg zurück in die Geschichte, nach Aquileia, zu dessen Patriarchat Lavant gehörte, zu den Kirchenvätern, zur Antike oder zum Langobardenreich nicht mehr weit. Die Stadtpfarrkirche St. Andrä in Lienz und ihre Gemeinde bildet die lebendige Fortsetzung dieser säkularen Bezüge. Der Ortsteil, in dem sie steht, heißt Patriasdorf, sprachlich eine Kontraktion aus „Patriarchesdorf“, Dorf des Patriarchen (von Aquileia). Eine kulturelle Achse aus der Zeit der Christianisierung wird hier ansichtig (Lienz - Adria), die später unter den Görzer Grafen ihre politisch stärkste Ausprägung erhalten sollte. Erst mit dem Tode Leonhards von Görz in seiner Lienzer Residenz auf Schloss Bruck (1500) endet diese kulturelle und kirchliche Verbindung über Sprachen und Kulturen hinweg. (Die Görzer-Herrschaft war durchaus international, man sprach Deutsch, Italienisch, Slowe-

nisch und Ladinisch.) Und noch heute betont man gelegentlich, nicht ohne ein gewisses Augenzwinkern, dass die für Lienz nächstgelegene Stadt mit über 100.000 Einwohnern - Udine ist. Gegenüber der Vielfalt von Lavant sind die Ausgrabungen der Römerstadt Aguntum weniger suggestiv. Wie es dem Genie der Römer entspricht, kann man hier ihre baulichen und technischen Leistungen bewundern: Atrium-Haus, Thermen, Hypokausten-Heizung, auch eine bemerkenswerte Bronzestatue. In Osttirol reicht, wie man sieht, die Antike mehr als sonst wo in Tirol sichtbar in die Gegenwart herein. Wenn man so will: Das Weltreich Roms zeigt in Osttirol eine seiner durchaus nicht unbedeutenden Ausfransungen. Wenn man dann von Aguntum auf die gegenüberliegende Talseite blickt, auf den Kirchhügel von Lavant, dann fühlt man sich daran erinnert, dass beide, die Antike und das Christentum, zusammen die Basis der europäischen Kultur ausmachen. Bildung ist der „Sieg über die kulturelle Distanz“, wie ein schönes Wort von Paul Ricœur sagt, sie macht das Vergangene gegenwärtig. Auch dazu kann Osttirol einen Anstoß geben. Manchmal - ja eigentlich normalerweise - wird man eben vom Rand ins Zentrum geführt...

Heilsam quer

Wer in Osttirol aufgewachsen ist, wird über seine Menschen sprechen, nicht in der unvermeidlichen Typisierung, sondern er wird sich jener erinnern, die ihm als „Gestalten“ im Geiste gegenwärtig geblieben sind. Es sind Menschen, die nicht im öffentlichen „Mainstream“ mitschwammen, und keine Angst hatten, für „unmodern“ gehalten zu werden. Mir fällt der Großvater ein, erster Nachkriegs-Bürgermeister in Hopfgarten, der in der Seele litt, als der nationalsozialistische Kriegswahn Österreich erfasste und weinte, als Kanzler Schuschnigg im Radio sein „Gott schütze Österreich“ sprach.

Eine öffentliche Person von hohem Ansehen war, auch wenn wir als Jugendliche die Nase über ihn gerümpft haben, der jahrzehntelange Parlamentsabgeordnete des Bezirkes, ein Bauer aus Oberlienz. Im Wiener „Hohen Haus“ erhob er sich, jedes Mal wenn es gegen 12 Uhr Mittag ging, von seiner Bank, um den „Engel des Herrn“ zu beten. Er war es auch, der bei der Abstimmung darüber, ob das Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens (8. Dezember) nach seiner feierli-

chen kirchlichen Proklamation im Jahr 1954 als staatlicher Feiertag eingeführt werden sollte, ein mit Bildung und Überzeugung vorgetragenes Plädoyer dafür hielt, das auch die Gegner beeindruckte. Jahrelang hatte er die Wiener Ministerien berannt, dass endlich der Felbertauern-Tunnel gebaut würde.

Die Bezirkshauptstadt wurde 30 Jahre lang von einem Bürgermeister regiert, der weit über Osttirol hinaus dafür bekannt war, dass er die Stadt schuldenfrei führte und zugleich wesentliche Investitionen tätigte (Schulen, Industrieförderung, Sport). Sein legendäres Motto lautete: „Zuerst das Notwendige, dann das Nützliche, und wenn noch etwas bleibt, das Angenehme.“ Heute, wo die Politik so oft auf den medialen Effekt von Entscheidungen spekuliert, ein umso mehr zu bewunderndes aufrichtiges und gerechtes Prinzip politischer Pragmatik.

Ebenfalls über Jahrzehnte lenkte ein Ingenieur die Geschicke der Straßenverwaltung, ein Mann, dem Osttirol die zahlreichen Bildstöcke an den Bundesstraßen verdankt. Nach ihren spätmittelalterlichen Mustern gestaltet, sind sie in der hektischen Welt des Verkehrs so etwas wie Fragezeichen, die zu Besinnung auf Weg und Ziel des Unterwegsseins mahnen. Für mich ist das ein Beispiel dafür, wie ein Fachmann mit anerkannter Kompetenz sich in der Öffentlichkeit auch den Freiraum verschaffen kann, um geistige Akzente zu setzen.

Wie könnte ich schweigen von den Priestern meiner Jugendzeit? Mein erster Religionsprofessor am Gymnasium war ein Jesuit, der jede Frage, zu welchem Gebiet auch immer, beantworten konnte. Wir bewunderten ihn restlos, denn er war zugleich von einer vornehmen Fröhlichkeit, die sich nie erschöpfte. Ein Kooperator konnte beim Fußballspiel den Ball so weit dreschen, dass wir ihn kaum mehr sehen konnten - seine Autorität war ab diesem Moment über allen Zweifel erhaben. Ein anderer war in allem langsam, umständlich, sehr ernst, aber zugleich, man spürte es, von tiefer Frömmigkeit, und auch das beeindruckte uns. Über den zweien stand, in der Hierarchie, der alte Dekan. Nie sagte er ein Wort zu viel, alles war wohl gesetzt, jedes Wort der Predigt war eindringlich, beschwörend, man ahnte, es ging um letzte Dinge.

Natürlich gibt es heute in Osttirol die verschiedenen Versuche, an die Event-Kultur der Gegenwart Anschluss zu finden. Und die Unterhaltungsprogramme der Medien haben sich, eben-

so wie ihre Konsum-Ikonen, in den Köpfen der Menschen festgesetzt. Trotzdem gibt es noch das, was man als die „archetypischen Merkmale“ der Osttiroler Seele bezeichnen könnte, die aus einer verzweigten Geschichte kommen und vielleicht am besten in den Gestalten von Albin Egger-Lienz zum Ausdruck kommen. Es sind Menschen, die ihre Einsamkeit nicht als Protest hinausrufen, sondern die ein tiefes Wissen um das Begrenzte und Vorläufige des Daseins in sich tragen. Dieses Wissen ist ja stets die Basis echter Freiheit. Es waren, und es gibt sie noch immer, Menschen, die am Rande dessen stehen, was sich trendmäßig aufdrängt. Freie Menschen wecken in anderen Freiheit, das habe ich in Osttirol an vielen Beispielen erlebt. Am Rande - so möchte ich meinen Blick auf Osttirol zusammenfassen - ist die Freiheit oft größer als in der Mitte.

Natürlich gibt es heute auch in Osttirol die verschiedenen Versuche, an die Event-Kultur der Gegenwart Anschluss zu finden. Und die Unterhaltungsprogramme der Medien haben sich, ebenso wie ihre Konsum-Ikonen, in den Köpfen der Menschen festgesetzt. Trotzdem gibt es noch das, was man als die „archetypischen Merkmale“ der Osttiroler Seele bezeichnen könnte, die aus einer verzweigten Geschichte kommt und vielleicht am besten aus zwei künstlerischen Leistungen zu erahnen ist. Das sind einmal die Gestalten des großen Malers Albin Egger-Lienz: Es sind Menschen, die ihre Welt nicht beherrschen wollen, sondern ein tiefes Wissen um das Begrenzte und Vorläufige des Daseins in sich tragen. Und dasselbe Lebensgefühl erscheint, besser: erklingt in den Aufnahmen der Schubert-Lieder für Männerquartett durch den Osttiroler Viergesang. Nicht umsonst haben sie in Ö 1 mittlerweile geradezu Kult-Status erlangt. Hier schwingt vieles mit von dem, was in Osttirols Seele lebendig ist: Beglückung durch Musik, in einer fast mönchisch zu nennenden Zurückhaltung der Stimmen, im Einklang mit Schuberts Verneigung vor der Schönheit - und Endlichkeit aller Dinge.

Solches Wissen um das Begrenzte ist ja stets die Basis echter Freiheit. Es waren, und es gibt sie noch immer, Menschen, die am Rande dessen stehen, was sich trendmäßig aufdrängt. Freie Menschen, die eine vorsichtige, rücksichtsvolle Freiheit leben: das habe ich in Osttirol an vielen Beispielen erlebt. Am Rande - so möchte ich meinen Blick auf Osttirol zusammenfassen - ist die Freiheit manchmal größer als in der Mitte.



*Schichtungen im Gestein bei
St. Peter in Lavant.*



Oben: Werbeplakat für die Pustertalbahn aus der Zeit um die Jahrhundertwende mit den nun leicht erreichbaren beliebten Reisezielen: Toblach, Schluderbach, Großglockner, Franzensfeste, Cortina, Lienz, Millstättersee, Dürrensee, Bruneck, Heiligenblut und Wörthersee.

Rechts: Der Bau des Bahnhofs von Lienz (1871)

Martin Kofler

Osttirol und „seine“ Pustertalbahn

Von der Weltverbindung zur umkämpften Nebenstrecke

Die Beziehung des 1868 gegründeten Bezirks Lienz zur 1871 eröffneten Pustertalbahn war und ist eine sehr vielschichtige: Abseits der verkehrsgeographischen Ebene, sprich, der Anbindung an die „große Welt“ und die Landeshauptstadt Innsbruck, oder der Faktoren Hochwasser (1882, 1942, 1965/66), Kriegsschäden (1917/18, 1944/45) und politische Unruhen (1927, 1934), die unterschiedlichste Auswirkungen auf diese Zugverbindung hatten, bestehen die wirtschaftliche (Tourismus und Güterverkehr!) und die identitätsstiftende Komponente. Im Laufe der letzten 130 Jahre ist dabei ein „Auf-und-Ab“ der Geschichte des oberen Drautaales/Bezirk Lienz und des unteren Pustertales/Bezirk Bruneck zu konstatieren: Stellte die Pustertalbahn zunächst etwas Verbindendes dar, aus dem die gesamte Region Nutzen ziehen konnte, so löste sich diese Einheit nach der Abtrennung Südtirols 1919/20 in Luft auf. Erst 1948 konnten Österreich und Ita-

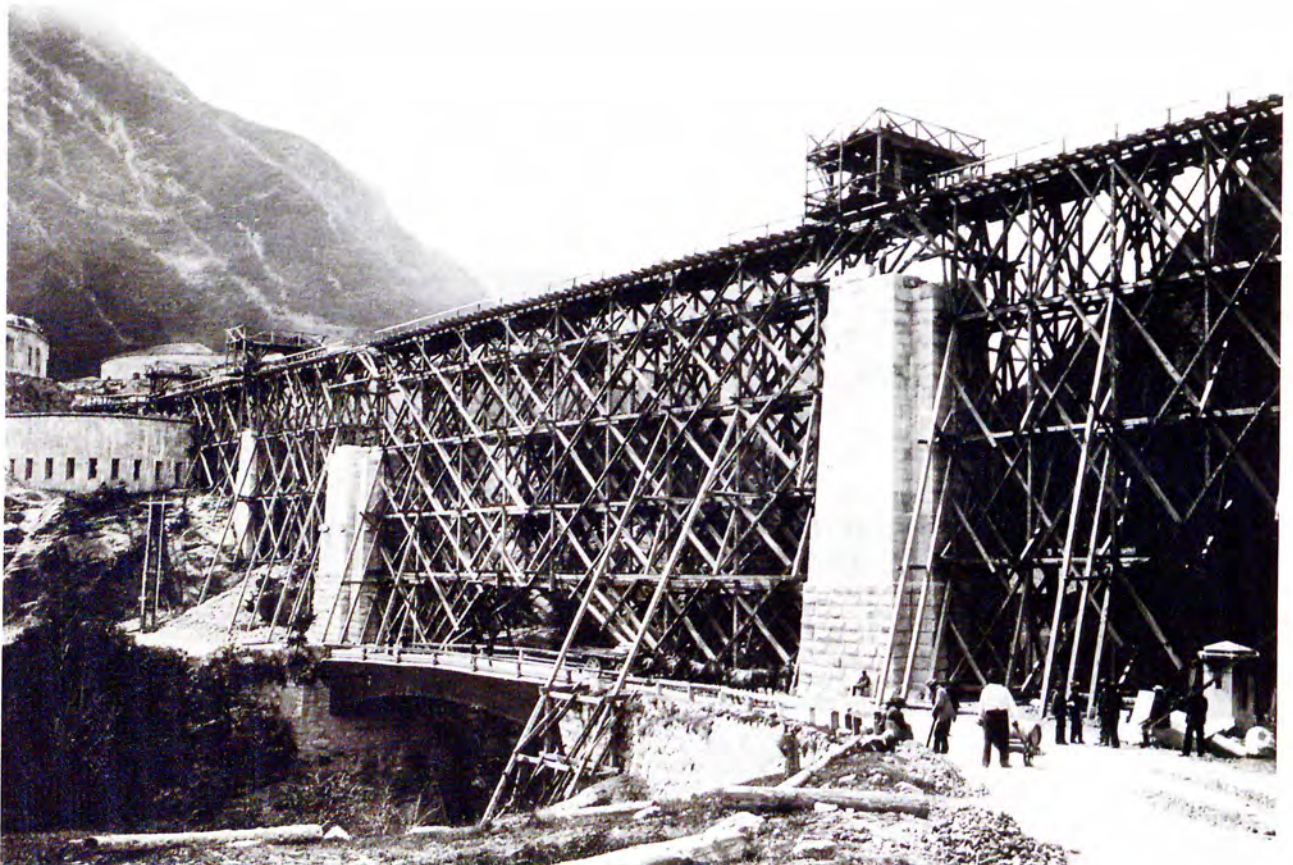
lien das „Triebwagen-Abkommen“ schließen, das zumindest das abseits gelegene Osttirol seinem „Heimatland“ Tirol per Eisenbahn näherbrachte. Ein verstärktes Wieder-Zusammenrücken des weiterhin italienischen mit seinem osttirolerischen Nachbarn bildeten: die ab 1970 alle zwei Jahre (bis heute) stattfindenden Bürgermeistertreffen der beiden Bezirke; die Eröffnung des neuen Staller-Sattel-Grenzübergangs im September 1974; gemeinsame Bemühungen gegen den anwachsenden Transit (z.B. kontra „Alemagna Autobahn“); Südtiroler Betriebsansiedlungen à la „Loacker“ Ende 1999; und gemeinsame Tourismusinitiativen wie die neuen Lehrwege Villgraten-Gsiesertal ab Sommer 2001 oder der EU-Drauradweg Innichen-Lienz-Marburg ab Mitte 2002.

Schlußendlich ist die alte Weltkriegsgrenze 1998 mit dem Schengener Abkommen gefallen. Und, um wieder auf die Pustertalbahn zurückzukom-





Zehn Monate früher als geplant konnte die Pustertalbahn – hier die noch im Bau befindlichen Stationen von Lienz (Bild auf vorhergehender Seite) und Innichen sowie die Brücke über die Eisackschlucht – bereits im Herbst 1871 seiner Bestimmung übergeben werden. (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Historische Sammlungen; Repro: Meinrad Pizzinini)



men: Besonders in den letzten Jahren schwebte mehrfach gar das „Aus“ über der traditionsreichen Strecke. Doch zunächst zurück in die Vergangenheit.

Die Anfänge

Inmitten der Planungen für den Großausbau des Schienennetzes der Habsburger Monarchie hatte man nicht nur die Nord-Süd-, sondern auch die Ost-West-Strecken im Auge. Nach der Eröffnung der Südbahn Wien-Triest über den Semmering 1857 sowie den Verbindungen Marburg-Klagenfurt-Villach 1863/64 und über den Brenner 1867 ging die „k. k. privilegierte Südbahngesellschaft“ an die Verwirklichung der „Pustertalbahn“ Villach-Lienz-Franzensfeste. Der Verlust der Lombardei und Venetiens an Italien aufgrund der Kriege von 1859 und 1866 hatte ja auch zum Wegfall der dortigen „Ferdinandsbahn“ geführt, sodaß eine neue innerösterreichische Verbindung Wien-Tirol mehr als notwendig wurde.

Die Linie Salzburg-Kufstein-Innsbruck existierte zwar seit 1860, führte aber über bayrisches Gebiet; die „Giselabahn“ Salzburg-Zell/See-Kitzbühel-Innsbruck nahm man erst 1875 in Betrieb. Erste Erwägungen hinsichtlich einer Bahn durch das Pustertal reichen übrigens bis 1836 zurück. Der Vertreter der Stadt Lienz Michael Sartori hatte sich in Innsbruck bereits 1845 für eine solche Eisenbahn, damals noch „mit Pferdekraft [sic!]“, eingesetzt.

Mittels der 1869 vom Reichsrat beschlossenen und von Kaiser Franz Josef sanktionierten Staatsbeteiligung in der Höhe von 13 Millionen Gulden, einer Spezial-Anleihe der Südbahn-Gesellschaft sowie mehrerer tausend Arbeiter und trotz langwieriger Grundablöseverhandlungen konnte der Zugverkehr auf der 210 km langen eingleisigen Strecke bereits nach zweijähriger Bauzeit im Herbst 1871 – und damit 10 Monate früher als geplant – aufgenommen werden. Die damaligen Zeitungen und die Bevölkerung begeisterten sich hauptsächlich für die von einer deutschen Firma umgesetzte „Gebirgsbahn“ Lienz-Franzensfeste mit ihren fünf Tunnels und 16 Gitterbrücken; dagegen wurde die Teilstrecke Villach-Lienz, gebaut von einer französischen Firma, als „Talbahnhof“ abgetan. Vor allem die riesige Brücke durch die 1833-1838 errichtete Franzensfeste ob des Eisack-Flusses erregte Aufsehen. Abseits des großen Lobs verwies der „Pustertaler Bote“ u.a. darauf, daß sich zum einen

der „Laie“ erst einmal „an den schrillen Pfiff der Lokomotive und den Steinkohlengeruch“ gewöhnen müsse und daß sich zum anderen die „zum größten Theile noch in den Fesseln des Aberglaubens und der religiösen Bigotterie (!)“ befindende Bevölkerung der nun neu erschlossenen Täler „dem geistigen Fortschritte“ öffnen werde.

Die eigentliche Inbetriebnahme am 20. November 1871 wurde in Lienz besonders feierlich mit 300 Ehrengästen aus Kärnten begangen, die man mit einer am unteren Stadtplatz aufgestellten Ehrenpforte und der Aufschrift „Willkommen, liebe Brüder!“ begrüßte. Tausende Menschen säumten den neuen Bahnhof. In Bruneck ging dagegen alles „laut-, sang- und klanglos“ über die Bühne, zumal die Südbahn-Gesellschaft den Handelskammern in Innsbruck und Bozen keinen Zug überlassen hatte, sodaß deren Vertreter nicht teilnehmen konnten. Die Südbahn-Gesellschaft hatte jegliche Feierlichkeiten abgelehnt und spendete stattdessen den Betrag von 6.000 Gulden für die entlang der Pustertallinie wohnenden Armen. Dem nachfolgenden Dezember mit seiner Eiskälte versuchte man durch in den größeren Stationen ausgegebene heißgefüllte Wärmflaschen Herr zu werden, um zu verhindern, daß die ersten Passagiere als „Leichen ausgewaggoniert“ werden würden.

Anfänglich bestanden täglich drei Zugpaare zwischen Lienz und Franzensfeste. Ein Fahrplan von 1877 zeigt Fahrzeiten von knapp vier Stunden

Die Hochwasserkatastrophe von 1882 zerstörte zahlreiche Bahnbrücken, aber auch Gleisanlagen wie jene bei Niederdorf im Pustertal. (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Historische Sammlungen; Repro: Meinrad Pizzinini)





Ein Dampfzug in Lienzer Gefilden, um 1900 (Sammlung Verein der Eisenbahnfreunde in Lienz)

Mit dem Bau und Betrieb der Pustertalbahn kamen viele Eisenbahnbedienstete nach Lienz, hier „in Position“ im Jahre 1907. (Sammlung Verein der Eisenbahnfreunde Lienz)

per Eilzug und acht Stunden per Personenzug; von Lienz nach Innsbruck benötigte man samt Umsteigen und Aufenthalt in Franzensfeste über Nacht mindestens $9\frac{1}{2}$ Stunden. 1888 ging's nach Innsbruck am schnellsten mit dem Frühzug, was untertags $8\frac{1}{4}$ Stunden dauerte, samt einer halben Stunde Aufenthalt in Franzensfeste. 1899 gab es schon vier bis fünf Personenzugpaare auf der Strecke Marburg-Lienz-Franzensfeste: Minimum-Fahrzeit zwischen den beiden letzteren Stationen $2\frac{3}{4}$ Stunden. Extra ausgewiesene Direktzüge Wien-Marburg-Lienz und Budapest-Lienz verweisen überdeutlich auf die gestiegene Bedeutung der Bezirksstadt. Der Fahrplan von 1913 war mit sechs bis acht Zugpaaren Lienz-Franzensfeste noch attraktiver – ins Auge springen aber besonders mindestens vier tägliche Zugpaare von Lienz nach Innsbruck (mit Umsteigen in Franzensfeste) und der Spitzenfahrzeit des Schnellzuges von nicht einmal mehr $4\frac{1}{2}$ Stunden.

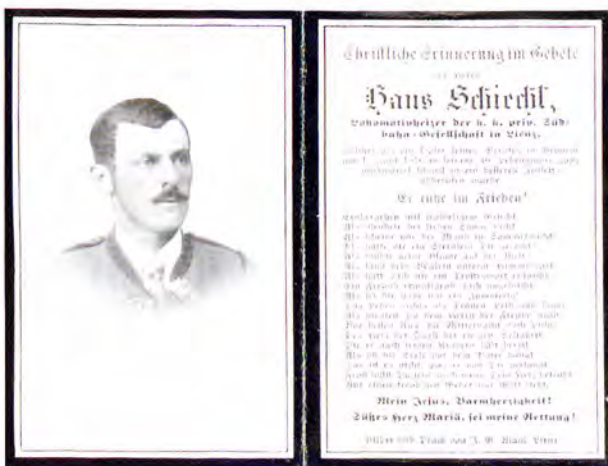
Die neue Bahnverbindung führte in den kurz vorher 1868 gegründeten Bezirken Bruneck und Lienz bald zu einem starken Aufschwung im Fremdenverkehr (zum Beispiel durch „Sommerfrischler“ aus Wien oder Triest). Der Güterverkehr mit Getreide, Holz, Kohle oder Vieh konnte gleichfalls ganz neue Dimensionen erreichen – war die Bahn doch rasch, bequem und billig im



Vergleich zum bisherigen Fuhrwerksverkehr. Diesen Aufwärtstrend konnten die gigantischen Hochwasser im September/Oktober 1882, bei denen fünf Tote zu beklagen waren, nur kurz stoppen. Dabei wurden das Deferegggen-, Isel- und Villgratental verwüstet und fast sämtliche Bahnbrücken samt mancher Gleisanlagen zwischen Lienz und Franzensfeste durch die Drau und Rienz weggerissen. Die Zugverbindung war bis Jänner 1883 unterbrochen.

1889 folgte in Brixen die Gründung eines eigenen „Fremdenverkehrsvereins für Deutsch-Süd- und Osttirol“, der vier Jahre später den „Tirol. Cur- und Badeorte-Führer, I. Pustertal“ von Josef Anton Rohrer veröffentlichte – dem Tourismuspropagandist des Bezirkes Lienz. Der Toblacher Gasthausbesitzer verbreitete nicht nur den Begriff der „Lienzer Dolomiten“ und fungierte 1900-1913 sowie 1919-1922 als Bürgermeister von Lienz, sondern gründete 1886 auch die liberal-deutschfreiheitliche „Lienzer Zeitung. Osttiroler Wochenblatt“ (erschien 1886-1915/19), die auch den Fremdenverkehr fördern sollte. Diese „Fremden“ kamen mittlerweile mit der Pustertalbahn in den Bezirk, der immer öfter als „Osttirol“ bezeichnet wurde – ein Begriff, dessen erste Nennung sich bis 1837 zurückverfolgen läßt. Lienz selbst kristallisierte sich als „Knotenpunkt des Touristenverkehrs“ heraus, von dem Heinrich Noé in seinem Führer zur „Kärntner-Pusterthaler Bahn“ schrieb, „dass der Durstige das beste Bier beim Adler, den besten Tiroler Wein bei der Rose findet“.

Der Bahnverkehr forderte auch immer wieder seine Opfer, wie den Lokomotivheizer Hans Schiechl während des Ersten Weltkriegs 1916. (Sammlung Verein der Eisenbahnfreunde in Lienz)



Am 7. September 1918 erfolgt der einzige italienische Luftangriff auf Lienz während des Ersten Weltkrieges, bei dem am Bahnhof einiger Sachschaden entstand und außerdem ein Toter zu beklagen war. (Fritz Peschke; Repro: Martin Kofler)

Bemühungen um eine Verbindung des Bezirks nach Norden über den Felbertauern, ob per Bahn oder per Straße, hatten im späten 19. Jahrhundert ebensowenig Erfolg wie die Umsetzung einer Schmalspurbahn von Matrei im Iseltal nach Lienz Anfang des 20. Jahrhunderts. Bereits 1883 hatte sich Rohrer im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ für eine Tauernbahn vom Salzburgerischen Pinzgau nach Lienz stark gemacht. 1885 legten die Gemeinden des Bezirkes „Lienz-Windischmatri im Pusterthale“ im Wiener Reichsrat eine eigene Petition vor, in der sie den Bau der „Felbertauern-Bahn“ als Direktverbindung nach Norden und damit als kürzeste und kostengünstigste Strecke von Triest nach München einforderten. Schlußendlich baute man aber 1901-1909 die Tauernbahntrasse Mallnitz-Gastein. Und um 1910 scheiterte auch der Plan, eine Schmalspurbahn von der Station Dölsach der Pustertallinie über den Iselsberg ins kärntnerische Mölltal nach Winklern umzusetzen.

In Lienz hatte der Bau der Pustertalbahn übrigens zur Ansiedlung einer Vielzahl von Eisenbahnern geführt, die sozialdemokratische Ideen in das bäuerlich-katholisch-konservative Milieu mitbrachten – um 1914 offenbar bereits 800 Südbahn-Angestellte plus Familien. Dieser gesonderte Bevölkerungszuwachs erforderte auch die Errichtung eigener Eisenbahnersiedlungen. Mit dem Kriegseintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg am 23. Mai 1915 wurde Tirol zum Kampfgebiet und die Pustertalverbindung zum zentralen Transportweg für Kriegsmaterial in die

östlichen Dolomiten – welches dann über Feld- und Kleinbahnen wie etwa die 1917 gebaute Dolomitenbahn Toblach-Cortina d'Ampezzo-Calalzo weiter in die alpinen Seitentäler geliefert wurde. Hierfür baute man die Gleisanlagen der Pustertalstrecke ab Mai 1915 massiv aus und vervierfachte teilweise die Frequenz.

Abseits der Artillerieangriffe auf Obertilliach, Kartitsch und Sillian mußte im Juli/August 1916 sogar die Bahntrasse bei Toblach einige Kilometer nordwärts verlegt werden, um so aus dem Radius und Sichtfeld der italienischen Stellungen am Monte Cristallo zu kommen. Am 7. September 1918 erfolgte ein Luftangriff der Tricolore auf den Lienzener Bahnhof, bei dem eine Person getötet sowie einzelne Bahngleise und Waggons zerstört wurden.

30 Jahre „durchtrennt“

Der Friedensvertrag von St. Germain 1919 (in Kraft 1920) führte zur de facto Dreiteilung Tirols, wobei der größere Bereich (Südtirol) Italien zugeschlagen wurde. Für die beiden bei Österreich verbliebenen Landesteile wurden rasch die Bezeichnungen „Nordtirol“ und (das um seine fünf Gemeinden im Westen verkleinerte) „Osttirol“ gebräuchlich. Dieser Einschnitt vergrößerte die Isolierung des fast völlig von Gebirgszügen umgebenen Bezirkes Lienz. Die vor dem und im Krieg noch so bedeutende Pustertalbahn war „durchschnitten“ und verkam zu einer kaum mehr benützten Lokalverbindung. Der Durchzugsverkehr war durch Paß- und Zollkontrollen sehr behindert bzw. kam zeitweise völlig zum Erliegen. Die meisten Verbindungen von vor 1914 gab es nicht mehr. Einige Züge mit Waggons von Franzensfeste bis Klagenfurt wurden noch aufrechterhalten. Die Pustertalstrecke, deren bei Österreich verbliebener Teil nach der Auflösung der Südbahngesellschaft 1923 von den neuen „Österreichischen Bundesbahnen“ übernommen worden war, blieb bis in die 1930er Jahre hinein eine Nebenstrecke mit allerlei Erschwernissen für Durchreisende.

Das Ende des Ersten Weltkrieges 1918 mündete auch im Bezirk Lienz in chaotische Zustände, als zunächst mehrere hunderttausend Soldaten der ehemaligen k.u.k.-Armee durch das Pustertal zogen und per Zug weitertransportiert werden mußten. Während die Tiroler Landesregierung in Wien zwar eine Eingabe der Stadt Lienz von Mitte 1919 nach Wieder-Ermöglichung der Bahn-

verbindung über den Brenner „wärmstens“ befürwortete, sah die Realität – vom herrschenden Kohlenmangel ganz abgesehen – komplett anders aus: Zum einen hielten die Italiener von Ende 1918 bis Sommer/Herbst 1920 nicht nur Nordtirol, sondern auch das westliche Osttirol um Sillian besetzt; zum anderen führten die italienischen Kontrollen dazu, daß die Osttiroler – statt mit der Pustertalbahn – nach Spittal/Drau und mit der Tauernbahn nach Innsbruck fuhren. In den 1920er Jahren bemühte sich dann der Osttiroler Landtagsabgeordnete und Matreier Bürgermeister Natalis Obwexer ohne Erfolg um die Felbertauernstraße – stattdessen wurde 1930-1935 die Großglockner-Hochalpenstraße gebaut. Inmitten der Unruhen der späten 1920er und frühen 1930er Jahre – ob im Rahmen des Brands des Justizpalastes 1927, des „Feber 1934“ oder des Juli-Putsches der Nationalsozialisten 1934 – ging es stets ebenfalls um die Sicherung der Bahnhöfe entlang der Pustertalbahn von Nikolsdorf und Dölsach bis Sillian vor eventuellen Übergriffen. Übrigens: Die Anhänger und besonders die Anführer der Osttiroler Sozialdemokraten und Nationalsozialisten stammten vermehrt aus dem Umfeld der Bahnangestellten!

Blickt man auf die NS-Zeit – mit der Ruck-Zuck-Angliederung des „Kreises Lienz“ an den „Gau Kärnten“ noch 1938 –, so konzentriert sich das Thema „Bahnverbindung“ auf das schwere Eisenbahnunglück bei Lengberg 1942 und die zunehmenden Luftangriffe durch Bomber und Tiefflieger 1944/45. So war in den Morgenstunden des 28. September 1942 der Bahndamm bei Lengberg aufgrund starken Regens durch die hochwasserführende Drau derart unterspült worden, daß der Frühzug Lienz-Klagenfurt entgleiste. 21 Personen wurden getötet, 79 verletzt. Für die z.T. prominenten Opfer wie Kreisärztesführer Dr. Marius Markoller inszenierte man einen pompösen Trauerakt mit der Aufstellung der Säрге am Lienzener „Adolf-Hitler-Platz“ (Hauptplatz) unter Anwesenheit von Gauleiter Friedrich Rainer. Der Zugverkehr stand für drei Wochen still. Aufgrund des Einmarsches der Deutschen Wehrmacht in Italien im September 1943 und des nunmehr auch am Appenin geführten Zweiten Weltkrieges waren zum einen das Pustertal (jetzt Teil der „Operationszone Alpenvorland“ unter dem Tiroler Gauleiter Franz Hofer) und das Drautal wieder quasi verbunden (!), und zum anderen wurde die Pustertalbahn Franzensfeste-Sillian-Lienz als Nachschublinie nach Oberitalien und

Nebenstrecke der Brennerbahn Innsbruck-Bozen-Verona extrem wichtig. Damit lagen Nord-, Ost- und Südtirol aber im „Visier“ der anglo-amerikanischen Luftwaffe – erst recht im Rahmen der ab 1944 geführten „Brennerschlacht“. Die Angriffe, zunächst durch Bomber, später vermehrt durch Tiefflieger, konzentrierten sich im „Kreis Lienz“ auf die Gleisanlagen und Züge der

Ganze zwei Wochen vor Ende des Zweiten Weltkrieges – am 19. April 1945 – wurde das Lienzener Bahnhofsgelände durch einen US-Luftangriff fast vollständig verwüstet. (Museum Schloß Bruck)



Bahnhöfe in Lienz und Sillian sowie weitere strategisch wichtige Punkte entlang der Pustertallinie wie zum Beispiel Brücken. Insgesamt fielen dem Bombenkrieg in Osttirol 18 Menschen zum Opfer. Der Eisenbahnverkehr kam nicht zuletzt aufgrund der fast vollständigen Zerstörung des Lienzener Bahnhofs am 19. April 1945 praktisch zum Erliegen.

Die Osttiroler Bevölkerung tangierte die tragische Zwangsrepatriierung von 20-25.000 Kosaken durch die Briten (Osttirol gehörte zur Zone Londons), geschehen nach Kriegsende Anfang Juni 1945 mittels Zugwaggons, nur wenig – im Bezirk hatte sofort die rasche Rückgliederung

Osttirols von Kärnten an Tirol oberste Priorität. Innsbruck und Wien – personifiziert durch den ersten Tiroler Landeshauptmann und alsbaldigen Außenminister Karl Gruber – setzten dagegen zunächst alles auf eine andere Karte: die Rückkehr Südtirols zu Österreich. Während sich also die Osttiroler gedulden mußten – ab März 1946 verkehrten zumindest wieder zwei Zugpaare zwischen Sillian und Lienz, aber die Grenze nach Südtirol war gemäß der eben neu gegründeten Bezirkszeitung „Osttiroler Bote“ versperrt „wie das Höllenschloß“ –, gab Gruber aufgrund der Aussichtslosigkeit der Lage im Frühjahr 1946

seinen Totalanspruch nach außen hin auf und wollte, auf Anregung der Briten, zumindest die Rückgabe des Pustertales erreichen, um so Nord- und Osttirol geographisch (per Eisenbahn) miteinander zu verbinden.

Damit war aber der „Zug“ einer territorialen Gesamtlösung vollends abgefahren – und am 24. Juni lehnten die vier alliierten Außenminister eine solche „Pustertal-Lösung“ ab! Das anschließende Gruber-de Gasperi-Abkommen vom 5. September 1946 hielt u.a. fest, eine Vereinbarung „für den freien Personen- und Güterdurchgangsverkehr zwischen Nord- und Osttirol auf dem Schienenwege und in möglichst weitgehendem

Umfange auch auf dem Straßenwege auszuarbeiten“ (Art. 3c).

Nach der endgültigen territorialen Rückkehr Osttirols zu Tirol im Oktober 1947 ging es um eben diesen Vertragspunkt – natürlich durch das Pustertal. Schlußendlich verkündete der „Osttiroler Bote“ die „erfreuliche Nachricht“ des am 9. November 1948 durch die Außenminister Gruber und Graf Sforza unterzeichneten Eisenbahn-Durchfahrtsabkommens. Der allererste weiß-blaue „Korridor“-Zug Lienz-Innsbruck, der erste Direktzug seit 1918, fuhr am 16. November 1948. Ab Dezember verkehrte der „Triebwagen“ täglich. Die Reisenden, welche in österreichischen Waggons, aber von Innichen bis zum Brenner durch italienische Loks samt Bahnangestellten befördert wurden, hatten einen Paß mitzunehmen; der Ein- und Ausstieg in Südtirol war untersagt. Das ebenfalls am 9. November unterzeichnete Straßenverkehrsabkommen betraf die Strecke Sillian-Franzensfeste-Brenner; auch hier war ein Lichtbildausweis vonnöten. Nach Osttiroler Diktion war damit der „letzte bei Österreich verbliebene Teil Südtirols“ wieder per Bahn und Straße mit Nordtirol verbunden. Die Bahnfahrt Lienz-Innsbruck dauerte rund 4 Stun-

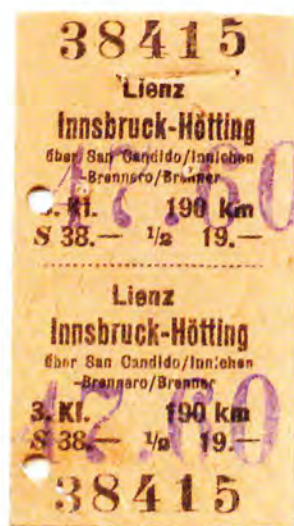
den. Die Zugverbindung bot alsbald auch Anlaß für polemische Stellungnahmen, und zwar in Anspielung auf das Verbot, Güter oder Gepäckstücke aus den Waggons (etwa durch die Fenster) herauszureichen oder hinauszuerwerfen. So hieß es im „Osttiroler Boten“ im April 1950:

„Im Innsbrucker Triebwagen ist eine stickige Luft. Die Fenster dürfen nicht geöffnet werden, offenbar weil sich die Herren denken, derfrozen sind schon viele, aber derstunken ist noch niemand.“

Konnte mit dem „Korridorzug“ zumindest „identitätsstiftend“ einiges „wieder gut gemacht“ werden, so blieb das Verkehrsaufkommen auf dieser einstigen Hauptbahn – mit später drei bis vier täglich geführten Verbindungen – insgesamt doch eher bescheiden.

Dieses „Stiefkind“-Dasein zeigte sich etwa durch den bis 1975 (!) aufrechterhaltenen Dampflokbetrieb auf Südtiroler Seite oder den seit dem Sommer 1963 aufgelassenen Kurswagen Wien-Lienz-Innichen-Franzensfeste. Organisatorisch war Osttirol – trotz der Bestrebungen des Tiroler ÖVP-Landeshauptmannes Alois Grauß im Sommer 1955 – weiterhin bei der Bundesbahndirektion Villach verblieben.

Der identitätsstiftende weiß-blaue „Korridorzug“ von Ost- nach Nordtirol am Lienz Bahngleis, ca. 1960er Jahre (Museum Schloß Bruck). Mit dem österreichisch-italienischen Eisenbahn-Durchfahrtsabkommen von 1948 konnten endlich wieder Fahrkarten Lienz-Innsbruck gelöst werden, hier ein Beispiel aus dem Jahre 1954. (Sammlung Verein der Eisenbahnfreunde in Lienz)



Normalisierung und Elektrifizierung

Abseits der grundsätzlichen Normalisierung des Pustertalbahnverkehrs ab 1948 konnte das Aufbrechen der Isolation nach Norden auf österreichischem Gebiet erst 1962-1967 mit dem Bau der Felbertauernstraße von Matri in Osttirol ins Salzburger Mittersill erreicht werden, wofür sich vor allem der Osttiroler ÖVP-Nationalratsabgeordnete Franz Kranebitter eingesetzt hatte. Daß die Bahnverbindung wiederum noch erheblich verbesserungswürdig war, zeigt ein langer Leserbrief des ÖVP-Landtagsabgeordneten Jakob Blaßnig in der Bezirkszeitung von Ende 1963, der folgende Forderungen enthielt: 1. eine frühere Abfahrt in Lienz, um Innsbruck gegen 8 Uhr zu erreichen; 2. eine Fahrzeitverkürzung; 3. bessere Garnituren, um den „Rüttel- und Schüttelwagen“ des „(vulgär) Speiexpress“ den Kampf anzusagen; und 4. die Führung des dritten Triebwagenpaares das ganze Jahr über und nicht nur im Sommer. Tatsächlich wurden im Mai 1966 moderne Waggons („Blauer Blitz“) eingeführt. Daß die Südtirol-Problematik in den 1960er Jahren im „Terror“ endete, hatte auch seine Auswirkungen auf Osttirol und die Pustertalbahn: So

fand man etwa im Juni 1962 nahe der Bahnstrecke bei Sillian eine nichtexplodierte Sprengladung mit der italienischen Verpackungsaufschrift „Wir bestimmen die Grenze“.

Oder man wies nach dem Porzeattentat mit vier toten italienischen Erhebungsbeamten und einem gesprengten Koffer am Trienter Bahnhof 1967 im „Osttiroler Boten“ dezidiert auf die verschärfte Ausweis- und Gepäckkontrolle im „Korridorzug“ hin.

1965/66 wiederum führten verheerende Hochwasserkatastrophen im ganzen Bezirk auch zur Zerstörung der Gleisanlagen der Pustertalbahn an zahllosen Stellen. Hangrutschungen, Muren und Überschwemmungen forderten in Osttirol 23 Menschenleben. Trotz der raschen, von Land und Bund massiv unterstützten Aufräumarbeiten – zum Glück waren gerade parallel der Bau der Transalpinen Ölleitung Triest-Lienz-Inngolstadt sowie die Fertigstellung der Felbertauernstraße im Gange – war die Bahnlinie von Anfang September bis Mitte November 1965 und Mitte August bis Ende September 1966 unterbrochen, der Bezirk Anfang November 1966 gar erneut für einige Tage komplett von der Außenwelt abgeschnitten und nur über Hubschrauber er-

Die Elektrifizierung der Pustertalbahn in den 1980er Jahren bedeutete einen wichtigen Modernisierungsschub, wenn auch der Einsatz der Zwei-System-Loks für österreichischen Gleich- und italienischen Wechselstrom noch etwas auf sich warten lassen sollte: ÖBB-Güterzug auf dem Weg nach San Candido/Innichen in den 1990er Jahren (Österreichische Bundesbahnen)



reichbar. Die anschließenden übernotwendigen Drauverbauungen samt Gleisverlegungen führten zur letzten einmonatigen Einstellung des Betriebs im September/Oktober 1967.

Im November 1971 feierte man das 100-Jahr-Jubiläum der Bahn mit einem Festzug aus den Pionierzeiten unter Anwesenheit der beiden Landeshauptleute, Eduard Wallnöfer für Tirol und Silvius Magnago für Südtirol. Die grenzüberschreitende Funktion der Pustertalbahn zwischen „zwei Landesteilen“ wurde explizit gelobt. Verkehrsminister Erwin Frühbauer versprach, daß man in Zeiten der Aussöhnung zwischen Wien und Rom – nach Abschluß des „Pakets“ und des „Operationskalenders“ – sogar den Ersatz der „Korridor“-Züge durch Eilzüge überlegen könne. Der „Verkehrsverein Osttirol“ veröffentlichte eine eigene Festschrift. Die Fahrzeit Lienz-Innsbruck betrug mittlerweile 3 ^{1/2} Stunden.

Nach einem kurzen probeweisen Betrieb als „Osttiroler-Expreß“ kam es 1980 zur dauerhaften Einführung des Schnellzuges „Val Pusteria/Pustertal“, des „Pustertal-Expresses“ Wien-Lienz-Franzensfeste-Innsbruck, der auch in Italien hielt, was insgesamt eine erhebliche Aufwertung der Linie bedeutete. Das dritte Korridorzugpaar wurde deshalb nicht aufgelassen. Für den Osttiroler ÖVP-Nationalratsabgeordneten und Lienzener Bürgermeister Hubert Huber bedeutete dies die Verknüpfung der „drei Landesteile“.

1984 beschlossen die ÖBB und die Italienischen Staatsbahnen die Elektrifizierung der Pustertalbahn von Spittal/Drau bis Franzensfeste, was auf Südtiroler Seite aufgrund zahlreicher zu ersetzender Brücken und Tunnels einem Neubau gleichkam. Auf die Dampf- und Dieselloks folgte ab 1989 der elektrische Betrieb – die „Korridorzüge“ wurden aber trotz aller Modernisierung weiterhin von Dieselloks gezogen, um nicht zeitraubend Lokomotiven wechseln zu müssen; dagegen tauschte man bei den „Expreßzügen“ die Elektroloks wegen des unterschiedlichen österreichischen Gleich- und italienischen Wechselstromsystems in den Grenzbahnhöfen aus. Erst für 1991 wurde der Einsatz von Zwei-System-Loks angekündigt. Die Kosten der Elektrifizierung machten für Österreich 1,2 Milliarden Schilling aus. Die Fahrzeit konnte ein wenig verkürzt werden. Kleines Detail am Rande: Mit der Erneuerung der Brücke über die Eisackschlucht war 1988 eine technische Kuriosität von 1871 verschwunden: daß man den ersten Brückenträ-



Oben: Ein Sonderzug mit vorgespannter Lokomotive 52.386 der ÖBB zwischen Lienz und Sillian am 1. August 1982 (Andrea Pozzato).

ger nahe der Festung wie eine mittelalterliche Zugbrücke einziehen und damit die Strecke unterbrechen konnte.

Umkämpft

In den letzten 10 bis 15 Jahren ist die „Pustertalbahn“ wiederholt im Mittelpunkt heftiger Kontroversen gestanden. Einsparungsbestrebungen, parteipolitische Querelen und Unterschriftenaktionen sind nur einige Stichworte dazu.

Anfang der 1990er Jahre bestanden täglich vier „verschlossene“ Korridorzugpaare. Doch die Interessen der Osttiroler prallten hart auf jene Italiens: Im Bezirk, wie der ÖVP-Landtagsabgeordnete Leo Gomig Ende 1992 betonte, wolle man zumindest kürzere Fahrzeiten nach Innsbruck als die derzeitige Untergrenze von 3 Stunden 11 Minuten, wenn man immer noch mit Dieselloks fahren müsse. Die ÖBB könnten schließlich, so die Befürchtung, das Interesse an der Bahn aufgrund der hohen Kosten im Vergleich zum Fahrgastaufkommen verlieren. Rom wollte dagegen eine Erhöhung der Benützungsg Gebühr (Achssteuer) und zusätzliche Stopps in Alto Adige. Die Südtiroler im Pustertal glaubten schon Anfang 1993 daran, wie die „Tiroler Tageszeitung“ schrieb, daß ihre Zugverbindung durch die Privatisierung der Italienischen Staatsbahnen und die teilweise Auflassung von Bahnhöfen und Einzelzügen „über kurz oder lang stirbt“.

Nach der *zentralen* Zäsur der Ausgliederung der ÖBB aus dem Staatsbudget 1993 verlautbarten die Bundesbahnen im Frühling 1995, den „Triebwagen“ aufgrund der an Italien zu zahlenden hohen Benützungsg Gebühr für das Südtiroler Pustertal (17 Millionen Schilling pro Jahr) und aufgrund der schwachen Auslastung komplett aufzulassen und stattdessen Busse über den Felbertauern (!) einzurichten. Nach heftiger Kritik, vor allem aus Osttirol mit Gomig an der Spitze, einigte man sich mit Italien auf die grundsätzliche „Öffnung“ der täglichen „Korridor“-Verbindungen ab Juni 1996. Neben zwei Zugpaaren früh und abends und dem „Val Pusteria“ bestand aber weiterhin ein Korridorzug am Wochenende. Diese „Öffnung“ – der wohl einzige Weg gegen das drohende „Aus“ – wurde eigens groß gefeiert, und zwar mit beiden Landeshauptleuten, dem Südtiroler Luis Durnwalder und dem Tiroler Wendelin Weingartner, die sich im Rahmen der Transitdebatte auch entschieden gegen eine Weiterführung der Alemagna-Autobahn und den Bau





des Cavallino-Tunnels bei Kartitsch ausgesprochen hatten. Gomig blieb dem Festakt demonstrativ fern, weil sich die Reisezeit nach Innsbruck wieder auf knapp $3\frac{1}{2}$ Stunden verlängert hatte. Ab sofort war also der Ein- wie Ausstieg in Südtirol erlaubt und ein Reisepaß mitzunehmen; Italien verringerte die Achssteuer um 20 %. Erst mit dem Wegfall der Grenzkontrollen durch das Schengener Abkommen 1998 konnte die Fahrzeit wieder um zehn Minuten verkürzt werden. Bereits 1995 waren übrigens anstelle der Bundesbahndirektionen ein großer „Zentralbereich“ und stärkere Länderkompetenzen geschaffen worden. Anfang 2001 wollten die ÖBB jedoch auf einmal den 1998 mit dem Land Tirol geschlossenen Vertrag nachverhandeln, der vier Zugverbindungen Lienz-Innsbruck auf zehn Jahre, also bis 2007, garantierte. Während die Bundesbahnen die zu geringe Auslastung ins Treffen führten und unter der Woche erneut ersatzweise Busverbindungen über den Felbertauern sowie Direktzüge nach Innsbruck nur mehr am Wochenende einsetzen wollten, warf sich der Osttiroler ÖVP-Landtagsabgeordnete Hermann Kuenz mit den anderen Parteivertretern aus dem Bezirk sowie ÖVP-Landeshauptmann Weingartner in die Bresche und forderte sowohl bessere Zugarnituren als auch kürzere Reisezeiten in die Landeshauptstadt (weniger als $3\frac{1}{4}$ Stunden), um so die Fahrgastzahlen zu erhöhen – und natürlich verlangte man dezidiert die Einhaltung des Vertrags! Im Frühjahr 2001 häuften sich im „Osti-

Oben: Der Expresszug 432 „Pustertal“ Wien- Innsbruck bei Toblach, im Hintergrund die beschneiten Dolomitenberge, der Haunold und der Birkenkofel; die Diesel-Lokomotive mit der Nummer 2043 066 der Österreichischen Bundesbahnen ÖBB ist unabhängig von den verschiedenen Spannungen der elektrischen Oberleitungen.

Unten rechts: Am 4. Dezember 1988 wird zwischen Spittal und Lienz der elektrische Bahnbetrieb aufgenommen.

roler Boten“ die Berichte über die „Symbolkraft“ der Zugstrecke als „direkte Verbindungsschnur“ oder „Nabelschnur“ des abgetrennten Bezirks nach Innsbruck und ihren Beitrag zur „Landeseinheit“. Heribert Pichler, Obmann des Vereins „Lebenswertes Pustertal“, sammelte in Osttirol 20.000 Unterschriften „für den Zug“. Am Ende stand im April 2001 – nach einstimmigem Landtagsbeschluss auf Weiterbestand der Verbindung, nach Antrag des Osttiroler FPÖ-Mandatars Gerald Hauser – kein Verhandlungserfolg der Politik, sondern bloß der Status Quo des bestehenden Fahrplans bis Ende 2002! Eine höhere Auslastung sollte nicht zuletzt durch ein geeignetes Marketingkonzept erreicht werden. ÖVP-Landeshauptmannstellvertreter Ferdinand Eberle hatte sich sogar eher positiv zur ÖBB-Buslösung über den Felbertauern geäußert. Aber dann fehlte erstens im neuen Sommerfahrplan 2001 gleich ein ganzes Zugpaar, und zwar aufgrund der von den ÖBB mit Italien viel zu spät geführten Ver-

handlungen – statt vier Direktzugpaaren pro Tag waren's nur mehr drei! Zweitens erhöhte das neue Verkehrsverbund-Tarifmodell Tirol die Fahrpreise um bis zu 50%! Und drittens wurden ab Ende 2001 wegen Generalüberholung der Zuggarnituren auf der elektrifizierten Strecke kurzfristig wieder Dieselloks und alte Waggonen aus Zeiten um 1960 (!) eingesetzt. Trotz allem sicherten aber die ÖBB – nach Gesprächen mit Landeshauptmann Weingartner am 6. Dezember 2001 und nicht zuletzt aufgrund erhöhter Auslastung in jüngster Zeit – tatsächlich die Aufrechterhaltung des Bahnbetriebes Lienz-Innsbruck bis 2007 (!) zu; allerdings ohne nähere Details hinsichtlich der Anzahl der Zugpaare zu nennen. Im Frühjahr 2002 scheiterte die Einführung zweier rascher Tagesrandverbindungen am Einspruch Südtirols, das weiterhin auf Stopps in allen Pustertaler Haltestellen beharrte.

Ende 2002, als die von Weingartner ausverhandelte „Galgenfrist“ ablief, erreichte die „Sillianer Deklaration“ der Osttiroler Bürgermeister lediglich die Abwendung der von den ÖBB angekündigten Aufhebung von vier Stopps zwischen Lienz und Sillian – die Bundesbahnen strichen dennoch eine weitere Direktverbindung: Da waren's nur mehr zwei! Ein Dringlichkeitsantrag der Grünen im Landtag, basierend auf der „Sillianer Deklaration“, wurde von der ÖVP gar mit den Stimmen der Osttiroler (!) Mandatäre Hermann Kuenz und Andreas Köll sowie jenen der

SPÖ abgeblockt. Das fehlende Marketingkonzept und die erhöhten Fahrpreise trugen auch nicht gerade zur Erhöhung der Attraktivität der Pustertalbahn bei.

Nach einstimmiger Landtagsunterstützung hinsichtlich der Verbesserung der Pustertalstrecke im Feber wies der Fahrplanentwurf von Oktober 2003 erneut nur zwei Direkt-Zugpaare Lienz-Innsbruck pro Tag auf. Nach Gesprächen von ÖVP-Landeshauptmann Herwig van Staa mit ÖBB-Vorstand Rüdiger Vorm Walde verkehrte ab Mitte Dezember 2003 einzig am Wochenende wieder ein drittes. Van Staa hatte damit für Osttirol zwar einen Teilerfolg erzielen können, sein Hauptinteresse galt aber doch eindeutig der zur gleichen Zeit mit FPÖ-Verkehrsminister Hubert Gorbach gegründeten „Brennerbasistunnel AG“ (angepeilte Fertigstellung des Megatunnels 2015). Und schon Anfang 2004 sorgte Eberle wieder für Aufregung durch den Sager, daß gemäß Abstimmungsgesprächen mit Vertretern Osttirols ein drittes und viertes Zugpaar nicht erforderlich sei. Es stellte sich heraus, daß diese Meinung bloß auf Unterredungen des Chefs des Tiroler Verkehrsverbunds mit einigen Gemeindevvertretern fußte. Alldies war für Elisabeth Blannik und Sepp Brugger, die Osttiroler Neo-Landtagsabgeordneten der SPÖ und der Grünen seit Herbst 2003, die sich sogleich für ein drittes Zugpaar stark gemacht hatten, mehr als verwunderlich.





Zusammenfassung und Ausblick

Mit der Inbetriebnahme der Pustertalbahn 1871 kam die „Weltöffnung“ mit besonderem Nutzen für den Fremdenverkehr und den Gütertransport. Die Abtrennung Südtirols 1919/20, der schlechende Wandel hin zum Auto als Hauptverkehrsmittel und andere Eisenbahn- wie Straßenverbindungen von der Tauernbahn bis zur Felbertauernstraße und Brenner-Autobahn machten (und machen) aber dieser Zugverbindung zu schaffen. Es ist erstaunlich, wie stark sich die heutige Bedeutung der Pustertalbahn neben der wirtschaftlichen besonders hin zur identitätsstiftenden Komponente verschoben hat (siehe die Argumentation „essentielle Nabelschnur zur Landeshauptstadt“ oder „unerläßlicher Beitrag zur Landeseinheit“). Dies hängt aber auch mit der umweltfreundlichen Variante der ab 1989 elektrifizierten Bahn im Gegensatz zum drohenden Straßenverkehrskollaps im Rahmen der langen und hitzigen Alemagna/Schnellstraßen-Diskussion zusammen.

Am Ende stellt sich die Frage: Wird die über 130 Jahre alte Pustertalbahn – nach der Umkehr der historischen Zäsur 1919/20 durch „Korridor“ 1948 und „Schengen“ 1998 – nach der „Ausdünnung“ auf zwei Zugpaare „und ein paar Zerquetschte“ am Wochenende noch weiter beschnitten werden? Wird der wirtschaftspolitische Sparstift österreichischer Natur noch radikaler angesetzt werden, nachdem man Italien 1946/48

in mühsamer Kleinarbeit die Wiedereinführung der Direktverbindung hat „abringen“ können? Ausschlaggebend wird sein, was man bis 2007 zur *nachhaltigen* Sicherung der Pustertalbahn unternimmt. Darauf beruht das Schicksal dieser einstigen „Weltbahn“ und jetzigen zentralen Verbindung des östlichen Landesteiles nach Innsbruck – auch *nach* dem Auslaufen des ÖBB-Land Tirol-Verkehrsdienstvertrages 2008! Den Osttiroler Interessen auf eine schnellere Zugverbindung nach Nordtirol stehen nach wie vor die für die Auslastung notwendigen Südtiroler Fahrgäste und der Bozner Widerstand gegen eine Auflassung der Stopps im Pustertal gegenüber. Auf der Homepage der „Plattform Pro Pustertal“ nimmt man bereits auf einem eigenen Partezettel Abschied von „unserer geliebten PUSTER-TALER BAHN“, geboren 1871, gestorben 2010, die „nach längerem Siechtum für immer von uns gefahren ist“ ...

(Der Beitrag wurde im Jänner 2004 abgeschlossen.)

*Oben: Schweißarbeiten auf der Südtiroler Seite.
Rechts: Wohin führt die Zukunft der Pustertalbahn?
Blick auf die Gleisanlagen des Bahnhofs Innichen im
Jahre 2003 (Gottfried Kühebacher)*

Weiterführende Literatur

Dietrich, Herbert, Die Südbahn und ihre Vorläufer, Wien 1994.

Dultinger, Josef, Tirols Schienenwege. Eine historische Studie, in: Hundert Jahre Tiroler Verkehrsentwicklung 1858-1958 (Tiroler Wirtschaftsstudien, Band 10), Innsbruck 1961, 71-113.

Kofler, Martin, Italiens Doppeldecker über Lienz. Eine Lokalstudie zur Geschichte Tirols im Ersten Weltkrieg, in: *Osttiroler Heimatblätter* 66 (1998), Nr. 10.

Ders., Der zweite Landesteil. Die „Sonderregion“ Osttirol in der politischen Arena seit 1945, in: Michael Gehler (Hrsg.), Tirol. „Land im Gebirge“: Zwischen Tradition und Moderne, Wien-Köln-Weimar 1999, 729-822.

Ders., Osttirol. Ein Grenzbezirk – zweiter Landesteil – „drittes Tirol“, in: *Geschichte und Region/Storia e regione* 9 (2000), 209-225.

Ders., Osttirol im Dritten Reich 1938-1945, Innsbruck-Wien-München-Bozen 2003.

Mißbach, Helmut K., Eisenbahnen in Tirol. Vorgeschichte – Bahnbau – Betrieb, Stuttgart 1979.

Pozzato, Francesco, Die Bahn im Pustertal 1871-1989, 2Bozen 1990.

Rosenberger, Hans Jürgen/Rosenberger, Carlo, Die Eisenbahnen in Südtirol, Bozen 1993.

Einige Farbbilder wurden entnommen den Büchern von Francesco Pozzato und Hans Jürgen Rosenberger/ Carlo Rosenberger.



Die Rettung des Dorfertales

- ein persönlicher Erfahrungsbericht von Wolfgang Retter

Der Beginn: Alle Gletscherbäche Osttirols abgeleitet?

Der "Osttiroler Bote" vom 1. März 1973 stellt ein Kraftwerksvorhaben mit riesigen Dimensionen vor:

Etwa zwanzig Bäche aus einem Dutzend Täler der Glockner-, Granatspitz-, Venediger- und Schobergruppe verschwinden in großer Höhe bis auf geringe Reste; darunter nahezu alle Gletscherbäche der Tauernsüdseite. Ihr Wasser sollte in großer Höhe erfasst und durch unterirdische Stollen in einen Speicher geleitet werden.

Dieser war im Kalser Dorfertal vorgesehen; dort werde hinter einer 220 Meter hohen Talsperre der gewaltigste Kraftwerksspeicher der Ostalpen entstehen. Ein solches Vorhaben war bisher in viel kleinerer Form geplant gewesen, nun aber gewaltig vergrößert worden und hätte alle bisher in Österreich gebauten Kraftwerke bei weitem übertroffen. Darüber hinaus sollte sogar die Isel

zwischen Mauterndorf und Lienz einen guten Teil ihres Wassers zum Betrieb zweier Laufkraftwerke verlieren. Anderthalb Jahre zuvor, am 21. Oktober 1971, hatte sich Tirol in der Heiligenbluter Vereinbarung feierlich verpflichtet, seinen Anteil der Hohen Tauern zusammen mit Salzburg und Kärnten in einen gemeinsamen Nationalpark einzubringen. Hier flösse nun kein einziger Gletscherbach mehr bis ins Tal.

Die ersten Schritte

Ich war als junger Biologielehrer 1963 aus Innsbruck nach Osttirol gekommen und hatte den Bezirk inzwischen kennen und lieben gelernt. Daher war es mir unverständlich, dass sich gegen dieses Projekt mit seinen gewaltigen Landschaftseingriffen kaum Gegenstimmen erhoben; man könne ohnehin nichts erreichen, wurde mir von verschiedenster Seite beschieden. Allerdings

Das Kalser Dorfertal: größtes Almtal Osttirols, vielbesuchtes Wandertal im Nationalpark Hohe Tauern.



bot mir die Bezirkszeitung die Möglichkeit, in einem Beitrag Bedenken gegen dieses von den Betreibern als genereller Vorteil für die Region - dargestelltes - Vorhaben darzulegen:

Mit dem Kalser Dorfertal ginge eines der größten Almtäler Tirols verloren. Es ist Existenzgrundlage für viele Kalser Bauern und wird an schönen Tagen von Hunderten erholungssuchenden Wanderern besucht. Nur im Spätherbst wäre ein solcher Großspeicher gefüllt, in der übrigen Zeit von breiten Schlamm- und Schutträndern gesäumt.

Zudem aber müssten Baustraßen zu den vorgesehenen Wasserfassungen in vielen Hochtälern errichtet und gewaltige Schuttmengen aus den Beileitungsstollen abgelagert werden.; Osttirols Tourismus und guter Ruf als naturnaher Erholungsraum litten darunter.

Dieser Beitrag war wiederum der Anlass für die Jungbauernschaft des Bezirkes, unter ihrem Obmann Franz Idl eine öffentliche Podiumsdiskussion mit Befürwortern und Skeptikern zu veranstalten; eine Pressefahrt der Jungbauernschaft in die betroffenen Bereiche folgte, brachte großes

öffentliches Echo und setzte eine intensive Konfrontation zur Problematik in Gang.

Die Auseinandersetzung

Die Stromwirtschaft stellte ihr Projekt in schönstem Licht dar: Auch anderswo (z. B. Kaprun) habe der Bau von Speicherkraftwerken eine wirtschaftliche Belebung gebracht; es würden viele aus Osttirol auspendelnde Bauarbeiter beschäftigt werden können. Auch seien wie z. B. im Zillertal für die betroffenen Gemeinden durch Talchaftsverträge namhafte Zahlungen für unmessbare Schäden zu erwarten. Letzten Endes könnten durch die bis in große Höhen geführten Baustraßen auch Tourismuserschließungen, wie z. B. ein Gletscherschigebiet am Großvenediger durchgeführt werden. Überdies sei die gewonnene Energie unverzichtbar, da ja der Strombedarf rasant und unaufhaltsam zunehme.

Die betroffenen Gemeinden erhofften sich eine Reihe von Vorteilen: Erschließungen durch Wege, sonstige Infrastrukturmaßnahmen – von einer Abwasserentsorgung bis hin zum Musikpavil-

Kraftwerksspeicher Dorfertal: die blühenden Almen wären ertrunken; breite Schlamm- und Schuttsäume noch Anfang Juli um den Stausee; im Spätwinter hätte man den Wasserspiegel um 160 Meter abgesenkt.





Kraftwerksspeicher als Landschaftsbereicherung? Obwohl kaum zehn Meter bis zum Vollstau fehlen, rahmen im Sommer noch breite Schlammflächen das Wasser: Vollstau ist erst im Herbst. (Speicher Durlassboden)

lon, verbilligten oder sogar Gratisstrom, dauernde Einnahmen durch Talschaftsverträge und manches mehr – genährt durch gelegentliche Ermunterung mancher Kraftwerksplaner vor Ort, nur ihre Wünsche zu äußern. Viele Bürger und auch Gäste befürchteten dagegen massive Eingriffe in das Landschaftsbild durch Baustraßen in bislang unberührten Hochtälern, Ablagerung der Stollenaushubmassen, Verlust aller wesentlichen Gletscherbäche Osttirols und Überstauung des auch als Wandergebiet sehr beliebten Kalser Dorfertales. Auch Sicherheitsfragen tauchten auf: die Sperrenstelle als geologisch schwierig, in den entwässerten Bachläufen liegende gebliebene Geschiebe als besondere Gefährdung in Hochwassersituationen und anderes mehr. Die politische Situation war eindeutig: An der „Studiengesellschaft Osttirol“, welche die Kraftwerksplanung durchführen sollte, hatten die Republik Österreich und das Land Tirol je 50 % Anteil, damit waren also beide an einer möglichst großen Ausbeute interessiert. Im Bezirk zeigte sich das u. a. darin, dass die Landesbeamten auf

das Kraftwerksprojekt eingeschworen wurden; auch die Bezirksmandatäre von ÖVP und SPÖ vertraten ein Ja zum Kraftwerk. Die Kraftwerksbetreiber konnten also auf kräftigen Rückenwind vertrauen.

Vereinsgründung, erste Tätigkeit

Die Maß- und Kompromisslosigkeit der E-Wirtschaft rief dann aber doch Widerstand hervor. Eine Gruppe von Bürgern fand sich als PropONENTENKOMITEE eines Vereines zusammen und begannen, mit Plakaten, Flugblättern und Unterschriftenlisten auf die Problematik dieses Riesenprojektes aufmerksam zu machen. Im September 1973 entstand der gemeinnützige und überparteiliche „Verein zum Schutz der Erholungslandschaft Osttirol“ und bekam unerwartet viel Zulauf aus allen Bevölkerungsschichten. Die Obmannsfunktion ist mir seit damals geblieben. Die Entstehung dieses Vereines bedeutete einen gewissen Schutz für seine Funktionäre, gab es doch schon Beispiele für Drohungen gegenüber kritischen Bürgern. „Auch Sie wird man einmal zur Rechenschaft ziehen für das, was Sie hier den Leuten erzählen“, bedeutete mir im Sommer 1973 in der Pause einer Diskussionsveranstaltung ein führender Mann der E-Wirtschaft unter vier Augen.



Oben: Sogar die prächtigen Katarakte der Isel im Umbaltal waren zur Ableitung vorgesehen. Die Isel ist der größte Gletscherfluss an der Südseite der Hohen Tauern; sie wurde in der langen Diskussion um das Großkraftwerk zum Symbolfluss des Nationalparkes in Osttirol.

Nach der Vereinsentstehung wurde die Arbeit noch intensiver: Vorsprachen bei politischen Mandatären, Memoranden zum Kraftwerksbau an verschiedene Minister, Stellungnahme zum Nationalparkkonzept der Nationalparkkommission, Veranstaltung öffentlicher Referate zu Grundsatzthemen wie Energiekrise (C. Fr. v. Weizsäcker), Umweltrecht (Justizminister a. D. Univ. Prof. H. Kleczky), Teilnahme an ORF-Fernsehsendungen („Stadtgespräche“ und später mehrmals „In eigener Sache“), Vorsprachen bei

Landes- und Bundespolitikern, Informationen an in- und ausländische Medien, Kontakte mit verschiedenen Organisationen.

Zehn Jahre später bestätigte die Verleihung des Konrad-Lorenz-Staatspreises für Umweltschutz an den Obmann, ausgeschrieben für „hervorragende Leistungen zum Schutze bedrohter Kultur- und Naturlandschaften von nationaler Bedeutung“, die Richtigkeit unserer Arbeit; wesentliche Kriterien für die Zuerkennung waren hohes Niveau im Sachlichen, Mut und Öffentlichkeitswirksamkeit. Dieser Staatspreis war eine offizielle Bestätigung dafür, dass hier nicht Querulanten oder weltfremde Träumer am Werke waren; er bedeutete in einer besonders heißen Phase der Auseinandersetzung eine wichtige moralische Unterstützung in der Öffentlichkeit.



Eine durch die Kraft des Wassers geformte "Mühle"

Pionierarbeit: Wasserschaupfad, Landschaftsgutachten

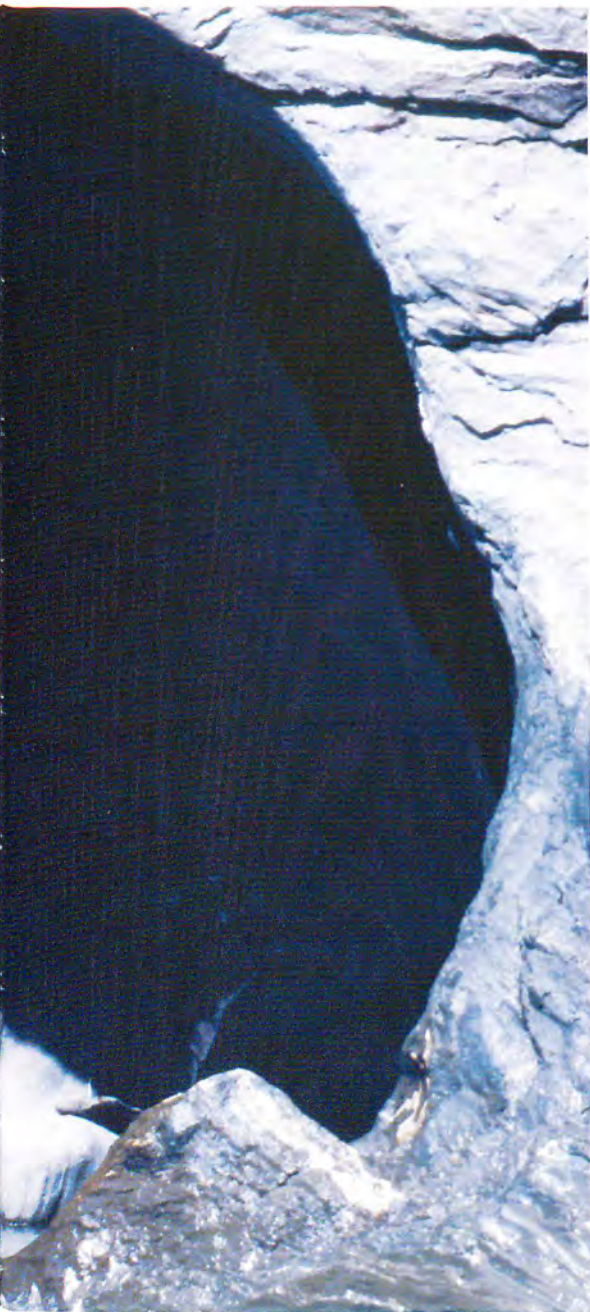
Der Verein zum Schutz der Erholungslandschaft Osttirol richtete im Umbaltal den ersten Wasserschaupfad Europas ein; Kinder aus Prägraten gestalteten mit Zeichnungen und Texten einen außergewöhnlichen Führer.

Die Isel im Umbaltal ist ja der eindrucksvollste Gletscherbach an der Südseite der Hohen Tauern. Schon im 19. Jahrhundert wurde ihr Erlebniswert gerühmt. An den Katarakten der Isel lässt sich in einprägsamer Weise das Wesen und der Wert eines Gletscherbaches erleben; das Umbaltal zeigt

auch besonders deutlich die landschaftsformende Wirkung des Wassers.

Dieser "Wasserschaupfad Umbalfälle" wurde am 14. August 1976 unter der Patronanz des Europarates eröffnet. Bundespräsident Dr. Kirchschläger und Bundeskanzler Dr. Kreisky hatten Grußworte übersandt, ebenso Nobelpreisträger Konrad Lorenz.

Der neu entstandene Informationsweg wurde rasch weit über unseren Bezirk hinaus bekannt. Er machte die Umbalkatarakte zum Symbol für den Nationalpark Hohe Tauern in Tirol. Wir fragten auch nach dem Wert der Landschaft und erwirkten zwei Gutachten zu diesem Thema. Die



“Landschaftsbewertung für Erholungszwecke - Modelluntersuchung Virgental, Osttirol” von Engelhardt-Weinzierl zeigte 1976 erstmals in Österreich wichtige Kriterien für den Wert einer Landschaft auf. Das “Ökologische Gutachten zum wasserwirtschaftlichen Rahmenplan für das Iselgebiet, Osttirol” (1979) beschäftigte zwölf Fachleute mit den möglichen Auswirkungen dieses Großkraftwerkes. Besonders wichtig war daraus das Fachgutachten „Die zu erwartenden Veränderungen des Landschaftsbildes und ihre Auswirkungen“, welches Univ.-Prof. Dr. Fritz Kastner (Institut für Raumplanung der Universität für Bodenkultur, Wien) erstellte; es bestätig-

te weitgehend unsere Bedenken über die Nachteile dieses Großkraftwerksbaues.

Viele Mitstreiter

Unschätzbar war die Hilfe überregionaler Organisationen, wie z. B. Naturschutzbund, Alpenverein, Naturfreunde, Österreichische Gesellschaft für Natur- und Umweltschutz, Alpenschutzverein. Der Alpenverein erwies sich in mehrfacher Hinsicht als besonders wichtiger Mitstreiter: Schon vor vielen Jahrzehnten hatte er mit dem Bau seiner Schutzhütten und des alpinen Wegenetzes wichtigen Zuerwerb in den Bergtälern ermöglicht, seine Hütten werden in der Regel auch von Einheimischen bewirtschaftet. Als Grundbesitzer im Projektierungsbereich hatte der Alpenverein in rechtlicher Hinsicht eine besonders starke Stellung; schon in den Jahren 1938 und 1940 hatte er nämlich sehr große Grundflächen in den Hohen Tauern „zum Zwecke der Errichtung eines Naturschutzparkes“ erworben. Peter Hasslacher, der spätere Leiter des Referates Raumplanung/Naturschutz im Alpenverein, war ein unermüdlicher Verteidiger des Nationalparkprojektes.

Nationalpark Hohe Tauern

Am 21. Oktober 1971 hatten die Landeshauptleute von Kärnten, Salzburg und Tirol in der „Heiligenbluter Vereinbarung“ beschlossen, in den Hohen Tauern einen Nationalpark zu errichten, um „eine für Österreich repräsentative Landschaft in ihrer Schönheit und Ursprünglichkeit für alle Zukunft zu erhalten“. Zur Beratung der Landesregierungen war eine Nationalparkkommission mit je drei Vertretern der betreffenden Bundesländer eingerichtet worden. Als Geschäftsführer kam im Jahre 1975 mit Dipl.-Ing. Anton Draxl ein Tiroler Forstbeamter nach Osttirol, der ganz neue Vorstellungen und Strategien in die Nationalparkplanung einbrachte. Er begann, die Bevölkerung und die Grundbesitzer in einer Planung „von unten“ zu überzeugen, indem er sie und ihre Meinung einbezog. Draxl verwies auch erstmals in der Nationalparkdiskussion auf die besondere Bedeutung der naturnahen Kulturlandschaft der Hohen Tauern, in erster Linie der Almen und Bergmähder, und machte damit auch auf die Bedeutung der bäuerlichen Bewirtschaftung für den Park aufmerksam. Diese enge Verzahnung einer jahrhunderte-

alten bäuerlichen Kulturlandschaft mit der Urlandschaft des Hochgebirges bildet ja die Eigenheit und den besonderen Reiz des Nationalparks Hohe Tauern. Nun setzte sich die Nationalparkkommission nicht nur mit den Ansprüchen der Kraftwerksplaner, sondern verstärkt ebenso mit der Funktion der Landwirtschaft für den Nationalpark auseinander. Auch der Landschaftsschutzverein brachte wichtige Aspekte ein.

Informationsmittel

Zur Information der Öffentlichkeit über den werdenden Nationalpark und den Konflikt mit dem Großkraftwerksprojekt war entsprechendes Bildmaterial aus der Region nötig. Hierbei ging es nicht nur um die Urlandschaft der Hohen Tauern, sondern gleichbedeutend auch um die Kulturlandschaft dieser Bergregion, ihre Pflege und Erhaltung. In wiederholtem Kontakt mit Draxl (wir waren gemeinsam an der Sache interessiert und zudem auch Schulkollegen) erstellte ich hierzu ein umfangreiches Bildarchiv, welches für Dia- und Multivisionsschauen, Ausstellungen, Informationsfolder, Bildkalender, Zeitschriften und Zeitungen im In- und Ausland zur Verfügung stand. Auch eine Reihe von Bildbänden über den Nationalpark Hohe Tauern erschien, in welchen

auch die alpine Kulturlandschaft gebührenden Platz fand. Über diese Diskussion zum Werden des Nationalparks Hohe Tauern war es möglich, neben der eindrucksvollen Schönheit der Urlandschaft auch die reizvolle bergbäuerliche Kulturlandschaft zu zeigen und damit die Bedeutung der Landwirtschaft für Landschaftsbild, Kultur und Lebensformen im alpinen Raum erstmals einer breiten Öffentlichkeit nahezubringen; dies fördert die Einsicht, dass Landwirtschaft ungleich mehr bedeutet als bloße Produktion von Nahrungsmitteln.

Ergänzt wurden diese Publikationen durch Vorträge und Informationsveranstaltungen in verschiedenen Teilen Österreichs. Von nachhaltiger Wirkung waren auch die Nationalparkwochen, die der Naturschutzbund Österreich über viele Jahre in Lienz abhielt; dabei konnte ich zusammen mit anderen Biologen vor allem Lehrerinnen und Lehrer aus allen Bundesländern über den Stand der Kraftwerksdiskussion informieren und ihnen die Schönheiten des Nationalparks Hohe Tauern zeigen, der ja in Osttirol in Frage stand. Die überregionalen Medien informierten meist zu besonderen Anlässen über neue Entwicklungen. Die Tiroler Tageszeitung hatte in ihrem Bezirksredakteur Gottfried Rainer einen ehrlichen und kritischen Berichterstatter, der



trotz mancher Anfeindungen und Schwierigkeiten konsequent für Umwelt und Nationalparkidee eintrat.

Lange Auseinandersetzung

Über sechzehn Jahre zog sich die Debatte um verschiedene Versionen des Großkraftwerkes in Osttirol hin; die E-Wirtschaft war kompromisslos. Zeitweilig hätten sich die Nationalparkverteidiger mit der Erhaltung einiger „Erinnerungsbäche“ begnügt; alle Vorstöße in diese Richtung aber schienen erfolglos.

Im Gegenteil: Die Kraftwerksplaner scheuten sich nicht, auf weitere Talsysteme zuzugreifen. So fanden sie, dass auch aus dem Defereggental Bäche beigeleitet werden könnten; auch in der Lasörling- und der Schobergruppe wurden sie fündig. Insgesamt stiegen ihre Ansprüche ständig. Am Höhepunkt der Diskussion wurden 47 (!) Wasserläufe genannt, die entwässert werden könnten. Die Hauptstollen der Wasserbeleitungen waren so geplant, dass jederzeit weitere Bäche anzapfbar gewesen wären. Nirgendwo in Österreich hätte man solche Wassermengen ihren natürlichen Läufen entzogen.

Links: Deutsche Tamarisken an einem Seitenarm der Isel. Sie sind Leitpflanzen dafür, dass ein Fluss intakt ist und zeigen, dass dieser letzte ungebrochene Gletscherfluss der gesamten Alpen auch in den Tallagen noch ökologisch voll funktionsfähig ist.

Unten: Bild „Schlatenkees-Treffen“ Naturschutz-Verbündete im Immergschlöss: Alpenvereinsvorsitzender Louis Oberwalder (mit Fischer jun. auf den Schultern) trifft sich mit Naturfreundepräsident Heinz Fischer (damals SPÖ-Klubobmann, heute österreichischer Bundespräsident); mit dabei Univ.-Prof. Wimmer, Erika Retter, Univ.-Prof. Klecatsky (links) und Frau Fischer (rechts).



Gletscherlifte statt Gletscherbäche?

Mancherorts im Bezirk fanden die Kraftwerksbetreiber Unterstützung dadurch, dass sie Hoffnungen auf Gletschererschließungen nährten.

Solche Pläne – z. B. der einer „Venedigererschließung“ – waren etwa zur gleichen Zeit wie das neue Energieprojekt entstanden, erwiesen sich aber bald als unrealistisch: es hätten Geldgeber gefehlt, vor allem aber – wie das Österreichische Institut für Raumplanung 1976 nachwies – wären im möglichen Einzugsgebiet viel zu wenig potentielle Gäste vorhanden, ein Betrieb also denkbar unwirtschaftlich gewesen.

Nachdem solche unmittelbaren Hoffnungen auf Geldregen wie etwa im Stubaitaler Gletscherschigebiet zerbrochen waren, argumentierten nun die Kraftwerksplaner, die Gemeinden möchten sich für den Bau des Kraftwerkes aussprechen, weil dann ja Baustraßen zu den hochgelegenen Wasserbeleitungen errichtet werden müssten; diese Baustraßen könne man ja als Zugang für die Gletscherlifte verwenden. Kraftwerksgegner wurden damit als „Wohlstandsverhinderer“ gebrandmarkt. Manche Nachwehen dieser unrealistischen Erschließungshoffnungen sind heute noch feststellbar.

Kals regt sich

Nicht Außenstehende, sondern die unmittelbar Betroffenen sollten entscheiden – und diese wären ja einverstanden, hielten die Kraftwerksbefürworter den Skeptikern über Jahre als zentrales Argument entgegen. In Kals nämlich war kaum eine Ablehnung des Kraftwerkbaues zu bemerken, obwohl im Kalser Dorfertal der Großspeicher geplant war, das Herzstück des gesamten Projektes. Wie war dies zu erklären?

Die Kalser waren einfach müde geworden. Dieses Projekt war ja keineswegs das erste, mit dem sie sich zu befassen hatten. Bereits seit 1939/40 gab es die Absicht, die Wasserkräfte Osttirols energiewirtschaftlich zu nützen; ursprünglich sollte in sieben Speichern ein Großteil des Wassers in Osttirol erfasst werden. 1949/50 wurden die Pläne viel konkreter: Als erstes sollte der Speicher im Kalser Dorfertal entstehen; sein Wasser würde in Huben die Turbinen antreiben. Seit dieser Zeit schon hatte sich Kals der Frage zu stellen, wie der Verlust der Dorfertales ausgeglichen werden könne; in einer Unzahl von Verhandlungen suchte man nach Lösungen. Der Bau

des Speichers (damals allerdings noch wesentlich kleiner als später) schien unabänderlich. 1959 setzten konkrete Vorarbeiten ein (Errichtung von Baustraßen, Waldschlägerungen im Dorfertal); ab 1961 wurde es wieder still.

Das neue Projekt schien noch schwerer zu verhindern als das frühere; abermals ging Jahr um Jahr ins Land. Eine neue Generation sollte die Höfe in Kals übernehmen, für welche die Dorfer Alm so wichtig ist; die Förderung der Almwirtschaft war hier mit Hinweis auf den kommenden Speicherbau jahrzehntelang unterblieben. Johann Gratz, der Obmann der Agrargemeinschaft Dorfertal, brachte frischen Schwung in die Ablehnung der Bauern: ein neuer Gemeinschaftsstall entstand im Dorfertal als Symbol gegen das Kraftwerk; Gratz organisierte auch den bäuerlichen Widerstand im wasserrechtlichen Vorprüfungsverfahren.

Auch viele Kalserinnen, im unmittelbaren Kontakt mit ihren Gästen, wollten nicht in dieser Ungewissheit weiterleben. Zwischen ihnen und auch Frauen aus Mauterei entstanden Verbindungen zu Bundespolitikerinnen, wie zur zweiten Nationalratspräsidentin Dr. Marga Hubinek und zu Umweltministerin Marielies Flemming. Dies stärkte das Selbstbewusstsein der Osttiroler Frauen; die Kalserinnen waren schließlich an der Meinungsbildung im Dorf maßgeblich beteiligt.

Finale

1987 lehnen die Kalser in einer Volksbefragung mit Zweidrittelmehrheit einen Speicher im Dorfertal ab. Die Meinung der Hauptbetroffenen war eindeutig. Ebenfalls 1987 fasste die Hauptversammlung des Oesterreichischen Alpenvereines in Wien einen Beschluss gegen das gesamte Großkraftwerksprojekt Dorfertal-Mauterei; es dürfe keinen „Rest-Nationalpark“ in den Hohen Tauern geben.

Carl Friedrich von Weizsäcker – für den das Virgental durch Jahrzehnte sommerliches Refugium war – stellte im November 1987 in zwei vielbeachteten Beiträgen (Die Presse, Salzburger Nachrichten) die Sinnhaftigkeit des Kraftwerkes in Frage.

1988 regte Landeshauptmann Partl an, in Tirol statt des Nationalparks einen Naturpark neben einem Kraftwerk einzurichten; breite Ablehnung lässt diesen Vorschlag rasch verschwinden. Am 29. März 1989 sagte Wirtschaftsminister Graf nach sechzehnjährigem Tauziehen die Errich-

tung des Werkes endgültig ab. Die wegen der Kompromisslosigkeit der Kraftwerksplaner so lange dauernde Diskussion hatte immer deutlicher gemacht, dass dieses extreme Spitzenstromwerk auch wirtschaftlich nicht interessant gewesen wäre. Heute geben sogar Stromwirtschaftler hinter vorgehaltener Hand zu, dass seine Errichtung die „stranded costs“ auf unser aller Stromrechnung deutlich erhöht hätte.

Erreichtes

Den Kalsern ist das Dorfertal als Almfläche bewahrt geblieben. Die Gäste aus Kals und dem übrigen Osttirol dürfen weiterhin dieses beeindruckende Wander- und Erholungstal erleben.

Aber nicht nur das Dorfertal wurde gerettet, sondern alle Gletscherbäche Osttirols, die sonst in großer Höhe ihr Wasser in dunkle Stollen hinein verloren hätten.

Auch die Isel darf noch mit voller Wasserführung fließen; sie ist der letzte ökologisch gesunde Gletscherfluss des gesamten Alpenraumes.

Viele Frauen sind durch das Beispiel der Kalsrinnen im lange sehr patriarchalischen Osttirol selbstbewusster geworden.

Tirol konnte sich nun auch am Nationalpark Hohe Tauern beteiligen. Tirol habe es geschafft, „einen Nationalpark ohne Kraftwerk“ einbringen zu können, rühmte sich Landeshauptmann Partl am 21. Oktober 1991 in Heiligenblut, als man den zwanzigsten Jahrestag der Unterzeichnung der Nationalparkvereinbarung feierte. Es war derselbe Landeshauptmann, der zu Beginn seiner Amtszeit 1987 in seiner programmatischen Regierungserklärung neuerlich den Wunsch Tirols nach dem Großkraftwerk bekräftigt hatte.

Wir freuen uns, dazu beigetragen zu haben!

Und weiter?

Frei strömendes Wasser wird auch weiterhin Begehrlichkeiten wecken.

Zur Zeit sehen Kraftwerksbauer eine andere Möglichkeit, doch noch an Osttiroler Wasser zu kommen. Seit kurzem gibt es die Ökostromabgabe, eine an sich wichtige und sinnvolle Maßnahme, um nachhaltige und neue Formen der Stromgewinnung aus Sonne, Windkraft, Biomasse oder Geothermie besonders zu fördern. Diese Steuer sehen aber auch Wasserkraftnutzer als Sondergeld, für welches nun z. B. in Osttirol sonst unwirtschaftliche Wasserkraftprojekte vor-

rangetrieben werden, manche im unmittelbaren Vorfeld des Nationalparkes Hohe Tauern (Tauernbach, Kalser Bach, Schwarzach im Defereggental).

Auf diese Gelüste der landeseigenen Stromgesellschaft TIWAG ist wahrscheinlich auch der inhaltliche politische Widerstand in Tirol gegen die Einbeziehung der Isel in das Europäische Naturschutz-Netzwerk „Natura 2000“ zurückzuführen, obwohl dies sogar zusätzliche Geldmittel der Europäischen Union für Pflege- und Erhaltungsmaßnahmen bringen könnte.

Rückblick

Der Einsatz für die heimische Natur und Umwelt war lohnend und aufschlussreich. Ob man bei dieser Arbeit vor Ort Freunde gewinnt oder nicht, hängt häufig von der persönlichen Interessenslage Betroffener ab. In der Kraftwerks- und Nationalparkdiskussion hatten wir eifrige Mitstreiter, aber auch erbitterte Gegner. In anderen Natur- und Umweltschutzfragen im Bezirk verhält es sich ähnlich.

Der Verein ist Ansprechpartner für Umweltengagierte im Bezirk geworden. Eine Vereinnahmung durch bestimmte politische Parteien konnte vermieden werden, ist aber nicht immer einfach. Die Schwierigkeiten der Arbeit liegen eben vor allem darin, dass man oft für politische Funktionäre unbequem wird - zwangsläufig für jene von Mehrheitsparteien - und dann deren Versuche aushalten muss, in eine bestimmte politische - natürlich gegnerische - Ecke gedrängt zu werden.

Wir werden uns weiter bemühen.

Schlussendlich danke ich allen Helfern und Mitstreitern, ohne die solche Anstrengungen nicht durchzuhalten sind, ganz besonders auch meiner Frau, ohne deren Ermunterung und Hilfe sehr vieles nicht möglich gewesen wäre.

Autor:

Mag. Dr. Wolfgang Retter

Seit 1973 Obmann des „Verein zum Schutz der Erholungslandschaft Osttirol“

(Postfach 166, 9900 Lienz)

1983 Konrad Lorenz Staatspreis

1992 Österreichischer Naturschutzpreis

(zusammen mit seiner Frau Erika)

Die Bergwelt Osttirols

Walter Mair

Osttirol liegt zwischen hohen, wenig durchgängigen Gebirgszügen, wobei die Abschirmung gegen Norden durch den Alpenhauptkamm besonders ausgeprägt ist. Aufgrund des Reliefs und der Höhenlage ist der Dauersiedlungsraum in Osttirol auf nur 10,5 % der Gesamtfläche beschränkt. Dabei entfallen erhebliche Teile des dauernd bewohnten Gebietes auf extreme Lagen, wie steile Hänge oder große Höhen bis 1730 m. Wenn um die Mitte des 19. Jh. für das östliche Pustertal mit Seitentälern – dazu zählte auch die Iselregion – die nicht ganz zutreffende Bezeichnung „Osttirol“ aufkam, so deutet dies auf eine gewisse Eigenständigkeit dieses Bezirkes hin. Wenn es auch viele Charakteristika, auch auf kulturellem Gebiet gibt, so ist Osttirol gewiß keine für sich isoliert dastehende Kulturlandschaft. Als der Begriff „Osttirol“ um ca. 1850 erstmals verwendet wurde, war damit der östliche Teil Südtirols gemeint, der vom Toblacher Feld abwärts als Bezirk Lienz zusammengefaßt wurde. Mit der unorganischen Grenzziehung nach dem I. Weltkrieg entstand durch erhebliche Gebietsverluste für den restlichen Bezirk Lienz eine völlig neue Situation: Er ist der letzte bei Österreich verbliebene Teil Südtirols. Für den vom übrigen Bundesland Tirol nun völlig abgetrennten Landesteil setzte sich der Name „Osttirol“ umso nachdrücklicher durch. Die Fläche des Bezirkes Lienz ist mit 2020 Quadratkilometern etwas kleiner als vergleichsweise die des Bundeslandes Vorarlberg. Mir rund 50.000 Einwohnern leben hier wegen der topografischen Gegebenheiten aber nur ein Sechstel der Menschen, die Vorarlberg bevölkern.

Osttirol weist infolge seiner Lage überwiegend kontinental alpine Klimaverhältnisse auf. Hinzu kommt, daß wesentliche Bereiche auf über 1000 m Seehöhe liegen. Lediglich das Drautal bis Abfaltersbach, sowie das Iseltal bis in den Raum Matri liegen unterhalb dieses Schwellenwertes. Außer durch Höhenlage und Relief wird das Klima in Osttirol auch dadurch beeinflußt, daß die mit bestimmten Großwetterlagen zusammenhängenden Witterungserscheinungen stark von der Lage zwischen Alpenhauptkamm und Südalpen abhängen.

Osttirol ist durch seine inneralpine Beckenlage eher niederschlagsarm und trocken (Regenschatten des Alpenhauptkammes). Dessen ungeachtet führen Südwest- und Südniederdrucklagen vielfach zu ergiebigen Niederschlägen in den Übergangszeiten bzw. im Vorwinter. Diese Wetterlagen sind für Osttirol die eigentlichen Schneebbringer. Auch in der Windhäufigkeit weist der Bezirk, vor allem in den Tallagen, günstige Verhältnisse auf.

Der Land- und Forstwirtschaft kommt nach wie vor große Bedeutung zu. Ein wesentlicher Teil der Bevölkerung ist hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Existenz an diesen Betriebszweig gebunden. Die landwirtschaftliche Nutzfläche von durchschnittlich 51 ha pro Betrieb mag günstig erscheinen. Zu berücksichtigen ist aber, daß davon mehr als vier Fünftel auf Hutweiden und alpines Grünland (Bergmäher und Almen) entfallen.

Osttirol hat sich als Bergland weitgehend auf den Sommer- und Wintertourismus eingestellt. Im Hinblick auf die vorzügliche Eignung für die Erholung, den großen Erlebniswert und die bisherige touristische Erschließung kann der Bereich der Hohen Tauern und all der übrigen Gebiete als Erholungsraum von europäischer Bedeutung eingestuft werden.

Elf unterschiedliche Gebirgsgruppen prägen den Bezirk Lienz.

Die Hohen Tauern - das Nationalparkgebiet mit dem Osttiroler Anteil - beherrschen den Norden des Bezirkes. Die Kernzonen des Schutzgebietes liegen in der auch heute noch stark vergletscherten Venediger- und Glocknergruppe mit nach Salzburg und Kärnten gebietsüberschreitendem Areal.

Voll Gegensatz zeigen sich mit grauen Felsmauern und ineinander verzahnten Turm- und Zackenreihen die Lienzer Dolomiten und der Karnische Kamm im Süden Osttirols.

Den Ostteil des Bezirkes prägt die weit nach Kärnten ausgreifende Schobergruppe, während die Deferegger Alpen und die Rieserfernergrup-



pe mit Südtirol verbinden. Zwischen diesen Hauptstöcken eingestrichelt ragen mit gipfelreichen Kammzügen die Granatspitzgruppe, der Lasörling- und Panargenkamm auf.

Diese oberflächliche Darstellung der wichtigsten Osttiroler Gebirge verrät sowohl mit unübertroffenem Floraschatz, als auch in geologischer Hinsicht eine großartige Einmaligkeit, wie sie auf so kleinem Raum kaum anderswo überboten werden kann.

Kulissenartige Berge aus dem Meer gewachsen.

In Osttirols südlichem Teil dominieren mit bemerkenswerter Felsenarchitektur die in Millionen Jahren aus dem Meer gewachsenen Lienzer Dolomiten.

Der geologische Aufbau entspricht dem der Gailtaler Alpen, in ihrem äußeren Erscheinungsbild gleichen sie den Südtiroler Dolomiten. Sie brechen mit schroffen Felswänden steil gegen das Lienzer Becken und das Drautal im Norden ab, während sie gegen Süden viel sanfter mit Schrofen, Almen und Wäldern in das Tiroler Gailtal niedergleiten.

Das Laserz - die Gipfelmitte der Lienzer Dolomiten. Die Keilspitze, 2739 m (links), Laserzwand, 2614 m (Mitte) und Seekofel, 2744 m (rechts).

Das eigentliche Herz und die Gipfelmitte ist das Laserz, mit der von Zacken, Zinnen und Türmen wehrhaft umbauten Karlsbader Hütte am Laserzsee, 2260 m. Sie blickt auf eine zwölf Jahrzehnte währende Geschichte zurück und ist Ziel und Treffpunkt für Bergsteiger, Kletterer und Wanderer. Bevorzugen die einen die extremen Felsrouten in der Gipfelmitte der Lienzer Dolomiten, so locken die weniger Geübten Klettersteige, die mit der Bügeleisenkante auf die Laserzwand, 2614 m, mit der Haspinger Route auf die Teplitzer oder u.a. mit dem Jägersteig auf die Große Sandspitze, 2772 m, dem höchsten Gipfel dieses felsgrauen Gebirgsstockes führen. Im Kontrast zu den gewaltigen Felsaufbauten liegt die westlich angrenzende Kerschbaumer Alm, 1902 m, auf grünen Bergmatten mit einer Vielzahl bekannter und auch seltener Bergblumen. Von dort besuchen Einheimische und Gäste den Hausberg der Lienzer und Hausherrn der Lienzer Dolomiten, den 2718 m hohen Spitzkofel. Fast ebenso



hoch ragt im östlich ausklingenden Dolomitenflügel der Hochstadel mit 2680 m auf. Beide Gipfel verbindet auf eindrucksvoller und einsam gelegener Route der Dreitörlweg.

Einsame Pfade zwischen Wänden, Türmen und Graten.

Die Mehrzahl der Dolomitenwanderer nimmt den Weg auf mautpflichtiger Straße zur Dolomitenhütte, 1620 m, und wandert am Rudl Ellerweg zur Karlsbader Hütte am Laserzsee. Die erste Hürde führt über das nahe Laserztörl, 2497 m,

Oben: Alpenmoon „Papaver rhaeticum“, auch Rätischer Mohn genannt, 800 - 3.000 m, nur in den südlichen Alpen.

Unten: Die Spitzkofeltürme. Am höchsten Punkt, 2718 m, das Kreuz, und am südlichen Vorgipfel die kleine Linderhütte als Notunterkunft, ca. 2000 m über dem Lienzer Talboden.



und mit darauffolgendem Abstieg in die von Fels gerahmten und mit Halden erweiterten Kare, in der die lautlose Stille fühlbar, der rückwärts schreitende Spätwinter und der große Abstand zu belebten Plätzen nicht ungewollt ist. Gewiß ein großräumiges Kar, das im ewigen Unfrieden mit „Gissen“ lebt und dennoch den Bergblumen, einer harmonierenden Farbmixtur, geschützt liegende Standorte bietet. Nur wenige, aber wichtige Vertreter der alpinen Flora behaupten sich mit streßerprobter Zähigkeit, und Einzelpflanzen steigen bis zu den hochliegenden Scharten und Übergängen auf. Hell wie die Sonne verharret der Alpenmohn im Schwebezustand, und vereinzelte Exemplare, die am Salz und Kalk des Bodens ein wenig schmarotzen, zeigen in der vollerblühten Schar orange Färbung.

Mit dem Kuhleitentörl, 2283 m, und dem anschließenden Baumgartentörl, 2380 m, führt die in schneefreier Jahreszeit stets unschwierige Strecke bis an den Felsfuß des Hochstadels, der in respektgebietender Größe umrissen, als aussichtsreicher Gipfel überschritten, oder kraftsparender süd- und ostseitig zur Unholdenalp umgangen werden kann.

*Deferegger Gebirge und Villgrater Berge –
Seen, blaue Bergaugen in einer friedlichen
Landschaft.*

Das Deferegger Gebirge wird südlich vom Pustertal, vom Isel- und Defereggental an der Nordfront begrenzt. Der Hochstein, 2023 m, überragt als östlichste Erhebung die Bezirkshauptstadt

Lienz, während das Deferegger Gebirge im Westen nahtlos an die Villgrater Berge anschließt. Das Drau- oder Pustertal streckt sich mit Bahn und Bundesstraße von Lienz in südwestlicher Richtung bis in den Markt Sillian, dessen Geschichte eng mit Innichen und Schloß Heinfels verbunden ist. Dorthin führt auf sonnseitigen Terrassen der Deferegger Berge auch die Pustertaler Höhenstraße und schließt auf uraltem, sanft zum Draufuß neigenden Talboden Ortschaften, Weiler und Einschichthöfe eng zusammen. Schloß Heinfels bewacht den Zugang in das Villgratental, ehe dieses sich bei Außervillgraten verzweigt und mit dem Winkeltal bei gleichbleibender Richtung nördlich und nach Innervillgraten westlich weiterführt.

Innervillgraten zeigt sich heute als ein bis in die äußerste Peripherie durchkultiviertes Bergtal. Das bis in den geschlossenen Hochwald vorgeifende Grünland, mit den an besonderen Stellen belassenen Bauminselfen und Waldstreifen, ist von den wirtschaftsnotwendigen Baulichkeiten geprägt. Haus, Schupfe, Harpfe, Zaun, Feldmauer und Mühlenwerk bestimmen das Siedlungsbild und den Bereich der Bauern, mit heute Osttirols höchstgelegenen Berghöfen auf 1730 m.

Innervillgraten ist gegenüber dem Nachbardorf Außervillgraten geschichtlich reicher und auch

*Die schönsten Almdörfer finden wir im Villgratental.
Die Kapelle auf der Kamelisenalp, 1973 m, ist mit einem
Gelübde aus dem 1. Weltkrieg verbunden.*







Ein Kernstück des Karnischen Kammes mit dem Weg des Friedens (Via alpina). Von der Pfannspitze reicht der Blick zur Kleinen- und Großen Kinigat, 2689 m, mit dem im Jahre 1979 dort aufgerichtetem Friedenskreuz.

Linke Seite: Die Schützenkapelle auf der Oberstaller Alm, 1883 m, soll das Almdorf vor Muren und Lawinen aus den Hängen der Roten Spitze bewahren. Die Almhütten werden auch an Sommer- und Wintergäste vermietet.

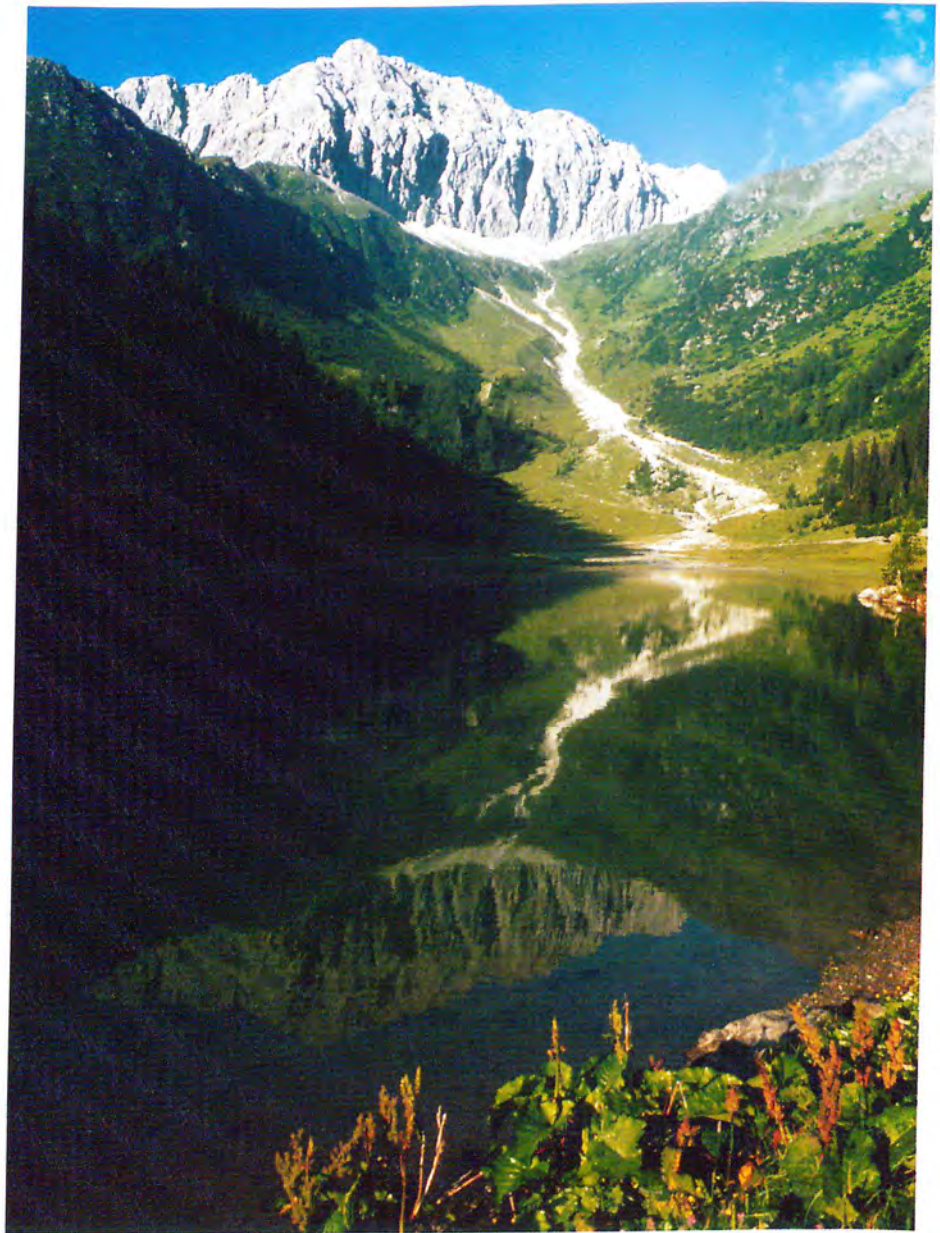
das Gemeindegebiet umfaßt einen größeren Bogen. Innervillgraten ist aufgrund seiner sicheren Schneelage ein Eldorado für Toureneher.

Der Karnische Kamm und der Weg des Friedens im Frontgebiet des I. Weltkriegs.

Kehren wir zur Burg Heinfels und nach Tassenbach ins Pustertal zurück, wo die Straße in Osttirols südlichstes Bergtal aufsteigt. Kartitsch, mit den Fraktionen Hollbruck und St. Oswald, liegt im Kleinen Gailtal, das mit gleichmäßiger Steigung bis zum Kartitscher Sattel reicht und mit Ober- und Untertilliach bis zur Grenze des Kärntner Bundeslandes fortsetzt. Der grenzziehende Karnische Kamm ragt im Süden der Taltschaft auf und streckt sich hoch über dem Markt

Sillian, etwa 30 km vom Helm, 2430 m, mit dem Osttiroler Anteil bis zur Steinkarspitze, 2524 m, einer Dreiländerspitze, wo Osttirol an Kärnten und Italien anbindet.

Der Karnische Kamm war im I. Weltkrieg ein heißumfehdetes Kampfgebiet mit hohen Verlusten auf beiden Seiten. Stumme Zeugen sind der kleine Friedhof auf Hochgränten, mit 2429 m Seehöhe Mitteleuropas höchstgelegener, oder mit jener auf den Luggauer Böden, wo heute der Friedensweg die ehemaligen Front- und Kriegswege am Karnischen Kamm kaum vergessen läßt. Im engen Zusammenhang mit der einst so unglücklichen Zeit steht die Prinz Heinrichs-Kapelle am Obstanser Wiesenboden, 1957 m. Dorthin führt der Weg von Kartitsch in das waldreiche Winklertal und hoch über einen Felswall an



Von Obertilliach ist die Pkw - Zufahrt im Dorfer Tal bis zum Klapfsee erlaubt. Von der breit am Karnischen Kamm aufragenden Porze, 2589 m, trennen noch drei bis vier Stunden auf eindrucksvollen Felswegen.

der erwähnten, liebevoll renovierten Kapelle vorbei zur Obstanser Seehütte, 2304 m. Knapp oberhalb des Obstanser Sees befindet sich ebenfalls ein Kriegerfriedhof, wohin im Beisein von Schützen und Trachtenkapelle auch weitgereiste Gäste zur alljährlichen Gedenkmesse aufsteigen. Zu den geologischen Besonderheiten des Karnischen Kammes muß auch die Obstanser Eishöhle, 2175 m, gezählt werden. Nur eine ? Gehstunde von der Obstanser Seehütte entfernt erlaubt sie den Zutritt in die mit glashartem Eis gefüllten Bruch- und Zerklüftungshöhlen, worauf sich auch ihr Name bezieht. Der Karnische Kamm ist mit Gesteinen des Erdaltertums Osttirols südlichste geologische Einheit. Außer Quarzphylliten sind es hauptsächlich Meeresablagerungen. Die höchste Erhebung, die Königswand, 2686 m, aber auch der Große Kinigat und die Porze, 2589

m, sind aus Riffkalk aufgebaut. Von Alters her waren die Übergänge am Karnischen Kamm „offene Türen“ für Handelswege aus dem Süden in den Norden und umgekehrt. U.a. das Hochalpl-, Winkler- und Tilliacher Joch oder die Porzescharte u. a. waren während der Kriege auch von strategischer Bedeutung.

Noch am 23. Juni 1967 verbreitete ein blutiger Zwischenfall auf der Porzescharte, 2363 m, der vier italienischen Soldaten das Leben kostete, Angst und Schrecken, worauf es vorübergehend zu verstärkter Grenzüberwachung kam. Heute werden die grenzüberschreitenden Jöcher und Übergänge zu völkerverbindenden Wander-, Rad-, Roßwegen ausgebaut und auch Loipen wachsen zusammen. Interreg-Projekte beschleunigen mit EU-Fördermitteln die Umsetzung zahlreicher Pläne und Vorhaben.



Die im inneren Defereggental auf 2000 m Seehöhe gelegene Jagdhausalm zählt zu Österreichs ältesten. Ungeachtet der Grenzziehung 1920 wird sie auch heute noch von Südtiroler Bauern bewirtschaftet. Das gilt auch noch für weitere sieben Almen im Defereggental.

In drei bis vier Tagen läßt sich der Karnische Kamm am Friedensweg auf Osttiroler Gebiet durchwandern. Eine wunderbare Hochtour, die mit mehreren Schutzhütten Quartier und gastfreundlichen Aufenthalt anbietet.

Die Iselregion – ein Weg in den Nationalpark Hohe Tauern.

Von Lienz, der Bezirkshauptstadt, gelangen wir das Iseltal flußaufwärts in die Ortschaft Huben. Sie versorgt den Zugang in das Kalser Tal nordwestl. und gegenüber in das von der Schwarzach durchbraute Defereggental, Osttirols längstes Seitental.

Das Defereggental ist schmal und waldreich, in der Mellitzschlucht sogar so eng, daß nur der Schwarzachfluß in wildem Spiel durch die Tal-

sohle tobt. Die Straße weicht mit einem Tunnel aus, ehe sie nach den Gemeinden Hopfgarten und St. Veit den Hauptort St. Jakob in der einzigen großen Talweitung erreicht.

Das innere Defereggental birgt den größten geschlossenen Zirbenwald der Tauernsüdseite. Die Familie der Kiefern wird in weiten Teilen Europas durch verschiedene Arten vertreten. Zu der großen Verwandtschaft zählen die ansprechenden, edlen und gedrunenen Formen der Berg- und Zirbelkiefer, in unserer Gegend als Zirbe oder Arve bekannt.

Sie zeichnet eine fast unverwüstliche Zähigkeit im harten Kampf mit den Naturgewalten der Hochgebirgsnatur aus.

Während in Hochlagen Fichte und Lärche nur mehr Zwergwuchs zeigen, hält sich die Zirbe bis an die Grenze der Anökumene.

Das Defereggental wird südlich von den Deferegger Alpen begrenzt, während der Lasörlingkamm die Talschaft im Norden abschirmt. Der eigentliche und mächtigste Herrscher ist der Hochgall, 3436 m, im Talschluß. In Größe und Aufbau sind westalpine Züge unverkennbar. Sein eigentliches Merkmal ist der charakteristische Firngrat, während der höchste Punkt aus Fels sich bereits unter Südtiroler Himmel emporreckt, mit allseitig sich öffnendem Panorama. 22 Dreitausender umgrenzen das Defereggental und dazwischen jene herrlichen Bergtäler, die den Einheimischen das Hinterland, den Gästen ein notwendiger Erholungsraum sind. Die Vielzahl der Wanderrouten mag das Trojer Almtal anführen, dessen märchenhafter Zauber auch in vielen Alpinzeitschriften einen wahren Bildersturm nach sich zieht. Der Zugang erfolgt von St. Jakob und führt an alten und auch restaurierten Mühlen vorbei zu den hinter Klaubsteinmauern geduckten Almen. Hellgrün sind die Almböden,

rastlos die Wasser und verträumt die kleinen, kreisrunden Tümpel. Die Vordere und Hintere Trojeralm liegen in Zirbenwaldlichtungen, auf denen in der Hochsommermitte rostrote Alpenrosen brennen. Gewaltige Wandfluchten der Panargenberge umrahmen das mit viel Sonne und Licht erhellte Trojer Almtal. Dort führt eine beliebte Wanderung zur Reichenberger Hütte am Bödensee, am östlich abfallendem Punkt der 2600 m hohen Sentenböden. Der Zusammenprall verschiedenster und unterschiedlich gefärbter Gesteine bedingten den Nährboden zahlloser Bergblumen, wie Speik und andere erlesene Vertreter der Primelfamilie.

Der Panargenkamm – eine vergessene Bergwelt.

Mit trotzigen und ebenso erhabenen Anhöhen trennt der Panargenkamm das Trojer Almtal vom Inneren Defereggental. 10 km streckt sich der



Der Hochgall, 3436 m, gilt als hochalpinen "Wahrzeichen" des Defereggentales, wenngleich über dem Gipfelgrat die Grenze zu Südtirol verläuft. Die Deferegger Route führt durch das Patscher Tal zur Barmer Hütte und weiters sehr anspruchsvoll zum Gipfel.



Linke Seite: Der Oberseitsee, 2576 m, ein typischer Hochgebirgssee, breitet sich auf einer sonnseitigen Hangterrasse der Seespitze, 3021 m, am Panergenkamm aus. Die dahinter verzahnte Bergkette grenzt gegen das Villgratental.

füllig ausgreifende Panargenkamm, und sieben Dreitausender beherrschen die verschartete Felschneide, ehe sie nordwestlich an die Venedigergruppe stößt. Ein wildes und zumeist unnahbar erscheinendes Wesen geht von den Blockgraten und Plattenwänden aus, den vielfach schwierig zugänglichen Rückzugsgebieten der Gamsen und Adler. Für den Hochtouristen die einmalige Gelegenheit, dort in Stille und Ferne Neues, nicht selten Überraschendes zu entdecken.

Die Venedigergruppe – Firne und Eis wie geschliffene Spiegel im Sonnenglanz.

Matrei ist nahezu geografischer Mittelpunkt Osttirols. Gegen Norden streckt sich das Tauerntal bis zum Kammfuß der Hohen Tauern und von Westen her erzählt die Isel, mit ihrem Wasserreichtum durch Verbauung gezähmt, von einem langen Tallauf, ehe sie in den Lienzer Talboden einfließt. Das eigentliche Iseltal streckt sich 30 km von Lienz bis Matrei.

Das Becken von Matrei, durch einen gewaltigen Schuttkegel erhöht, leitet die Talrichtung nach Norden im Tauerntal weiter (Felbertauernstraße). Der Iselfluß treibt von Westen heran und hat im Virgental seine höhere Trasse. 20 km lang folgt in breiter Anlage diese Talschaft dem Ta-

gesbogen der Sonne. Im Norden umsteht eine gewaltige Felsmauer, die Virgener Nordkette, die Vorhut der Venediger Berge, die durch Felsstürze und Schuttkegel schräg gestellte Talsohle. Diese Bergszenerie ist Virgens Schmuck und Schutz gegen die rauhen Bergwinde und bürgen für milde Sommer, die über die Fluren des äußeren Virgentales ziehen.

Das innere Virgental endet am Fuß der weißen Eisberge im Westen. Ihr Anblick macht glaubwürdig, daß in Griffnähe über Gärten und Äcker sich schon der mächtige Eispulk des Großvenedigers erhebt.

Die am größten vergletscherte Gebirgsgruppe im Nationalpark Hohen Tauern breitet sich weit in das Bundesland Salzburg aus und wird vom Salzachtal begrenzt, in dessen grüne Augen die vielfach nordwärts gerichteten Venedigertäler entwässern. Der Wasserreichtum aus dem großen Gletscherareal im zentralen Gebirgsstock ist der Ursprung der reißenden Gebirgsbäche und herrlichen Wasserfälle, wie es am Beispiel der Krimmler Ache im Norden oder an den Umbalfällen im Osttiroler Virgental sichtbar ist.

Die Gletscher sind spürbaren Schwankungen unterworfen; dies ist vor allem an den Zungenvorstößen um 1860 gut ablesbar und an den Moränen, die die Landschaft hart überzeichnen.

Das südlich des Alpenhauptkammes gelegene Venedigergebiet wird durch das Virgental begrenzt. Es war von alters her der südliche Zugang zum Großvenediger und seinen eisglänzenden Nachbarn. Als dritthöchster Gipfel Österreichs übt der Großvenediger, 3674 m, mit ebenmäßig schönen Firndächern eine ganz besondere Anziehungskraft aus.

Von Virgen durch das Dorfer Tal zur Johannishütte und in einer zweiten Etappe zum Defregger Haus, 2962 m, sowie weiter zum Gipfel geht uns eine seit 1828 währende Erschließungsgeschichte voran.

Im eigentlichen Talschluß, im innersten Virgental, machen wir nach den Ortschaften Prägraten am Großvenediger und Hinterbichl bei der Pebell- und Isplitzeralm halt. Dort war von den Stufenfällen der Isel bereits Josef Rabl um 1882 begeistert und er schilderte mit überschwänglichen Worten das weißschäumende, wild bewegte Keeswasser, das sich ungestüm durch sein felsiges Schluchtbett stürzt, sich gegen malerisch gelagerte Felsen wirft und in silbernen Strähnen unter natürlichen Felsbrücken hindurchzwängt. Im Bereich der Iselfälle treten zwei markante Talstufen auf, die als die Unteren und Oberen Iselfälle ein einmaliges Naturschauspiel darstellen. Vom Wasserschaupfad - Umbalfälle erlauben kühn



Oben: Beharte Primel, Standort bis 3.600 m, in den Alpen bis zu den hohen Tauern.

Rechte Seite: Mächtige Eispölster ruhen auf den Schultern von Hohem Zaun, 3467 m, und Schwarzer Wand (rechts), 3511 m in der Venedigergruppe. Doch auch hier ist der Rückzug der Gletscher unverkennbar.

Bachmäander im oberen Grünalmatal bei Hopfgarten im Defereggental. Ein selten gewordener Landschaftstyp, der vollen Schutz verdient und neben Weidegebieten unschwer Platz hat.





vorgebaute Aussichtskanzeln Einblicke in die Erosionstätigkeit des mächtigsten der Osttiroler Gletscherbäche. Die Quellstuben der Isel liegen weit oben im Umbaltal, im Umbalkees, das als Osttirols größte Eiszunge die Dreiherrnspitze, 3499 m, überragt, wo die Länder Salzburg, Süd- und Osttirol die Hand sich reichen.

Zum Großvenediger führt auch von Matrei ein Touristenweg in das Tauerntal zum Matreier Tauernhaus, 1512 m, und zu den bekannten Almen von Außer- und Innerschlöß, 1691 m. Die grünen Böden des Gschlößgrundes schließt voll von Gegensätzen der wohl schönste und gewaltigste

Talschluß der Ostalpen. Graubraun und vertraulich nah stehen die Hütten im weichen Weidengrund, schützend umstellen steile Bergflanken das Almidyll mit dem Glanz der Firne, deren helles Licht den vollen Tag anhält. Bis in den verspielten Wolkentanz ragen die Eisgipfel empor, deren firnbedeckte Antlitze verführerisch schön auf den Talgrund blicken.

Mit leicht erlernbarem Wanderschritt kann auf altem Hirtensteig und neu errichtetem „Gletscherschloß“, kurz Gletscherweg Innerschlöß genannt, der Zugang in die Eisregionen Wirklichkeit werden.

Auf der Ostseite, im Morgenlicht des Großvenedigers, erglänzt das 9 Quadratkilometer große Schlatenkees – Osttirols größte Eisdecke. Alte und Neue Prager Hütte, 2796 m, stehen am sonnseitigen Gletscherrand. Der Gletscherweg folgt wie erwähnt im Aufstieg einem alten Hirtenpfad, der vom Talschluß links empor und beim donnernden Schlatenwasserfall vorbeiführt (Rudolf Zöllner-Weg). Grünerlen frieden den Steig ein, der nach 2 Stunden in herrlicher Berglandschaft die Seen am Salzboden erreicht. Es sind Kleindien der Hochgebirgsnatur. Im größeren Salzbodensee, 2137 m, ist der blaue Himmel zu Gast, während etwas höher, von vieltausendjähriger Moräne behutsam umfungen, das „Auge Gottes“, ein dreieckig geformter Tümpel, mit kleiner, von

seidig weißem Wollgras geschmückter Insel den vielen hier Vorbeischreitenden eine unvergleichliche Rast gewährt. Der Gletscherweg geht über das felsige, glattgeschliffene Vorfeld bis zur Eisstirne des Schlatenkeeses und in einem Bogen zur Alten Prager Hütte. Im Abstieg endet die großartige Rundtour wieder bei den Almen am Gschlößboden.

Der Venediger Höhenweg – von Hütte zu Hütte, von West nach Ost.

Wer der Venedigergruppe noch tiefer ins Herz schauen möchte, den lädt der Venediger Höhenweg ein, der den gesamten, südlich des Alpenhauptkammes gelegenen Gebietsteil durchstreift. Die einzelnen, hüttenverbindenden Etappen erfreuen sich großer Beliebtheit und lehren uns mit der Sonne zu leben, den Wind zu lieben und das Bewußtsein gegenüber schützenswerten Naturlandschaften zu schärfen.

Der Venediger Höhenweg führt großteils hoch auf der Sonnseite des Virgentales und mit seiner ersten Etappe von der Clarahütte im Umbaltal, 2038 m, zur Essener- Rostocker Hütte, 2208 m, ins Maurertal. Das Prägende im Bergtal sind die geschwisterlich nahestehenden, an ihren eisigen Hauben weithin erkennbaren Simonyspitzen, 3488 m, während der Malham, 3373 m, mit seinem, in der Ostflanke geschürztem Eispanzer bis in den Markt Matrei schaut.

Die zweite Tagestour führt über das Türmljoch, 2790 m, mit einer überraschend schönen Aussicht auf die sonntrunkenen Schnee- und Eisfelder des Großvenedigers. Zur Johannishütte im Dorfer Tal, 2121 m, steigen wir auf einem von Anemonen gesäumten Kehrensteig ab. Der weitere Verlauf des Venediger Höhenweges stellt mit dem hüttenverbindenden Steig über die Sajatscharte höhere Anforderungen an die Wanderer und bedingt die schneefreie Sommerzeit.

Das Ziel dieser Etappe ist die neue Sajathütte, 2600 m, in einem von hohen Wänden umschlossenen Kar. Kaum anderswo sind mit höherem persönlichen und beispielhaften Einsatz Wege und Steige gebaut worden; als besondere Herausforderung gilt der kühne Klettersteig auf die Rote Säule, 2879 m. Mit der nun freier werdender Sicht in die Virgener Talschaft verläuft der Höhenweg über steile Bergmähder zur Eissee- hütte im Timmeltal, 2530 m, mit dem über eine hohe Felsstufe nach Prägraten entwässernden Timmelbach. Einer Perle gleich präsentiert sich



eine knappe Stunde oberhalb der Hütte der dunkelblauen Eissees, während hoch darüber die Weißspitze, 3300 m, mit einem hellstimmenden Gletscherfleck die Pracht der südlichen Venedigerberge verrät. Mit der letzten, dem Virgental zugewandten Etappe erreichen wir auf der breiten Schulter des Aderkammes die Bonn-Matreier Hütte, 2750 m, mit dem sakralen Kleinod, der nur einen Steinwurf entfernten Felsenkapelle. In drei oder vier Tagen läßt sich die bisher umzirkte Route des Venediger-Höhenweges durchschreiten, wenn uns das Wetterglück begünstigt. Mit dem alpinsten Abschnitt über die Galtenscharte wechselt der Venediger-Höhenweg in das Frosnitzal, wozu ein 600 m hoher Abstieg erforderlich ist, ehe wir in der Badener Hütte, 2608 m, einkehren. Aus dem Tauerntal ist die Badener Hütte direkt, wenn auch nach fünfständigem, doch landschaftlich überaus lohnendem Aufstieg im Frosnitzal erreichbar. Er führt an uralten, steingemauerten Almen und hoch auf den Sonnenhängen des Dabernitzkogels an Fragmenten ehemaliger Knappenhäuser aus der abflauenden Bergbauzeit um 1600 vorbei. Im Stil einer Trek-

kingtour umrunden wir den Großvenediger, wenn wir von der Badener Hütte gegen das Löbentörl 2770 m aufsteigen, und dort vom schönsten Punkt des Venediger-Höhenweges auf das gestuft und zerklüftet abfließende Schlatenkees und zu den Eisgipfeln schauen. Im Schutz eines sturmbrechenden Felsblockes steht ein Gedenkreuz und ist den vielen im Krieg und am Berg Verstorbenen gewidmet.

Der Abstieg führt in den weltverlorenen blaugrauen Eiswinkel am Fuße der Kristallwand und auf der großen Seitenmoräne des Schlatenkeeses zu den Seen am Salzboden. Schon sichtbar sind die Almhütten am Gschlößboden, wo die Tauernwanderer nicht selten müde und glücklich noch einmal zum Eispulk der Venedigerberge aufschauen, ehe sie die Pferdekutsche dem einstündigen Fußmarsch zum Matreier Tauernhaus vorziehen.

Die Granatspitzgruppe – ein stilles Paradies zwischen Gipfelautoritäten.

Zwischen den beiden großen Gebirgsgruppen Venediger und Großglockner ist gerade soviel Platz geblieben, daß schmal und langgestreckt die Granatspitzgruppe sich dazwischen eingeklinkt hat.

Trotzdem ist Platz für verträumte Almen und romantische Bergröge, Hütten, die als bergumschlossene Stützpunkte wertvoll und unentbehrlich sind. Gipfel und Kleingletscher werden vom Großen Muntanitz und Stubacher Sonnblick angeführt.

Linke Seite: Das Bergheu im schwierigen alpinen Gelände auf mehrheitlich über 2000 m Seehöhe. Wo diese kraftraubende Arbeit noch geschieht, gewinnen zum einen die Alpenflora und zum anderen der Siedlungsraum durch die Sicherheit vor Lawinen.

Am Rostockeck, 2749 m, an der Grenze zum Simonykees. Die Berge sind ein herrlicher Freiraum für die nicht selten schönsten Tage des Jahres.



Das obere Iseltal, die Felbertauernstraße und das Felbertal begrenzen die Granatspitzgruppe im Westen. Die Einschnitte des Kalser- und Dorfer Tales schaffen östlich die Trennung zur Glocknergruppe. Die weitere Nahtstelle bilden die Rudolfshütte am Weißsee, eine alpine Ausbildungsstätte des Österreichischen Alpenvereins, und das Stubachtal. Höhepunkt einer Bergwanderung erlaubt der St. Pöltener Westweg, der die Granatspitzgruppe für Kenner und Liebhaber öffnet. Stationen sind die St. Pöltener Hütte am Felber Tauern und nach einem ausgiebigen Tagesmarsch das erwähnte Alpinzentrum, die Rudolfshütte am Weißsee.

Großer Muntanitz, 3232 m, Granatspitze, 3086 m, oder Stubacher Sonnblick, 3088 m, sind die bekanntesten, die von der Sudetendeutschen

Rechts: Der Großglockner, 3798 m, als König der Hohen Tauern und höchster Gipfel Österreichs, auch als einer der Mittelpunkte im Nationalpark Hohe Tauern. Zur Linken reiht sich schmal und turmreich die Glocknerwand an, während rechts auf felsigem Eck die Erzherzog - Johann - Hütte, 3451 m, auf der Adlersruhe thront.

Unten: Stubacher Sonnblick (links), 3088 m, Granatspitze, 3086 m und Kalser Bärenkogel prägen die nördliche Granatspitzgruppe. Bei mittlerer Steilheit gleitet das Prägratkees gegen das Landecktal ab.



Hütte aus oder von der unbewohnten kleinen Karl Fürst - Hütte im Landecktal über Moränen, Schnee und Blockgraten erreichbar sind.

Im Gestein den Westalpen ähnlich zeigt die Granatspitzgruppe am zentralen Hauptkamm Gneis. Am Nord- und Südrand dominieren kristalline Schiefer. Dort verbreiten sich auch streng geheimgehaltene Schürfgebiete mit Kristallen und Halbedelsteinen, jene begehrten Mineralien, die durch den Gletscherschwund frei werden oder die im Dunkel schmaler Felsspalten glänzen.

Die Glocknergruppe – ein Rendezvous mit dem König der Hohen Tauern.

Mit der Erstersteigung des Großglockners am 28. Juli 1800 setzte schrittweise die alpine Erschließung der Berggruppe ein, an der die Bundesländer Salzburg, Kärnten und Osttirol großen Anteil haben. Die Glocknergruppe weist überwiegend im Grundbesitz des Österreichischen Alpenvereins 40 selbständige Gletscher auf, wobei die mächtigsten in unmittelbarer Nähe bzw.



am Fuße des Großglockners liegen. Die Pasterze bedeckt als der größte Talgletscher der Ostalpen rund 22 Quadratkilometer und ist derzeit 9,2 km lang und hat in den vergangenen 120 Jahren ein Drittel seines Volumens eingebüßt. Das Eiszungenende ist ca. 900 Jahre alt und schmilzt pro Jahr 10 - 20 m zurück. Gemäß einer Meßmarke von 1878 verringerte sich die Eismächtigkeit der Pasterze um mehr als hundert Meter. Heiligenblut am Oberlauf der Möll ist die verkehrsgünstigste Endstation der berühmten Glok-

kneranfahrt. Diesem Ort gebührt auch die weltbekannt schöne Kulisse des einmaligen Großglocknergipfels. Touristen- und Fremdenandrang sind hier zwangsläufig stärker, die Versuchung, den Berg zum Geschäft umzumünzen, größer. Der Großglockner, 3798 m, Österreichs höchster Gipfel, verdankt seinen eindrucksvollen und steilen Aufbau hartem Grünstein und Chloritschiefer. Auf seiner südöstlichen Schulter ruht die Erzherzog Johann-Hütte, 3454 m, als der Ostalpen höchstgelegenes Schutzhaus. Nordwestlich ist

ihm die schmale, turmreiche Glocknerwand angebaut. Der Großglockner ist historisch der Brotgeber zweier Bergdörfer: Heiligenblut und Kals an der Basis im Süden.

Johann Stüdl (1839 – 1925) stand als begüterter, leidenschaftlicher Bergsteiger an der Wiege des Alpenvereins. Die Geburtsstunde des Alpenvereins und im weiteren Sinne des Alpinismus war alsbald von Strömungen geprägt, der Stüdl und vorwiegend Männer aus akademischen Kreisen sichtbare Formgestaltung verliehen. Stüdls Leistungen entstanden im Namen der Sektion Prag. Sie bildete jene Garde, die seine Ideen und Pläne auszuführen half. Die Glockner- und die Venedigergruppe wurden ihm ein Hauptanliegen. Er widmete sich auch der heimischen Bevölke-



Oben: Der Wangenitz- und Kreuzsee im Kärntner Anteil des Nationalparks Hohe Tauern. Die Bergseen bereichern die Schobergruppe mit der Wangenitzseehütte, 2508 m, der Bergheimat holländischer Wander- und Bergfreunde. Rechts: Ein abenteuerlicher Rundgang führt um den Wangenitzsee.

rung, lehrte unter anderem die Kalser Bauern das Bergführen und regte schließlich die nach ihm benannte Stüdlhütte im Ködnitztal an.

In das Glocknerdorf Kals steigt die Straße aus dem Iseltal über den Peischlachberg an. Nach dem Weiler Oberpeischlach, knapp vor dem Klammeintritt, zeigt sich der Großglockner mit seinem Tiroler Gesicht, ehe wir Kals in der Talverbreiterung erreichen. Kals mußte sich von

Anfang an durch seine Verkehrsentlegenheit ganz besonders um die Glockner Touristen bemühen. Heute ist das Glocknerdorf weit über die Landesgrenzen bekannt, an Schönwettertagen sind die Schutzhütten meist überfüllt und am Großglockner herrscht nicht selten ein großes Gedränge.

Die Schobergruppe – Abenteuer abseits der Tummelplätze.

Die Grenzen des auf Osttirol und Kärnten ausgebreiteten Gebietsteiles bilden das Isel- und Kalsertal westlich, das Peischlach- und Leitertal bis Heiligenblut nördlich. Das grenzziehende Mölltal verläuft an der Ostflanke über den Iselsberg in

schoberkeeses finden sich nur mehr kleine Hanggletscher an den Nordabdachungen der höheren Gipfel. Den Südrand der Gruppe säumen Schuttfächer, die großteils aus kurzen, steilwandigen Tobeln stammen. Reizvoll äugen aus grobblockigen Karbecken tiefblaue bis grüngraue Bergseen, die mit ihrem stillen Leuchten die ernsten Hochregionen freundlich beleben.

Ludwig Purtscheller und L. Patera gelten als die eigentlichen Erschließer der Schobergruppe, denen Männer aus den ÖAV- und DAV-Sektionen folgten. Dem Alpenverein oblagen neben dem Bau und der Erhaltung seiner Schutzhütten auch ein weitverzweigtes Wege- und Steignetz in ausgedehnten Arbeitsgebieten der Hochregionen. Sechs Schutzhütten ermöglichen beliebte, wenn



das Lienzer Becken. Die Schobergruppe, ein wenig im Schatten der Glocknergruppe stehend, türmt sich mit besonders charakteristischem Relief auf, das Höhenunterschiede bis zu 2300 m zuläßt. Das eigenständige, liebenswerte Bergland birgt mit anmutiger Vielfalt jene Freiräume, die vielen Großstadtmenschen verlorengegangen sind. Die Schobergruppe zählt 53 Dreitausender, doch mit Ausnahme des relativ mächtigen Hoch-

auch über hohe Jöcher führende Tageswanderungen. Zu den leichten Dreitausendern zählen das Petzeck, 3283 m, als höchster, oder der Keeskopf, 3080 m, als einer der leicht ersteigbaren Gipfel. Zum großartigsten zählt mit streckenweise hochalpinem Flair der Wiener Höhenweg, der die Schobergruppe von Nord nach Süd über unterschiedliche Vegetationsstufen bis hin zu eisigen Regionen durchquert.

Er beginnt beim Glocknerhaus an der Großglockner-Hochalpenstraße und kehrt in fünf Schutzhütten ein, ehe er am Iselsbergpaß nach abenteuerlichem Verlauf und durchschnittlich drei bis vier Tagesetappen endet.

Große Teile der Schobergruppe liegen im Nationalpark Hohe Tauern und unverzichtbar bietet sich Bergsteigern oder Schaulustigen der Anblick großer Steinbockkolonien, die als ein besonderes Merkmal und auch als Stolz des Nationalparks gelten.

Die Kreuzeckgruppe – ein gutes Stück Kärnten vor unserer Haustür.

Die eigenständige, mit landschaftlichem Reiz nicht geizende Kreuzeckgruppe wird im Norden vom Unteren Mölltal und im Süden vom Drautal begrenzt.

Mit dem Ederplan und dem Ziethenkamm grenzt nur ein geringer Teil dieses Gebirgsmassives an Osttirol. Dafür entschädigt der geschichtsträchtige Ederplan, 2061 m, mit Österreichs größtem Heimkehrerkreuz und dem gipfelnahen Annaschutzhaus, das ursprünglich vom berühmten

Maler Franz von Deferegger erbaut und um 1990 vom ÖTK Dölsach unter dem Obmann Sepp Mayerl rustikal und originell erneuert wurde. Die Wanderung bis zum Ziethenkopf, 2484 m, schließt eine mehrstündige, auf Mölltaler Seite führende Runde mit ein und krönt diesen höhenträchtigen Ausflug mit unberührten Felslandschaften mit Bergseen und urwüchsigen Waldzonen. Schließlich vervollkommenet die Wanderung am Ziethenkamm das Angebot von 980 Gipfeln in Osttirol, wovon 255 die 3000 m-Grenze überschreiten. Somit genügend Auswahl für Freiheit und Ferien in Osttirol.

Rechts: Der Hochschober, 3240 m, weist die noch größte Eisbedeckung in der Schobergruppe auf. Als vierthöchster Gipfel ist er der Namensgeber dieses an die Glocknergruppe angrenzenden Gebietsteiles.

Unten: Einer Pyramide gleich beherrscht der Glödis, 3206 m, die Gipfelmitte der Schobergruppe. Dieser Gebietsteil erstreckt sich von Osttirol in den Kärntner Raum und beherbergt 53 Dreitausender.





Holz und Schnee

Hans Wielander

Wir unterhalten uns über den Holzreichtum Osttirols und darüber, dass der sehr erfolgreiche und wohlhabende Cadoriner Maler Tizian Vecelli (1467 - 1567), Meister der Venezianischen Renaissance, Holzrechte im Gebiet des Tiroler Gailtales und im anschließenden Lesachtal besaß. Venedig brauchte viel von diesem gewachsenen Schatz: Holz für die Bodenfestigung, für die Häuser und den Schiffsbau, für die kostbaren Möbel, Musikinstrumente, Intarsien ... nicht zu vergessen die Harzgewinnung aus den verschiedensten Holzarten.

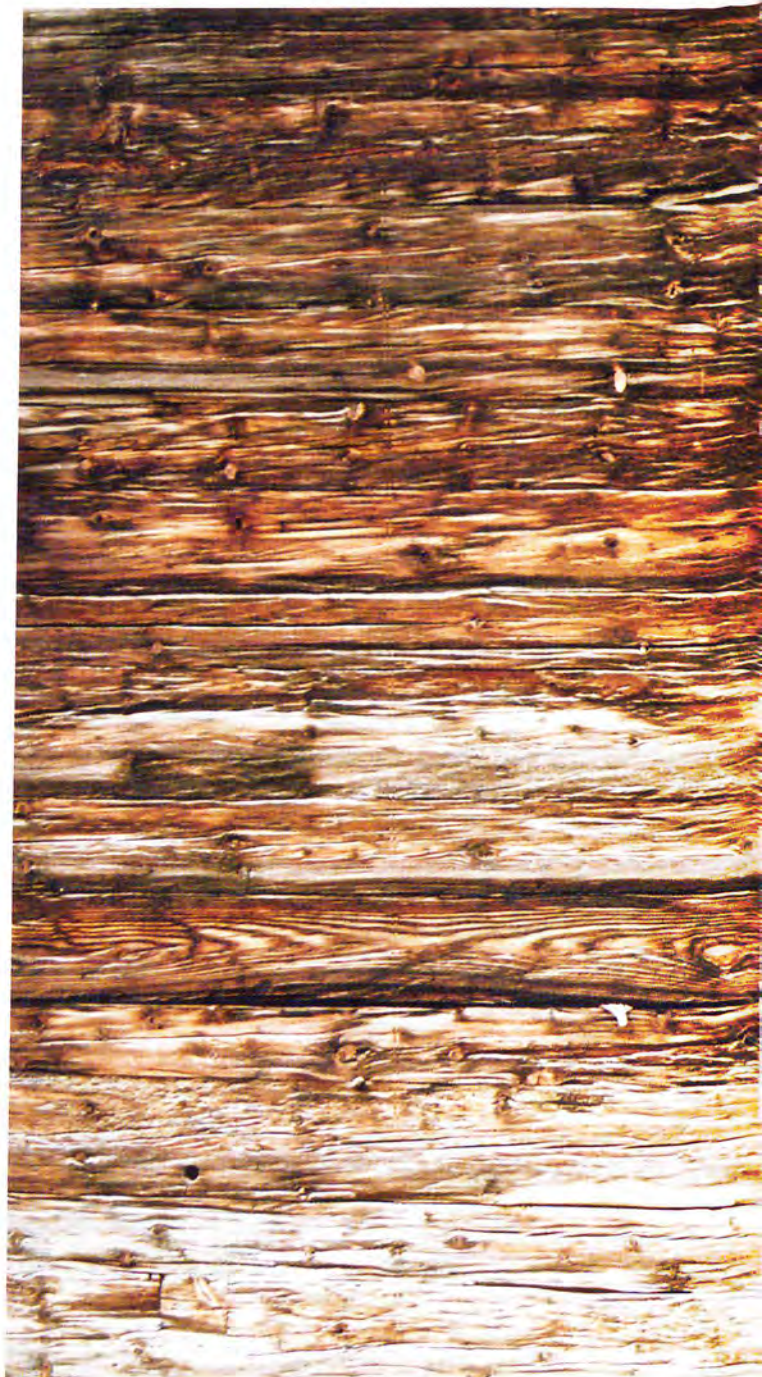
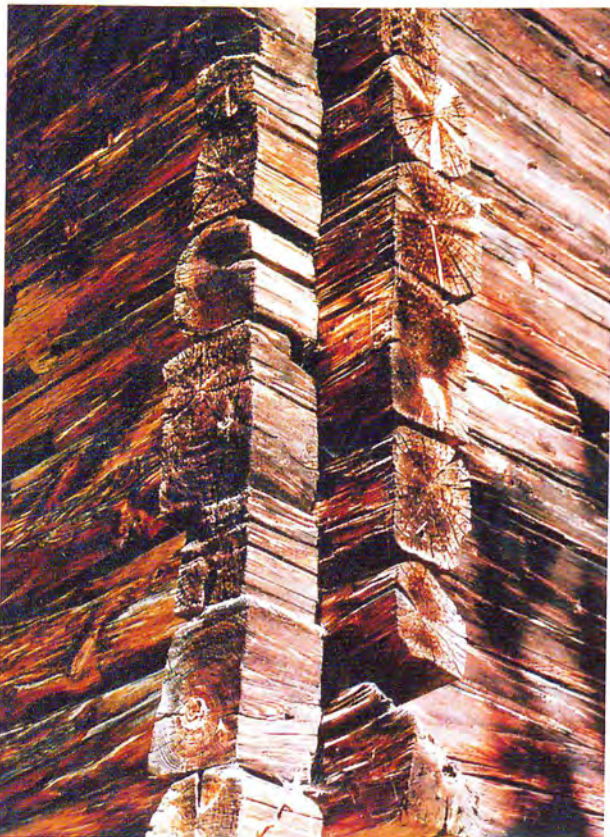
So wussten bereits unsere Urahnen der Ötzezeit aus der weißen Rinde der Birke einen äußerst bindungsfesten Leim zu gewinnen. Damit wurden die verschiedensten Steingeräte mit den Holzschäften hieb- und stichfest verbunden.

Und wie haben sie das Holz nach Venedig gebracht? ist meine Frage an den Wirt Josef Lugger vom Gasthof Unterwöger in Obertilliach.

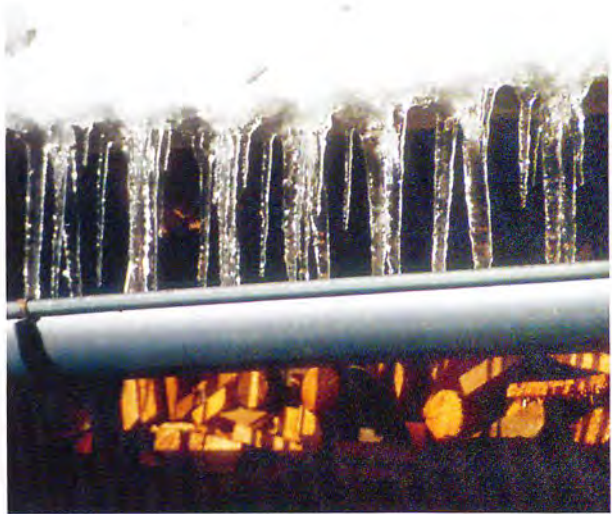
Seine Erklärung: Im Winter wurden die „Musseln“, also die Holzstämme, auf Schlitten zur Porzer Scharte und dann ins Tal hinunter nach Bladen/Sappada und zum Fluss Piave gezogen, der nördlich von Venedig in die Adria mündet. Eine Transportmöglichkeit, die nach Möglichkeit überall genutzt wurde.

Wenn man bedenkt, dass die Venezianer Holz bis nach Ägypten lieferten und sogar aus dem mit-

*Blockbauten aus Vierkanthölzern mit Eckverbund, Virgental.
Rechts oben: Schnee, Eis, Blech, gehacktes Holz.*



teldeutschen Harzgebirge ankaufte, dann ist dieser Transport über den Karnischen Kamm nicht weiter verwunderlich. Dabei denke ich an die Sage vom Vinschgauer Sonnenberg, auf dessen Eichenstämmen angeblich Venedig erbaut wurde. Steckt in dieser Sage ein wahrer Kern? Umfangreiche Abholzungen im Mittelalter sind belegt, auch Eichenwälder; zudem mündet der Fluss aus dem Vinschgau, die Etsch, südlich von



Venedig in die Adria. Was die Venezianer überall suchten und schätzten, das war die Vielfalt der Hölzer. Und sie kannten ihre unerschöpfliche Verwendbarkeit.

Der Pustertaler Geigenbauer Eduard Kugler spricht vom Holz wie vom Evangelium. Er, der Holzmystiker, weiß vieles, was mich aufhorchen lässt: Für den Bau einer Gondel wurden einst bis zu 80 verschiedene Hölzer verwendet! Die Gabel für die Führung der langen Ruderstange konnten die Gondolieri herausziehen und mitnehmen - wie einen Autoschlüssel!

Natürlich gibt es im Tiroler Gailtal und im Lesachtal auch „Klangholz“ für den Geigenbau und andere Musikinstrumente; und musikalisch sind die Osttiroler natürlich auch, was sogar in ihrem Dialekt anklingt.

Bleiben wir beim Holz, bei der Legföhre. Sie heißt in Osttirol „Zeten“ - das Wort kommt vom romanischen „tsundra“. Strauchartig ist auch die Hagebutte; die Früchte heißen im westlichen Pustertal Doräpfel, in Lienz Hetschepetschn, in Defreggen und Virgen Nunitzen, in Kals Presòl und im Tauerntal Hundsbeeren.

Handelsbeziehungen zum venezianischen Hinterland sind uralte, sprachliche Prägungen finden wir überall. Der alte Ortsname für Tilliach ist „Cerinago“ und weist auf die frühe Besiedlung des Gebietes durch Romanen hin. Der Name Kartitsch wird als „Kartisa“ überliefert und bedeutet „Viertelalm“. Romanischen Ursprungs sind auch die Hofnamen Rals, Flatsch, Goll und Kosten.

Wer alle Farben in lebendiger Bewegung sehen will, der schaue ins Feuer von brennendem Wa-



Links unten: Holzbauten im Virgental. Der untere Teil des Wohnhauses ist gemauert; die oberen Stockwerke und das Wirtschaftsgebäude sind reine Holzbauten. Die verschiedene Holzfärbung des Stabels macht die zeitliche Abfolge des Baues sichtbar.



Unten Mitte und rechts: "Robotarbeit" in St. Oswald, Gemeinde Kartitsch. Das Dach eines Wirtschaftsgebäudes wird mit Hilfe eines Zimmermannsbetriebes und vieler fleißiger Nachbarshände erneuert. Die "Harpfe" im Vordergrund hat ausgedient, darf aber stehen bleiben als Denkmal früherer Heuwirtschaft.



holder; Kranewitt heißt dieser Strauch in unserer Gegend. In ihm stecken nicht nur Farben, auch Düfte und Zauberkräfte. Eine Kranewittstaude, über dem Eingang angebracht, schützt vor bösen Geistern, weil sie vor dem Eindringen ins Haus alle Nadeln zählen müssen. Ähnliches bewirken die vor den Häusern aufgeschichteten Holzscheiter; sie schützen zusätzlich vor der ins Haus schleichenden Winterkälte.

Dass für den Bau eines Bauernhauses und des dazu gehörigen Stadels ein ganzer Wald gebraucht wird, leuchtet sofort ein, wenn man die Stämme zu zählen beginnt. Tausend, zweitausend? Ähnliches galt einst für die Schiffswerften - und hier ist wiederum Venedig zu nennen mit seinem unersättlichen Holz hunger.

Hölzerne Dachstühle sind richtige Waldfresser; aufgebaut werden sie oft mit Hilfe der Nachbarschaft. Diese Gemeinschaftsarbeit wird noch immer (nach dem aus dem Tschechischen stammenden Wort) als „Robot“ bezeichnet. „Roboter“ heißt schwer arbeiten und dabei darf man keinesfalls auf den Segen Gottes verzichten. Und so besagt ein alter Zimmermannspruch:

„Christus ist des Hauses Eckstein, die Balken sind die Gläubigen des Friedens und der Liebe ineinander. Der Keller ist die Liebe Gottes, daraus uns allerlei Gutes zufließt. Die Speisekammer ist Gottes Wirtschaft, daraus die Seele kann gespeist und getränkt werden. Die Küche ist das Herz, welches durch das Feuer der Trübsal bewährt und bewahrt wird. Die Kammer bildet ab der Menschen Todesschlaf. Die Stube ist das Himmelreich, darinnen wir zu geistigen Speisen und Getränken mit Abraham, Isaac und Jakob zu







Oben: Maria mit dem Jesukind in der reich vergoldeten Holzmonstranz mit Strahlenkranz in der Wallfahrtskirche von Hollbruck.

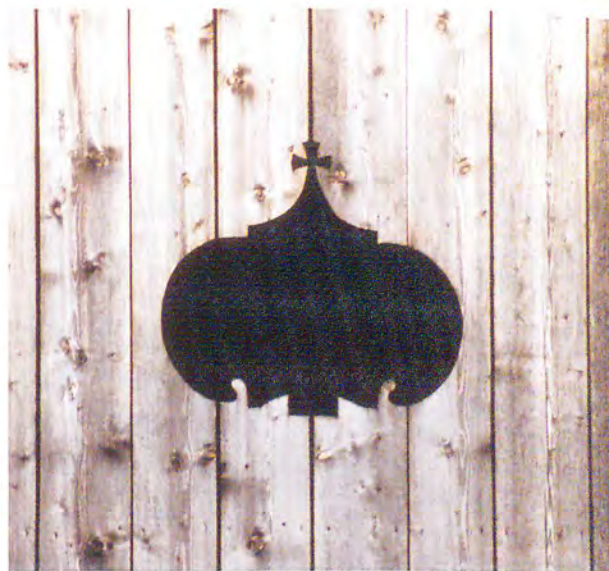
*Links: Gotische Steinrippen imitierende Holzdecke in der Kirche von St. Peter in Lavant.
Unten: Tenne im riesigen Stadel des Hofes "Ze Schneider" in Hollbruck.*





Tische sitzen. Die oberen Gemächer sind unseres himmlischen Vaters Wohnung, darinnen Jesus Christus einem jeglichen Gläubigen eine Wohnung bereitet hat. Das Dach ist der Schirm des Allerhöchsten, der unser aller Decke und Zuflucht ist. Die Türe ist Jesus Christus, durch welche wir einmal in den Himmel eingehen. Die Treppe ist die Leiter, darauf wir täglich durch Gebet und Glauben zu unserem himmlischen Vater immer höher und höher hinaufsteigen.”





Oben links und rechts: Licht- und Luftwalken in der Bretterwand eines Stadels in Holbruck- rechts in Form eines Kuppeldaches mit Kreuzabschluss im Virgental.

Oben Mitte: Strassen, junge, entrindete Fichtenstangen mit Sprossen dienen als Heuleitern.

Unten links und rechts: Sägemehl und "Holzblummi" eines großen Sägewerkes bei Müttewald.



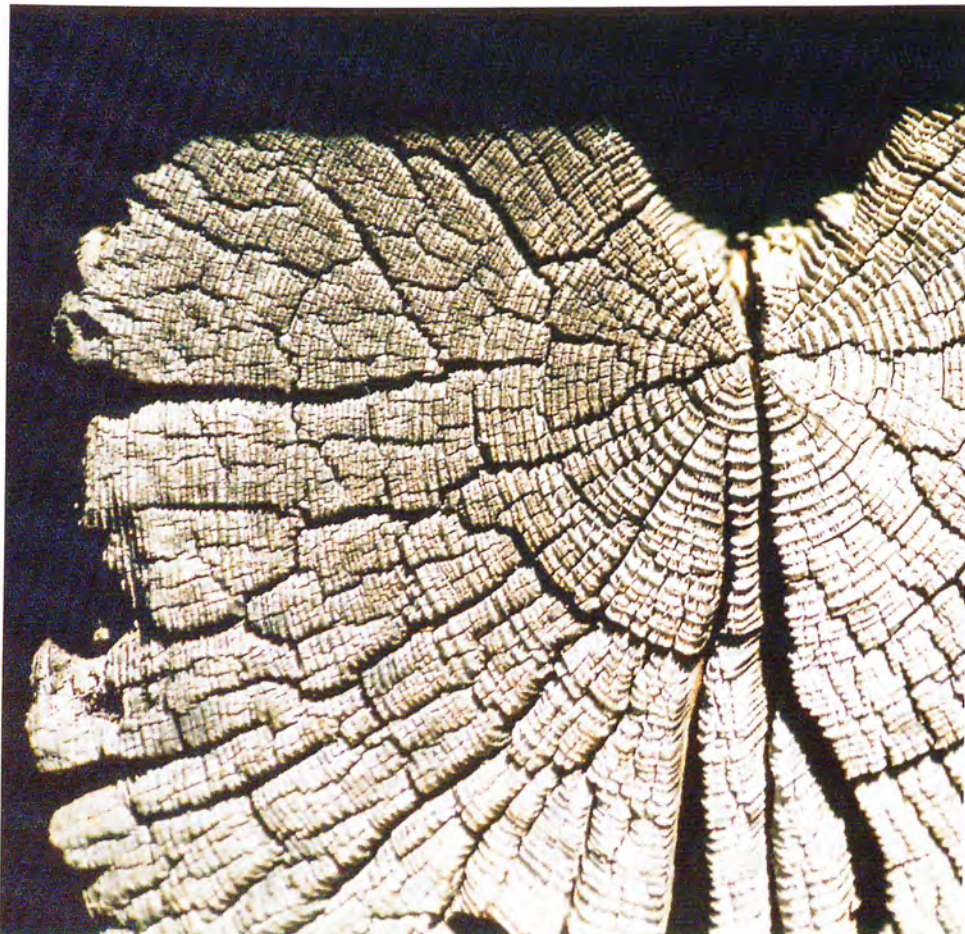


Oben links und rechts: Holzkreuz in Zedlach, Eingang Virgental und ein Christusbild von Egger-Lienz.

Links unten und Mitte: Jahresringe eines durchschnittenen Balkens - Zeitmesser und Sonnenuhr und mehrstöckiges Wirtschaftsgebäude im Virgental.

Unten gehacktes Holz, hilft beim Überwintern und bannt böse Geister: diesem Zweck dienen auch die Bockshörner auf dem Balkon im Giebelstock.

Unten rechts: Mit der Motorsäge geschnittenens und dann gehacktes Birkenholz.



Unbehandeltes Holz bekommt mit der Zeit eine natürliche Färbung, die alle Wetter widerspiegelt. Aber man schätzt das bemalte Holz; es ist Ausdruck des Reichtums. Wie schläft man in farbig bemalten Betten? Besser mit Rosen oder mit Enzian, Steinbock oder Hirsch? Truhen, Kästen, Spanschachteln und Arbeitsgeräte wurden früher reich bemalt, wobei es Talschaften gibt, die mehr zum Blau, andere mehr zum Grün oder Rot neigen.

Die letzte Ruhestätte, der Sarg, ist aus Holz, ist ein Schiff, in dem der Tote ins Jenseits segelt.

Das Wort Stube, althochdeutsch "stuba", bezeichnet ursprünglich einen heizbaren Raum. Sie ist eigentlich ein Holzhaus, das in den Mauerbau hineingestellt oder allmählich umbaut wurde. Hier befindet sich alles Wichtige, die Heiligen und der Herrgott im Winkel, alles aus Holz. Holz stirbt nicht, lebt, solange es da ist.

Das Altwerden nimmt dem Holz nichts von seiner Schönheit. Es gleicht so manchem Menschen, dem erst die Falten im Gesicht und die Stürme der Zeit wahre Schönheit verleihen.





WEISST DU,
WAS SCHNEE IST,
FRISCH GEFALLENER?

Schie oder Ski - das nordgermanische Wort bedeutet ursprünglich „gespaltenes Holz“ oder „Scheit“. Auf solchen Hölzern und auf Schneeschuhen - ähnlich den darmverspannten Tennisschlägern - haben sich unsere Vorfahren im hohen Schnee fortbewegt, allerdings nicht zum sportlichen Vergnügen, sondern um harte Arbeit zu verrichten. Zu den wichtigsten schneebedingten Arbeiten gehörte das Holzschleifen und das Zubringen der schweren Baumstämme auf Hornschlitten. Damit sind wir beim Urfahrzeug, beim Schlitten, der als ältestes Transportfahrzeug gelten kann.





Unsere fast mystische Verehrung für den Schnee hat verschiedene Wurzeln. Einmal ist es die Erinnerung an die Eiszeit, zwar unbewusst, aber gespeichert in unserem Erbgut. Also genetisch - wir kommen aus der Eiszeit. Die ältesten Darstellungen in den Felshöhlen zeigen Mammuths, Elche, Hirsche...Jagden, wie bei den Lappen im äußersten Norden und in Sibirien. An diese unsere menschliche Frühezeit erinnern wir uns. Daraus entsteht die oft unerklärliche Sehnsucht nach Schnee, Eis, nach blaukalter Luft, der wir mit dampfendem Atem antworten. Und dann, nach einer wilden Schneefahrt, kehren wir zu-

Oben: Skilaufen auch für Kinder.

Unten links: Skilauf in alter Zeit und Langlauf heute.

Unten: Eingeschneite Heuhütten in Obertilliach mit der 1903 zur Lourdes-Kapelle umgestalteten St. Helena-Kapelle (ältestes Heiligtum des Tiroler Gailtales).





rück in die Höhle, in die warme Stube. Die „Felle“ werden ausgezogen und wir flüchten uns ins Allerheiligste, in die Sauna. In das nordische Paradies.

Schnee und Winter - wenn sich durch die Klimaerwärmung weder das eine noch das andere einstellen will, dann empfinden wir dies als Verlust und als Betrug. Es ist, als würde man uns am Schlafen hindern. Die „Natur“ schläft, die Pflanzen, der Wald und viele Tiere; verloren geht mit dem Schlaf auch die Traumwelt.

„Weißt du, was Schnee ist, frisch gefallener?“





Winterfreuden in Obertilliach Osttiroler Gailtal

Diesen Satz des Brunecker Dichters N.C.Kaser hat die Künstlerin Elisabeth Hölzl liebevoll auf Leinen gestickt.

Schnee, frisch gefallener...die ganze Landschaft trägt ein Brautkleid, weiß und verletzlich. Wir scheuen uns, die unberührten Wiesenflächen zu betreten. Schneekristalle glitzern im schrägen Licht der Wintersonne.

Schwarz und weiß steht der Wald. Die Sonne liefert Röntgenstrahlen; der Winter wird zum Bildschirm mit dem aufleuchtenden Skelett, dem Knochengeriüst unsere Mutter Erde.



Dialektwörter

gleichzeitig Glossar

a Birl, Bialin = ein Packen Heu
a keidl = ein bißchen
a niada = ein jeder
a soa Welkle = so ein Wölkchen
a wie = ei wenig
abich = ungut, boshaft
afen Hoomweige = auf dem Heimweg
ahiege = diesseits, hier
ahinne = herinnen
alögge = eine Zeit lang
aniede = eine jede
aniedn = einen jeden
annonda Mol = ein anderes Mal
asou = so, auf diese Weise
au = auf, wach
augihearscht = aufgehört
außafunn = herausgefunden
außageplatscht = herausgeplätschert
Beisne = Besen
bidörbig = klein, unansehnlich
Blissen = Fichtennadeln
bloachis = bleiches
boschtete = bärtige
bosseln = spielen (der Kinder)
davöa = da draußen
dawoschtet = erwartet, lang genug wartet
Dechint = Dechant
deppis = tut ihr
desebm = dort, an jener Stelle
dovöa = da draußen
drau = darauf (hin)
Eibme = Ebene
eihinfinn = den Weg ins Tal finden
eis = ihr
elbe = gelblich, fahl
eppa decht = vielleicht doch
eppis = etwas
Erschta = Dienstag
ett, ette, ött, it = nicht
fearntn, fearschtn = im vorigen Jahr
Fockn = Schweine
freile = freilich
friea = früher, in der Vergangenheit

fruitig = flink, hurtig
ga = nach (örtlich) z.b. ga Silgan
galling = nach einer Weile
gelf = trocken, z.b. der Boden
geompöachtit = geantwortet
gewoang = herausgefunden
gewoschtet = gewartet
giatla = lautlos z.b. Tür aufmachen, giatla reden
giggazn = stottern, gicksen
Gisse = Mure
Gitsche = Mädchen
Grantn = Preiselbeeren
greinen = streiten
grintig = stark verschmutzt
grisilat = klein gesprenkelt
Groda = Groder (Hofname im Virgental)
gstonn = gestanden
hale, haal = glatt, rutschig, z.b. haler Weg, auch: schmeichlerisch reden
hantig = bitter
hantse = sind sie
Heiign = Heuernte
hemma = haben wir
hent = sind
hent olls nix geign die = sind ja gar nichts im Vergleich zu
hetz lous = jetzt los
hetz watz = jetzt wird es
hieta = hätte er
hietz = jetzt
hiitn si = hätten sie
hildern = dröhnen, schallen
himlazn = blitzen, wetterleuchten
Hoamitle = Gut, Besitz
Hööchwetta = Gewitter
hörschtikla bodubidöckt = höchstens bodenbedeckt
ibihin = hinüber (ins Jenseits)
innara = in einer
inran = in einer
izzan = jetzt
kater = heiter, wolkenloser Himmel
keagn = kehren
kilbe = bewölkt, bedeckt
kirfatn gong = auf Wallfahrt gegangen
kleber = karg, spärlich
koame = keinem

Kobiswürme = Kohlweißlingsraupen
 Kollsa = Kalser
 Kolza = Kalser, Bewohner von Kals
 koons = keines
 Langis, Langes = Frühling
 leinan = langsam, schwerfällig (Mensch)
 lezn = schlechten
 lissn = hören
 loadik sein = Leid tun, bedauern
 Lüüda = Luder
 Maltl = Bildchen
 mangga = wenigstens
 metter sein = stark, gescheit sein
 mische = musst du
 miss = muss
 mit senare = mit ihren
 moont = meint
 Mootiga = Matreier
 Morelle = Schirm (von it. ombrello)
 niacht = nüchtern
 nochn = von nun an
 noha = dann
 oft = dann, darauf
 öhen = hinunter
 oole = alle
 oubm = oben
 Pfinznta = Donnerstag
 pfotschn = laut knallen, auch: in Konkurs gehen
 pitschn = zwicken
 plättn = bügeln
 Plisse = Fichtennadeln
 pochn = ausschelten, schelten
 Preisgrant = Versandhauskatalog
 rache = zuviel gesalzen, raue Kehle
 Reide = Kurve, Wegbiegung
 riaht = rührt
 Roan = Abhang
 rougl = locker
 schelch = schief, abfallend
 sebm = dort
 selle = dies, dasselbe
 sinniat = sinniert
 sogita = hätte er gesagt
 sott = soll
 sou wilde = so unsäglich
 souvl = so sehr
 Spaztum = Raum, Zwischenraum

speare = kalt u. windig, auch: spöttisch, boshaft reden
 spiascht = spürt
 stikl = steil
 strupplt = überlegt, wälzt Gedanken
 süüchn = suchen
 Tassen = Fichtenäste
 tengg = link ungeschickt, z.b. tengge Hand
 tienma = tun, machen wir
 tscherfln = beim Gehen mit den Füßen am Boden schleifen
 tullat = stumpf, z.b. Bleistift, auch: Mensch
 tüüt = tut
 vallauta = vor lauter
 vi, vin = von
 vöan = vor dem
 wääsche = wirst
 walgen = abstürzen, hinunterrollen
 wea oba mecht = wer aber könnte
 weisn = lenken, z.b. Auto
 wenggat = aus der Form gebracht, zerdrückt
 wenn i sou wilde scheißik bin = wenn ich so dringend auf die Toilette muss
 Woscht = Sebastian
 wua decht = wäre doch
 ze Lochn = zum Lachen
 zen Rearn = zum Weinen



Handreichung über die Grenze

Wolfgang Sebastian Baur

Als ich ein Kind war, nahm mein Vater mich oft von Toblach mit über die Grenze nach Sillian, und manchmal auch nach Lienz. Auf österreichischem Territorium verzehrten wir dann meist ein kunstvoll illustriertes, belegtes Brot beim Herrn Kopetzky, der das Imbisslokal an der Grenze führte. Die wenigen beim Bestell-, Servier- und Bezahlvorgang anfallenden Worte reichten aus, in mir den verstörenden Eindruck zu erwecken, dass hier alles zugleich völlig anders und doch gleich klingt wie zu Hause, obwohl ich im Ausland war.

Das Pustertal dehnt sich von Brixen bis nach Lienz aus, geographisch genauer: von Mühlbach bis Leisach. Von West nach Ost durchläuft die Pustertaler Mundart verschiedene Stadien, Vokale ändern ihre Farbe, Diphthonge entrunden sich, Laute lauten um. Am östlichen Ende klingt alles anders als am westlichen Anfang, doch dem Ohr stets vertraut; die Staatsgrenze zwischen Italien und Österreich kann nichts ausrichten gegen die starke landschaftlich-kulturelle Klammer, die West- und Ostpustertal zusammenhält.

Dölsach liegt bei Lienz am Eingang des Kärntnertores. Auf aparte Weise verschmelzen hier Ostpusterer mit Westkärntner Lauten. Im Dölsacherischen finden sie zusammen. Und münden in den Texten von Gertraud Patterer.

Als ich Toni Bernhart meinen Plan einer tirolischen Mundart-Anthologie skizzierte, fiel ihm die glutäugige Dölsacherin ein. Er schickte mir eine paar fotokopierte Seiten aus ihrem Roman „Die Annehmgitsche“. Ich war augenblicklich angetan von den knappen Satzbögen ihres schlafwandlerisch sicheren Prosastils, der sinnliche Bilder von großer Dichte mit lakonischem Kommentar verschränkt und die Geschichte des angenommenen Mädchens in packendem Erzählrhythmus vorantreibt.



*Die Lärtschach-Kapelle in Toblach,
s Lärtschachl, Südtirol*

West





St. Jakob ober Strassen, Osttirol

Ost



Wolfgang Sebastian Baur

geboren 1950 in Toblach / Südtirol und dort aufgewachsen. MundArtist, VocaLinguist, TradActeur und Autor von „Puschtra Mund Art. Gedichte und Nachdichtungen in Pustertaler Mundart“. (Folio - Verlag Wien-Bozen, 2003; 2. Aufl. 2004.) Stammt aus Toblach /Südtirol, lebt in Berlin. www.sebastianbaur.de

Gertraud Patterer.

geboren 1946 in Dölsach / Osttirol und auch dort aufgewachsen. Entstammt dem Bauernstand, verheiratet, drei Kinder. Trägerin zahlreicher Literaturpreise. Ihr Schaffen umfasst teils in Hochdeutsch, teils in Dölsacher Mundart verfasste Gedichte, Erzählungen und Romane. Unserem Beitrag liegt das erste Kapitel ihres Romans „Die Annehmgsitsche“ zugrunde (Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt, 1996)). Der Text wird hier mit freundlicher Genehmigung des Verlags in einer vom Original abweichenden Umschrift abgedruckt.

di äunemgitsche

dölsacherisch

„bäää!“ schrait da pöppm unt ligg do in plüet unt schlazz. de male isch af da welt. mit di faischte trummlt da wintr af s haus. di nocht schtekt aiszopfn in kamin unt in heart weat s foia hin. da wint knittlt ins fenschta unt a schaiwe pricht unt a hönt henkt a deke füa unt schtellt an schüech dahinta, unt nöu oan, doss hep. da schneä lekkt aina unt ea mocht wellelen iba s gönze fenschtoprett. di perge glongen mit waise hente öacha. unt di schteane preichnt s easchte moll in da ewikait. falauta kolt! di kömma isch oggschtaahlt, oans hot foia gemocht. unt dees losst en rain af di wente aufginschtan. „male“, sogg a frau in da kömma unt es folt ia hönt in pöppmzegga unt öächtn auf s kindaxichtl drauf. „male“, sogg di waibesche heza schun in schloof. unt si ligg in an freimen öate, in an freimen pette, in plüete, noi empuntn. in headlen krocht es peich! di waibesche hot gschwölne hente. koa ring schtekt auf an finga. röet pliat ia xicht. unt si hot nöu zwoa kinda, an laurenzius unt an petrus. genau woast se nit wo di püebm hent, oba ungefää. unt hez isch di male auf da welt. in an egge schteet a schochtl mit pöppmzoig. uaolts fawoaschns, fapöats, a öndere frau hot s ia geebm, si woas niema wea. seebm müasat se denkn, wenn se munta waar. unt denkn tüet se nit. schtuntn sain fagöng. liacht prinnt. koans riat se. olls plaip söu wi in da ewikait. ols waar olls söu miede, doss niama munta weat. ols waar olls söu fröe, doss schloofn terf! koa wint isch mea dause, unt di waibesche traamp: fen easchtn unt fen zwaitn kint unt fen drittn. unt doss des oane heagschaug hott wi a schwoaza häune, unt s öndere wi a waises lömp, gonz schimmrig, gönz durchsichtig. plau hent si olle gewesn in da easchtn schtunt. wail di paulina schlooft ollm ain pen kindakriegn, unt rittlen mües men, doss men se munta krieg. pai di fiese unt pe di hente. unt äunschraien. nocha schaug se, ols wi a küe, dei aa nit Sorge trogn prauch! unt si pleimezt laut. unt si schlintet, unt wos weasche denn – ? freime hente neiment nocha s kint. unt di paulina denkt – wäun s unt umma epa wida hoale isch? unt a kroft hot dei, söu wi äläföntn, söu wi folnte paama. söu wi näägan. oda wi da krieg. unt fanöät ligg se nocha wiida schpetta, wo se goa nit hin keat, oanfoch wail wiida di schtunt do isch. lait schaugn zömme, zöenig, zukkn di oxle, wundan se. paulina hoast se, an schien nömm a nöu, hott se!

di uunginumme ggitsche

toblacherisch

„bäää!“ schraig do poppe unt ligg dou in pluit und schluz. di male isch uf do welt. mit di faischte trumblt do winto af s haus. di nocht schtekt aiszopfn in kamin unt in heart weart s foire hin. do wint knittlt ins fenschto unt a schaiwe pricht unt a hont hengg a deke fiir unt schtellt an schuich dohinto, unt nou aan, dass is hep. do schnea lekkt inna unt er mocht wellilan iwo s gonze fenschtoprett. di perge glong mit waisa hente oa. unt di schtearn prechn s erschte mo in do eewikait. falauto kolt! di kommo isch iwoschlougn, aans ott foire gemocht. unt se lott in rain af di wente aulaichtn. „male“, sogg a frau in do kommo unt iera hont follt in poppmzegga unt oa af s kindoxichtl drau. „male“, sogg di waiwane iezan schonn in schlouf. unt si ligg in an fremm orte, in an fremm pette, in pluit, noi empuntn. in heare krocht s pech! di waiwane ott gschwollna hente. ka ring schtekt af an fingo. roat pliet ier xicht. unt si ott nou zwaa kindo, in laurenzius unt in petrus. ginna wasst se et woa di puibm sain, owwo ungi-feer. unt iez isch di male af do welt. in an egge schteat a schochtl mit poppmzoik. uuroolts, fowoschns, fofilzts, a ondra frau ott s ra gebbm, si wass nimma wer. sem miesat se denkn, wenn si woch waar. unt denkn tuit se et. schtunn sain fogong. liecht prinnt. kaans riet sich. olls plaip asou wi in do eawikait. as warat olls asou miet, dass is nimma woch weart. as warat olls asou froa, dass is schloufn terf! ka wint isch ma afoore, unt di waiwane traamp: fan earschtn unt fan zwaatn kint unt fan drittn. unt dass dess aane heergschaugg ott awi a schworzo huune, unt s ondre awi a waises lampl, gonz schimmornt, gonz durchsichtig. plau sain se olla giweddn in do earschtn schtunde. wail di paulina schlouft ollm iin pan kindokriegn, unt naggl muist man, dass man se audowekkt. pa di fiese unt pa di hente. unt uunschraidn. noa schaug se, awi a kui, dei woss sich aa et zi sorgn praucht! unt si plinzlt woltan. unt si schlintit, unt woss isch en iez epa lous – ? fremma hente nem noa s kint. unt di paulina denkt – wende s ament unt umma epa wo widdo haalt? unt a kroft ott dei, asou wi elefontn, asou wi follnta paame. asou wi neega. odo awi do krieg. unt irnggwou ligg se noa widdo schpeita, woa se gour et hingheart, aanfoch wail widdo di schtunde dou isch. lait schaugn zömme, zornik, zukkn i oxxl, wundon sich. paulina haast se, an schien nuume ott se a nou!

es augnummane madl

wienerisch

„bäää!“ schraed es baungad und lliagd do in blud un n gaadsch. de male is auf da wööd. med de faesd drommed da winta aofs haos. de nocht schdegd aeszobfm en gamin und en head wiad s fea hii. da wint gnipped aus fenzda und a schaem brichd und a haund henkt a dekn fua und schdööd an schuach dahinta, un n no aan, dass s hoed. da schnee lekd aene und ea mocht glane wöön iwa s gaunze fenzdabrel. de beag glaungan med waesse hend owa. und de schdean brechn s easde moe en da ewichkaet. fua llaota köödn! di kaomma is aogweamd, iangdwea hod faea gmocht. und des llossd de raendln auf d wend aoflaechdn. „male“, sogd a frao in zimma und es foed ia haund in gschrobmn sain kuab und owe aufn baungad sae xichtl aoffe. „male“, sogd es waeb iezdn scho in schloof. und se liagd aon an fremdn uat, in ann bed, in blud, grod embundn. in head grocht es bech! de frao hood gschwone hend. ka ring schdegd aon an finga. rod bliad ia s xicht. ond se hood noo zwa gschrobmn, en laorenzius un n in betrus. genaowas s ned woo de buam san, owa ungfäa. und iez is de male auf da wööd. in an winkl schded a schochdl med kindazaeg. uaoeds, fawoschms, fafüüzts, a ondare frao hod s ia geem, se waas nimma wea. waö sunzd miassad s dengn, waun s munta waa. und denkn duad s ned.

schdundn san fagaungan. liachd brennd. kaana riad se. oes blaebd so wia in da ewichgaed. oes wia waun ollas so miad waa, das s nimma munta wuad. wia waun ollas so froo waa, dass schloffm deaf! ka wint geed mea draussd, und da frao draamt: fon easchdn un n fon zwaetn kint un n fon dritt. un n dass des ane heagschaugd hod oes wia r a schwoaza hao, und s aundare oes wi r a waess lampal, gaunz schimmand, gaunz duachsichtech. blao san os olle gwesn in da eschdn schdunt. waö de baulina ollawaö aeschloofd bae kindakriang, und stessn muas ma s, dass ma s aofweggd. bae de fias un n bae de hend. und aoschraen. daun schaud s, oes wia r a kua, waos si aa um nix kimman muas! und se blinzld uandlech. und se schlugd, und wos sunzd no oes – ? fremde hend neman daun in gschrobmn. un n de baulina dengd – waun s am end undrisch wida haö is? und a grofd hod s, oes wia r aeafaundn, oes wia foennde bam. oes wia nega. oda wia da griag. und iangdwo ligd s daun noch a wida schbeda, wo s goa ned hiighead, afoch waö wida de schdund do is. laed schaong se ao, zuanech, dsugn de iaxn, wundan si. baulina haasd s, an schen nauman a no hod s!

das angenommene mädchen

hochdeutsch

„bäää!“ schreit das kind und liegt da in blut und schleim. male ist auf der welt.

mit fäusten trommelt der winter aufs haus. die nacht steckt eiszapfen in den schornstein, und im herd geht das feuer ein. der wind knüppelt ins fenster, und eine scheinplatte bricht, und eine hand hängt eine decke vor und stellt einen schuh dahinter, und noch einen, dass es hält. der schnee leckt herein, und er macht kleine wellen über das ganze fensterbrett. die berge langen mit weißen händen herab. und die sterne bersten zum ersten mal in der ewigkeit. vor lauter kälte!

die kammer ist erwärmt, jemand hat feuer gemacht. und das lässt die töpfe an der wand aufleuchten. „male“, sagt eine frau in der kammer, und ihre hand fällt in den kinderkorb und herab auf das kindergesicht. „male“, sagt das weib jetzt schon im schlaf. und sie liegt an einem fremden ort, in einem fremden bett, im blut, neu entbunden. im herd kracht das pech! das weib hat geschwollene hände. kein ring steckt an einem finger. rot blüht ihr gesicht. und sie hat noch zwei kinder, den laurenzius und den petrus. genau weiß sie nicht, wo die jungen sind. aber ungefähr. und jetzt ist die male auf der welt. in einem winkel liegt eine schachtel mit kinderzeug. uraltes, verwaschenes, verfilztes, eine andere frau hat es ihr gegeben, sie weiss nicht mehr wer. da müsste sie denken, wenn sie wach wäre, und das tut sie nicht.

stunden sind vergangen. licht brennt. niemand rührt sich. alles bleibt so wie in der ewigkeit. als wär alles so müde, dass es nie mehr wach wird. als wär alles so froh, dass es schlafen darf. kein wind ist mehr draußen, und das weib träumt: vom ersten und vom zweiten kind und vom dritten. und dass das eine ausgesehen hat wie ein schwarzer hahn, und das andere wie ein weißes lamm, ganz schimmernd, ganz durchsichtig. blau sind sie alle gewesen in der ersten stunde. denn die paulina schläft immer ein beim kinderkriegen, und man muss rütteln, dass man sie wachkriegt. an den füßen und an den händen. und anschreien. dann schaut sie drein wie eine kuh, die sich auch um nichts zu kümmern braucht! und sie blinzelt heftig. und sie schluckt und was nicht noch alles? fremde hände nehmen dann das kind. und die paulina denkt, wann es wohl untenrum wieder heil ist? und eine kraft hat die, so wie elefanten, so wie stürzende bäume. so wie neger. oder wie der krieg.

und irgenwo liegt sie dann später wieder, wo sie gar nicht hingehört, einfach weil wieder die stunde da ist. leute gucken einander an, zucken die achseln, wundern sich. pauline heißt sie, einen schönen namen noch dazu hat sie.

Mundart und Name in Osttirol

Hubert Bergmann

Wegen seiner besonderen Lage am Wendepunkt der deutsch-romanischen Nord-Südbeziehungen und der deutsch-slawischen West-Ostbegegnungen, wegen seiner gegen die Kultureinflüsse der Modernität abgeschirmten Gebirgseinsamkeit, die mehr als andere ähnliche Landschaften Österreichs dem nivellierenden Verkehrsleben der Gegenwart entzogen ist, erscheint Osttirol als ein für die Dialektforschung besonders begehrtes Land. Mit diesem Satz beginnt Maria Hornung, Grand Dame der österreichischen Dialekt- und Namenforschung, die Zusammenfassung ihrer 1964 publizierten Habilitationsschrift über die Osttiroler Mundarten. Gebirgseinsamkeiten lassen sich heute, rund vierzig Jahre später, immer noch aufspüren im östlichsten Tiroler Landesteil, die Modernität hat freilich inzwischen auch die entlegensten Hochtäler, in denen Hornung die Theorie ihres Lehrers Eberhard Kranzmayer von der sprachlichen Konservativität der verkehrsfernen Regionen auf so prägnante Weise bestätigt fand, erreicht. Völlige Nivellierung, eine Befürchtung die aus Hornungs Ausführungen durchscheint, ist dadurch nicht eingetreten, auch wenn sich die Sprache der Osttiroler seit damals sicher verändert hat so wie das innerste Wesen von Sprache stets zu Wandel und Umbildung drängt.

Von der Sprache der Osttiroler und den Namen, die wie ein uraltes Koordinatennetz über das von ihnen bewohnte Land gelegt sind, soll im Folgenden die Rede sein – ein schwieriges Unterfangen, denn unmöglich scheint es, den mannigfaltigen, vor tausenden Einzelercheinungen in Lautbestand, Wortschatz, Satzbau usw. schillernden Sprachkörper der in diesem Landesteil gesprochenen Mundarten, welche wiederum in vielfältigen systemischen Verbindungen zueinander und zu den sie umgebenden Mundarten, zur Verkehrs- und Schriftsprache stehen, auf einigen wenigen Seiten abzuhandeln. Wo also mit dem Stückwerk (denn ein solches muss das Unternehmen zwangsläufig bleiben) beginnen? Vielleicht mit der für manche wohl überraschenden Feststellung, dass es "das Osttirolerische" nicht gibt: Osttirol ist vielmehr in drei dialektale (mundartliche) Großräume untergliedert: in den Osttiroler Anteil am Pustertal, das Lienzer Be-

cken sowie in die Iselregion. Allen Osttiroler Mundarten gemein ist ihre Zugehörigkeit zur dialektalen Großlandschaft des Südbairischen, an der weiters die deutschen Mundarten Südtirols, des westlichen und mittleren Nordtirols, Kärntens, der Weststeiermark sowie des oberen Einzugsgebietes der Mur teilhaben. Das Bairische (mit *ai* geschrieben, um es vom Eigenschaftswort *bay[er]ische*, welches sich auf den Freistaat Bayern bezieht, zu scheiden) bildet für sich wiederum als mundartliche Großlandschaft den östlichen Teil des Oberdeutschen. Im Westen schließt daran das Alemannische, wie es etwa in Vorarlberg, der Schweiz oder Schwaben gesprochen wird, an. Das Südbairische, und mit ihm auch die Osttiroler Mundarten, gelten als der konservativste Teil des Bairischen, was nicht zuletzt auch in einigen Osttiroler dialektalen Erscheinungen zu Tage tritt.

Das Osttiroler Pustertal, auch *Oberland* genannt, reicht im Osten bis zur *Lienzer Klause*, an der es ("dialektkartografisch" gedacht) zu einer Bündelung von Grenzen sprachlicher Erscheinungen kommt. So etwa im Vokalismus (d.h. die Selbstlaute betreffend): westlich der Lienzer Klause etwa entspricht dem mittelhochdeutschen langen *ê* heute *äa*, während im Rest Osttirols in der Bauernmundart dafür *ee* gilt (d.i., je nach Gebiet, ein langes geschlossenes *e* oder aber ein Zwielaute



mit geschlossenem *e* als erster und einem Murmellaut als zweiter Komponente). Es stehen sich also Lautungen wie *Khläa/Khlee* ‘Klee’, *Päatâ/Peeta* ‘Peter’ oder *Wäatâkh/Weetikh* ‘Schmerz’ (mittelhochdeutsch *wêtae*) gegenüber. Im Großteil des Osttiroler Pustertals, von der heutigen Staatsgrenze bei Arnbach bis Anras, lautet die Entsprechung für den mittelhochdeutschen Diphthong *ei* in den heutigen Mundarten *aa*, und nicht, wie sonst in weiten Teilen Tirols üblich, *äa*: *praat* ‘breit’, *Gaas* ‘Geiß’, *Saafe* ‘Seife’, *i waas* ‘ich weiß’ klingt es etwa aus dem Munde eines Oberländers, während ein Iseltaler *praat*, *Gåas*, *Såafe* und *i wåas* sagen würde. Diese Erscheinung lässt sich unabhängig voneinander in mehreren über das Bairische verstreuten Regionen beobachten, so etwa im Wienerischen, von wo es in die Verkehrsmundarten bzw. die Umgangssprache der Städte ausstrahlt. Eine weitere dieser Regionen ist das südliche Kärnten. Nikolsdorf, die östlichste Tiroler Gemeinde, hart am sogenannten *Kärntner Tor* gelegen (welches auf der Kärntner Seite den Namen *Tiroler Tor* trägt), hat bereits Anteil am Kärntner *a*-Gebiet und bildet somit in sprachlicher Hinsicht eine Brücke zum angrenzenden Bundesland, von dem man sich in anderen Bereichen freilich betont abzugrenzen trachtet. Doch auch das Pustertaler *a*-Gebiet endet nicht an der Bezirksgrenze sondern reicht weit ins Südtiroler Pustertal hinein, bis ungefähr auf die Höhe von Rasen.

Auch hinsichtlich des Wortschatzes verläuft an der Lienzer Klause eine wichtige Scheidelinie: der kirchliche Feiertag Fronleichnam zum Beispiel heißt altmundartlich im östlichen Pustertal (wie auch im östlichen Südtirol, im Unterinntal und in Salzburg) *Äntlas(n)*, im Lienzer Becken, dem vorderen Iseltal und im Kalser Tal *Fronlaichnâm*, im hinteren Iseltal sowie im Deferegggen *Khranzltâkh* und im Virgental schließlich *Plüetstâkh*. *Antlaß* ist ein alter Ausdruck für ‘Ablass’ und weist darauf hin, dass an diesem Feiertag ein kirchlicher Ablass gewährt wurde. In manchen Gegenden wird mit *Antlaßtag* übrigens der Gründonnerstag bezeichnet. Der *Khranzltâg* spielt auf die Blumenkränze und Girlanden an, die an diesem Tag als Haar-, Fenster- oder Altarschmuck angebracht wurden. Auch ein Tiername kann zur Illustration der Dialektgrenze an der

Lienzer Klause herangezogen werden: Der Salamander etwa heißt im Pustertal *Tättâmandl*, im restlichen Osttirol jedoch meist *Rejgnmandl*.

Die viele Jahrhunderte währende Zugehörigkeit von Teilen des Iselgebietes zu Salzburg hat auch in der Mundart Spuren hinterlassen. Ein besonders prägnantes Beispiel aus dem Bereich des Wortschatzes ist hier die Bezeichnung für ‘Mädchen’: während im östlichen Südtirol, im gesamten Pustertal sowie im Lienzer Becken dafür *Gitsche* gilt, gebraucht man in der hinteren Iselregion *Diandle* (im Deferegggen auch die Variante *Jandle*), analog zum angrenzenden Salzburger Raum. *Gitsche* stellt übrigens ein interessantes Beispiel für den romanisch-deutschen Sprachkontakt in unserem Raum dar, auch wenn die Etymologie dieses Wortes auf den ersten Blick irritieren mag: es gilt heute als sicher, dass es sich dabei um eine Entlehnung des ladinischen Wortes *chicia* handelt, welches ‘Hündin’ bedeutet und auch als Schimpfwort für Frauen verwendet wird. Bei seiner Übernahme ins Deutsche erlangte der Ausdruck eine inhaltliche Aufbesserung. Die Mundart der Bezirkshauptstadt Lienz nimmt eine Sonderstellung ein: Bereits Hornung war bei ihren in der zweiten Hälfte der 50er-Jahre des



Links: Am ‘Hoachinsafrauntag’ (15. August)

Rechts: Freundliches Einverständnis

vorigen Jahrhunderts durchgeführten Dialekterhebungen aufgefallen, dass sich die Sprache des Bürgertums, d.h. der Gewerbetreibenden Akademiker etc. von der Sprache der in der Stadt ansässigen bäuerlichen Bevölkerung nicht unwesentlich unterscheidet. In der Zwischenzeit hat sich die Situation insofern verändert, als die Zahl der bäuerlichen Betriebe im Stadtgebiet stark abgenommen hat, sodass der ehemals "bürgerliche" Dialekt heute die Norm darstellt. Als der Autor dieses Beitrags, der aus einer in Gaimberg bei Lienz ansässigen Bauernfamilie stammt, vor rund 20 Jahren ins Lienz Gymnasium eintrat, legte er im Gespräch mit Schulkameraden und Lehrern alsbald die ihm aus seiner bäuerlichen Mundart vertrauten mittelgaumigen *ü* und *ö*, wie sie etwa in den Entsprechungen für mittelhochdeutsch *o* (*ö*), *ô* (*öe*) oder *uo* (*üe*) vorkommen, ab – eine (damals wohl unbewusste) Konzession an die "feinere" städtische Sprechweise, in der etwa Gaimberger bauernmundartlichem *Khröpf* 'Kropf', *röet* 'rot' und *güet* 'gut' die Formen *khropf*, *rou*t und *guat* entsprechen. Diese am mittleren Gaumen gebildeten *ö* und *ü* unterscheiden sich vom hochsprachlichen *ö* bzw. *ü* dadurch, dass die Lippen bei ihrer Bildung nicht gerundet werden. Die Neigung zu einer mittelgaumigen Aussprache der dialektalen Entsprechungen von mittelhochdeutsch *o*, *ô* und *uo* war früher weiter verbreitet, heute ist sie nur mehr in altertümlichen Mundarten anzutreffen, neben dem Lienz Becken und dem Iselraum z.B. im Ötz- und Zillertal.

Ein weiterer konservativer Zug der Osttiroler Mundarten begegnet uns in der Lautung des Präfixes (Vorsilbe) *ge-* des Partizips Perfekt (Mittelwort der Vergangenheit): folgt auf dieses ein *h*, so wird es im Rest Tirols – wie in den übrigen bairischen Mundarten auch – synkopiert, d.h. das *e* des Präfixes fällt aus (z.B. *khâp* 'gehabt', *khâlt*n 'gehalten', *khouft* 'gehofft' u.ä. in weiten Teilen Südtirols). Nicht so jedoch im Großteil Osttirols (Osttiroler Lesachtal, Villgraten- und Iseltal samt Nebentälern), wo der Vokal (Selbstlaut) dieses Präfixes als *i* erhalten bleibt: *gihâp*, *gihâlt*n, *gihöuft* heißt es etwa in Matrei i.O. Diese altertümlichen Lautungen begegnen uns auch in dem an Osttirol unmittelbar angrenzenden Ahrntal sowie im Ötztal. Am konsequentesten wird die Vorsilbe *ge-* des Partizips Perfekt im Osttiroler Lesachtal sowie im Villgratental bewahrt: Hier erscheint sie sogar vor Frikativen (Reibelauten) wie *f* oder *s* erhalten: In Innervill-

graten etwa hat man *gifroot* 'gefragt' und *gischlooft* 'geschlafen'. Eine ähnliche Beharrlichkeit weist in den Osttiroler Mundarten mittelhochdeutsches *e* im Auslaut auf: Im Großteil der bairischen Dialekte ist dieses abgefallen, während es die Schriftsprache bewahrt. Man nennt diesen Abfall mit einem Fachterminus *Apokope*. In den Osttiroler Mundarten unterbleibt diese Apokope jedoch meist, wodurch, ähnlich wie bereits oben beim Partizip Perfekt beobachtet, Lautungen auftreten können, die in ihrer Konservativität der Schriftsprache bisweilen sehr nahe stehen. So heißt es etwa um Lienz *pan Troupe* 'beim Trog(e)', *Suune* 'Sonne', *in Wâlde* 'im Wald(e)', *Wejsche* 'Wäsche'.

Von besonderer Bedeutung ist der Osttiroler Mundarraum nicht zuletzt deshalb, weil im Mittelalter von hier aus gleich mehrere sog. Sprachinseln im friulanischen und slowenischen Raum besiedelt wurden. Vermutlich im 13. Jahrhundert entstanden im heutigen Slowenien, an einem Seitenbach des Isonzo sowie an einem Nebenfluss der obersten Save, die deutschen Sprachinseln Deutschrut (Rut) und Zarz (Sorica). Im gleichen Jahrhundert wurde etwas weiter westlich, im Bereich der heutigen italienischen Provinz Udine, die deutsche Ansiedlung Zahre (Sauris) gegründet, ca. ein halbes Jahrhundert später das nur durch zwei Gebirgskämme von dieser getrennte Pladen (Sappada) in der Provinz Belluno. Wie eingehende vergleichende Studien vor allem am Wortschatz gezeigt haben, lässt sich mit großer Sicherheit das Hochpustertal als Urheimat der deutschen Bevölkerung dieser vier Sprachinseln annehmen. Während die altertümliche Sprachinselmundart der Zahre sowie jene von Pladen auch heute noch gesprochen wird, ist die Altpustertaler Mundart in Deutschrut und Zarz um die

Nachbarn am Kirchtag



Mitte des 20. Jahrhunderts aufgrund von Sprachwechsel endgültig verklungen.

Etwas später als Deutschrut, Zarz, Pladen und die Zahre, nämlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wurde die Gottschee (slowenisch Kočevje) besiedelt, die größte der südbairischen Sprachinseln, an der slowenisch-kroatischen Grenze gelegen. Aufgrund historischer Quellen sowie vor allem des dialektologischen Befundes nimmt man an, dass ihre Bewohner aus dem Tirolisch-Kärntnerischen Grenzgebiet stammen, etwa aus dem Lienzer Becken, dem mittleren Mölltal, dem Oberkärntner Drautal oder aus der Tilliacher Gegend. So treten zwei auffallende Erscheinungen aus dem Bereich des Vokalismus im ganzen bairischen Sprachraum nur in Teilen des oben umrissenen Gebietes sowie in der Gottschee auf: Mittelhochdeutsches langes *â* bzw. sekundär gelängtes *a* erscheint im nördlichen Lienzer Becken, im vorderen Iseltal sowie im mittleren Mölltal vor bestimmten Mitlauten (z.B. vor *d*, *l* und *s*) als Zwiellaut *oe* (so etwa in Gaimberg in *Noedl unt Foedn* 'Nadel und Faden', *a Moel zoeln* 'ein Mahl zahlen', *a groede Noese* 'eine gerade Nase'). Dem entspricht in Teilen der Gottschee der Diphthong *ue*, d.h. einem Gaimberger *ploesn* ('blasen') ein *pluežn*, einem *hoese* ('Hase') *hueže*. Andererseits findet sich in der Gottschee auch das wohl auffallendste dialektale Merkmal der Tilliacher Mundart wieder, nämlich *a* als Entsprechung für mittelhochdeutsch *ë*. Diese Besonderheit hat den Tilliachern einige Spottsprüche eingetragen, so etwa folgenden, der das tragische Ende einer Kuh zum Inhalt hat: *gischnochts gilakht unt gifrast wies racht ischt giwaan, gischmorgans tâitr in Schtâlle gilaagn* 'abends gelect und gefressen, wie es recht ist gewesen, morgens tot(er) im Stalle gelegen'. In Tilliach und der Gottschee heißt es in gleicher Weise *Prat* 'Brett', *racht* 'recht' und *Schpakh* 'Speck'. Die Bewohner der Gottschee kamen auf tragische Weise unter die Räder der bewegten Geschichte des 20. Jahrhunderts: Nachdem Italien ihr Land 1941 besetzte, wurde die Bevölkerung zur Umsiedlung in die Untersteiermark gezwungen, von wo man sie zu Kriegsende vertrieb. Die archaische Gottscheer Mundart wird heute nur noch von einigen über mehrere Länder verstreut lebenden Aussiedlern gesprochen und in einigen Jahren wohl endgültig erloschen sein. Wenden wir uns nun der reichen und vielgestaltigen Namenlandschaft Osttirol zu. In diesem Zusammenhang ist es vor allem ein Aspekt, der

unser Gebiet vom Rest Tirols unterscheidet, nämlich die historische Präsenz von Slawen. Die Westgrenze des einstigen slawischen Siedlungsgebietes südlich des Alpenhauptkammes verlief mitten durch Osttirol. In der im Jahre 769 ausgestellten Gründungsurkunde des Klosters Innichen heißt es bei der Grenzbeschreibung des zu diesem Zweck gestifteten Landstrichs u.a. *usque ad terminos Sclauorum, id est ad rivolum montis Anarasi*, d.h. *bis an die Grenzen der Slawen, das ist bis zum Bächlein des Berges Anaras*, wobei *Anaras* die Ortschaft *Anras* im Osttiroler Pustertal meint. Die Grenze des slawischen Einflussgebietes lässt sich heute noch an Hand slawischer Orts-, Flur-, Berg-, Gewässer- und Hausnamen gut nachvollziehen. Während wir im Einzugsgebiet der Isel sowie im Lienzer Becken auf zahlreiche Namen slawischen Ursprungs treffen, treten diese westlich der Lienzer Klausen faktisch nicht mehr auf. Eine Ausnahme bildet hier der Ortsname *Assling*, dem der slawische Name der Esche, *asenj*, zu Grunde liegt. Ein zweites *Aßling* ist übrigens in Slowenien, unweit des Dreiländerecks Italien/Österreich/Slowenien, anzutreffen, auf Slowenisch heißt der Ort *Jesenice*. Manche der slawischen Orts- und Flurnamen treten in Osttirol gleich mehrmals auf. *Göriach* etwa, das so viel bedeutet wie 'bei denen, die am Berg wohnen, bei den Berglern' (zu einem von slaw. *gora* 'Berg' abgeleiteten Einwohnernamen), heißen in Osttirol gleich drei Ortschaften (in den Gemeinden Dölsach, Schlaiten und Virgen). Auch viele andere slawische Ortsnamen Osttirols lauten auf *-ach* aus. Bei dieser Endung handelt es sich um ein Einwohnernamensuffix (Nachsilbe) im Lokativ der Mehrzahl, d.h. in einem dem slawischen Beugungssystem eigenen Fall, welcher gebraucht wird, um auszudrücken, wo sich etwas oder jemand befindet. Weil die bairischen Ankömmlinge die Ortsnamen von ihren slawischen Nachbarn meist im Lokativ hörten, übernahmen sie viele auch in dieser Form. Als Beispiele kann man etwa aus dem Lienzer Raum Namen wie *Amlach* (zu *jama* 'Grube', *jaml'achü* 'bei denen, die an/in der Grube wohnen, bei den Grubern'), *Leisach* (zu einem Eigennamen *L'ubišj*, urkundlich um 1050 *Liubscah*), *Tristach* (zu *trüstj* 'Schilf, Rohr') oder *Gört-schach* (zu *gorica* 'kleiner Berg') anführen. Freilich ist nicht jeder Name auf *-ach* zwingend slawischen Ursprungs. So gibt es etwa ein deutsches so genanntes Kollektivsuffix *-ach*, welches in Namen wie *Birkach*, *Dornach* oder *Steinach* auftritt:

Mit dieser Wortbildungsart wird ausgedrückt, dass das im Stammwort Bezeichnete an einem Ort gehäuft und "kollektiv" auftritt. Ein *Birkach* ist somit ein 'Ort, an dem viele Birken stehen'. Auch viele Osttiroler Hof- und Familiennamen legen Zeugnis davon ab, dass Teile Osttirols bis ins Mittelalter hinein einen slawischen Bevölkerungsanteil aufwiesen. So trifft man im Einzugsgebiet der Isel und um Lienz wiederholt Hofnamen an, die auf *-nig* auslauten. Solche Namen gelten sonst als charakteristisch für Kärnten, teilweise auch für die Steiermark. Sie enthalten das äußerst produktive slawische Suffix *-ňnikū*, das im aktuellen slowenischen Sprachgebiet sowie im slawisch unterschichteten Raum Süd- und Südostösterreichs vor allem in Hof- und davon abgeleiteten Familiennamen auftritt. Im Folgenden ein paar Osttiroler Beispiele: *Glantschnig* (aus *Klančnikū*, zu slowenisch *klanec* 'Hohlweg, steiler Weg, Steile, Berg'), *Tabernig* (*Dūbrňnikū*, slawisch *dūbrŕ* 'Schlucht, Klamm'), *Tscharnig* (*Čřňnikū*, zu *čřrnū* 'schwarz'), *Tschellnig* (*Čělňnikū*, zu slawisch *čelo* 'Stirn [auch auf Geländeformationen übertragen]'). So mancher Hofname lüftet das Rätsel seiner Herkunft erst, wenn man die ältesten Urkundenbelege zu Rate zieht. *Totschnig* etwa, ein Familienname, der sich in unserer Gegend von einem gleichnamigen Gehöft in Alkus (Gemeinde Ainet) ableitet, erscheint 1385 in einem Dokument als *Potuschnik*, einige Jahre später (1410) als *Paducznik*. Er lässt sich aufgrund dieser ältesten Belege als *Potočňnikū* deuten, d.h. als eine mit dem besprochenen Suffix *-ňnikū* gebildete Ableitung zum slawischen Wort für 'Bach' (*potokū*). Der *Pedarnig*-Hof in Schlaiten wiederum, von welchem sich auch ein gleich lautender Familienname ableitet, wird 1410 als *Podawernik* erwähnt. Dieser frühe Beleg ermöglicht es, den Namen eindeutig als *Podūavorňnikū* anzusprechen, d.h. als eine Zusammensetzung aus der slaw. Vorsilbe *podū* 'unter' und dem slawischen Namen des Ahorns, *avorū*, wiederum versehen mit der Endung *-ňnikū*. Doch es sind nicht nur die Namen von Fluren, Gehöften, Ortschaften oder Bergen, die an die längst verklungene Sprache der einst in unserem Raum siedelnden Alpenslawen erinnern. Einige slawische Wörter haben auch Eingang in den Osttiroler Mundartwortschatz gefunden, entweder weil sie noch zur Zeit der Mehrsprachigkeit von der bairischen Bevölkerung entlehnt wurden oder aber nach dem Verklingen des Slawischen als sogenannte Reliktwörter erhalten blieben. Freilich

sind diese Zeugnisse des Slawentums in unserem Raum den Hundertschaften an slawischen Namen zahlenmäßig weit unterlegen. Einige sind nur in einem eng umgrenzten Gebiet innerhalb unseres Bezirks gebräuchlich, während sich das Verbreitungsgebiet mancher anderer in Kärnten fortsetzt. So etwa bezeichnet man im Iselgebiet mit *Drooge*, einem Wort das zu slowenisch *dragga* 'Wasserfurche, Schlucht' zu stellen ist, eine Erdabrutschung. Die slawische Bezeichnung für das Dillkraut, *koprū*, stand Pate bei dem Namen, den die Alpenslawen dem Madaun, einem von Tier und Mensch geschätzten Almfutterkraut (lateinisch *Ligusticum mutellina*) gaben: Die um Lienz und im benachbarten Mölltal dafür gebräuchliche Bezeichnung *Göpritz* geht auf ein slawisches *koprŕčŕ*, eine Ableitung von dem bereits erwähnten *koprū*, zurück. Die stark gefiederten Blätter des Madauns sowie seine Doldenblüte erinnern in der Tat an die Dille. Um Lienz sowie in Teilen des Iseltales trägt der Mäusebussard im Dialekt den Namen *Luumitsch*. Dieser geht auf eine Ableitung von slawisch *lumŕ* zurück, dessen moderne Entsprechungen in den einzelnen slawischen Sprachen diverse Greifvogelarten bezeichnen.

Die Moderne mit all ihren positiven wie weniger positiven Begleiterscheinungen macht auch vor Osttirol nicht halt. Dies spiegelt sich nicht zuletzt in der Sprache wieder: Wie in anderen Gegenden besteht auch in Osttirol die Tendenz, die jeweiligen altertümlichen Ortsdialekte zugunsten einer regionalen Umgangssprache zu "glätten", d.h. sprachliche Auffälligkeiten, die oft nur für ein relativ kleines Gebiet gelten, abzulegen. Dazu kommt, dass die eigentliche Ortsmundart primär von der bäuerlichen Bevölkerung tradiert wird, die Zahl der Bauern jedoch rückläufig ist. Dadurch sowie durch die in den letzten Jahrzehnten erfolgten Umwälzungen in der bäuerlichen Lebens- und Arbeitswelt geraten auch immer mehr Elemente des nuancenreichen bäuerlichen Fachwortschatzes in Vergessenheit, verlöschen mit den Geräten und Techniken auch die sie bezeichnenden Termini. Diesen Umstand zu beklagen nützt wenig, da, wie bereits erwähnt, gesprochene Sprache laufend Veränderungen erfährt. Doch wünscht sich der Autor dieses Beitrags, seines Zeichens Dialektlexikograf, bisweilen ein wenig mehr Verständnis für die Dokumentation des sprachlichen Erbes einer Landschaft: Genauso wie archäologische Ausgrabungen oder Architekturdenkmäler prägt dieses die Einzigartigkeit

und Unverwechselbarkeit eines Landes mit. Im Fall Osttirols legt es darüber hinaus auch Zeugnis ab von historischen Begegnungen über Sprach- und Völkergrenzen hinweg.

Anmerkung zur Schreibung bzw. Aussprache der angeführten Mundartwörter:

Ist ein Vokal lang, so wird er doppelt geschrieben, bei Zwielaute ist das erste Element stets lang zu sprechen; *â* steht für ein offenes *o*, ähnlich wie in standarddeutsch *Lotto*, *ä* wiederum für ein offenes *e*, wie zum Beispiel im schriftdeutschen *Wetter*; *e* ist, wenn es vor oder nach der betonten Silbe steht, als Murmellaut, also reduziert zu sprechen, ebenso wenn es den zweiten Teil eines Zwielautes bildet; *kh* steht für ein (je nach Mundart) behauchtes oder affriziertes *k*; *ž* ist wie ein stimmhaftes *sch* zu sprechen, z.B. wie standarddeutsch *Journal*.

Der Pfarrer besucht das Hirtenpaar.

Weiterführende Literatur (Auswahl):

Altdeutsches Namenbuch. Die Überlieferung der Ortsnamen in Österreich und Südtirol von den Anfängen bis 1200. Wien 1989 lfd.

Bergmann, H.: *Slawisches im Namengut der Osttiroler Gemeinden Ainet und Schlaiten. Anmerkungen zur Slavia submersa im vorderen Iseltal.* Diss. Klagenfurt 2003.

Hornung, M.: *Mundartkunde Osttirols. Eine dialektgeographische Darstellung mit volkskundlichen Einblicken in die altbäuerliche Lebenswelt* (= Studien zur österreichisch-bairischen Dialektkunde 3). Wien 1964.

Mair, C. M.: *Studien zum Mundartwandel in Leisach – betrachtet an der Entwicklung der Laute und Verbalflexionen und am Wortschatz.* Hausarb. Innsbruck 1990.

Odwarka, K. / Pohl, H. D.: *Materialien zu einem Namenbuch von Kals (Osttirol).* In: *Österreichische Namenforschung* 14/1-2 (1986): 83-111, 18 (1990): 5-54, 21/2 (1993): 71-92, 22-23 (1994-95): 59-71 u. 26/1-2 (1998): 123-145.

Pohl, H. D.: *Die Osttiroler Ortsnamen slawischer Herkunft (unter Einschluß der wichtigsten Gewässer- und Bergnamen).* In: *Österreichische Namenforschung* 24 (1996): 39-64.

Schatz, J.: *Wörterbuch der Tiroler Mundarten.* 3 Bde. (= Schlern-Schriften 119-120). Innsbruck 1955-1956 (unveränderter Nachdruck ebendort 1993).

Tirolischer Sprachatlas. 3 Bde. (= Deutscher Sprachatlas. Regionale Sprachatlanten 3). Innsbruck / Marburg 1965-1971.

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ). Wien 1970 lfd.



Taddäus Brugger

LOCHN TAAT I...

HUMORIGES AUS OSTTTIROL

Als Gott am siebten Tage ruhte, erbatn sich die Engel für eine Woche seine Macht, um auf einem kleinen Stück Erde auch etwas erschaffen zu können. So bauten sie mit großer Freude Berge mit Eis und Schnee, enge Täler, wo wilde Bäche zu Tale brausten, tiefe Schluchten, wo über die Felsen klare Wasser stürzten und unzählige Quellen aus Moos und Stein hervorsprudelten. Dichten Bergwald ließen sie stehen und noch höher oben das Brumach und Zottach, wo sich Steinbock und Gemse verstecken konnten. Üppige Almen erdachten sie und prächtige Berghänge, wo das saftige Kraut stand und tausend Blumen im Winde schaukelten und einen hohen Himmel, wo Bussard und Adler gegen die Sonne flogen. Als Gott erwachte, schlug er die Hände zusammen: „Ihr Engel, wohl ist dieses Stück Erde so schön wie nirgendwo, doch welche Art von Mensch wird hier leben wollen? Ihr habt den ebenen Ackerboden vergessen!“

Da nun die Engel so traurig waren, machte Gott dazu einen Menschen von guter, fester Art. Er gab ihm eine vielseitige, geschickte Hand, gab ihm einen humorvollen Sinn und Lebensklugheit und setzte ihm endlich viel Liebe für seine Heimat ins Herz. So schuf er den Osttiroler.

Sebastian Rieger
"Reimmichl"



Wer wäre berufener als Sebastian Rieger (1867 – 1953), der Pfarrer von Tirol, alias Reimmichl, und was wäre passender als dieser Ausschnitt aus seiner kleinen Osttiroler Genesis, diesen Beitrag über den Osttiroler Humor zu eröffnen, bezieht sich der Autor doch auf all jene Parameter, die diesen menschlichen Bewältiger schwieriger Lebensbedingungen und - umstände erst evozieren: Naturgewalten und - erscheinungen, die dem Menschen oft seine Hilflosigkeit zeigen, ihn aber auch zu eben dieser Lebensklugheit animieren, von der Reimmichl schreibt, Kirchliche und menschliche Autorität, welche den humorvollen Sinn des Menschen vor allem früherer Zeiten un- abdingbar machten. Schließlich ist dieses Reim- michl'sche Schöpfungsbild des Osttirolers wohl ebenso wie alles Menschliche dem Wandel, der Moderne unterworfen, wobei Überliefertes und Altgewohntes nun anderen Kräften als denen der Natur ausgesetzt sind: eben jenen des vom Men- schen gemachten Wandels, der Moderne, im wei- testen Sinn.

Mensch und Natur werden in obigem Zitat in un- terschiedlichster Weise aufeinander bezogen und in ein Spannungsverhältnis gesetzt, das nicht nur durch eine geschickte Hand und Lebensklugheit zu deren beider Wohl genützt werden kann, es bedarf vor allem auch des humorvollen Sinns dieses auf sein Land quasi zugeschnittenen Ost- tirolers, d. h. jener für diesen so typischen Cha- raktereigenschaft, die die folgenden drei Ab- schnitte Mensch und Natur, Glaube und Kirche, Tradition und Moderne darzustellen versuchen. Selbstverständlich erhebt diese Darstellung kei- nerlei Anspruch auf Vollständigkeit und kann in diesem Rahmen lediglich eine Art Kostprobe darstellen, der es hoffentlich gelingt, dem Leser an situativen Beispielen jene Seite osttirolischer Lebensbewältigung zu illustrieren, die ihm ja von Gott, nach Reimmichls Ansicht, u.a. zur Kompensation der von den Engeln in Zauber- lehrlingsmanier geschaffenen Härtelage mitge- geben wurde.

Die ausgewählten Textbeispiele stammen aus

den verschiedenen Talschaften und sind in ihrer Mehrheit naturgemäß mündlich tradiert. In den seltensten Fällen ist also eine genaue Quellenangabe möglich. Es wurde einerseits auch versucht, den dialektalen Eigenheiten und Unterschieden durch entsprechende Schreibung und möglichst exakte morphemische (zeichensprachliche) Umsetzung der phonetischen (klanglichen) Charakteristika Rechnung zu tragen, und andererseits die Textauswahl so zu gestalten, dass Humor als beides, regionsspezifische Lebensbewältigungsstrategie und der allgemein nachvollziehbare, also typisch menschliche Eigenschaft verstanden werden kann.

Mein Wunsch als Verfasser dieses Beitrags ist, dass der Leser diese Lesereise durch die mannigfaltigsten Ausdrucksformen des Osttiroler Humors ebenso vergnüglich findet wie ich die Arbeit beim Recherchieren, Sammeln, Ordnen und Beschreiben der dialektalen Textbeispiele erlebte.

Mensch und Natur

Noch weit ins 20. Jahrhundert herein war es aus zweierlei Gründen oft unmöglich, die bäuerliche Arbeit in der Steilheit des Geländes, auf dem vergessenen Ackerboden, wie es Reimmichl krass aber ausdrucksstark formuliert, durch den Einsatz von Maschinen zu erleichtern. Es fehlten einerseits die für extreme Hanglagen geeigneten automatisierten Hilfsmittel oder ganz einfach die finanziellen Ressourcen, um etwa das Heu maschinell zu ernten und zu transportieren. Es musste häufig auf dem Rücken getragen werden und das Aufstehen mit dem Bialin, einem bis zu hundert Kilo schweren Heuhaufen, erforderte geradezu die Steilheit des Geländes. Auch an diese Form bäuerlicher Schwerstarbeit kann man sich so gewöhnen, dass Liebe und Ehe, und der dadurch erforderliche Orts- und Geländewechsel zu ernsthaften Umstellungsschwierigkeiten führen können. Diese Gewohnheit in die neue, ebene Umgebung mitzunehmen und ebendort das zu tun, was man schon immer getan hat, kann zu bislang nicht gekannten Tücken der Ebene führen.

Da Houfa Paule hot, seida denkn hot gekinnt, Bialin getrogn. Je steckla da Roan, deschto liaba hotta se getrogn. Nemma gonz junk ischa geweisn wi a afn Lianza Tolboudn giheiritet hot. Wies zin Heiligen isch kemm, hotta se is easchte Biale gemocht, gleich gröeß und schware wie as



gewähnt geweisn isch. Freile hotta in dar Eibme it aufstien gekinnt. „Taifl isch dos a Hoamitle, wo min mit an Bialin it aufkimp“, hotta nocha gfluacht. (MT)

Dieses erste Textbeispiel zeigt den Matreier Dialekt als einen, der eher diphthongbetont, also durch zahlreiche Zwielaute charakterisiert ist. Manche von ihnen, etwa das -ie- in 'aufstien', sind abgesetzt, also als 'aufstie-en' zu lesen.

Die Kargheit des Bodens, die eine bäuerliche Großfamilie oft entsprechend darben ließ und der sprichwörtliche Unternehmergeist der Bewohner des Defereggentales führten zur Tradition der "Forschtgiener" aus diesem Tal. Dieser Begriff beschreibt jene männlichen und weiblichen Deferegger, die ihr Glück außerhalb des Tales und nicht selten auch weit außerhalb der damaligen Grenzen der Monarchie versuchten. Dass nach oft jahrelanger Abwesenheit die Rückkehr in heimatliche Gefilde zu lustig-humorvollen Situationen zwischen daheim Gebliebenen und "Forschtgienern" führte, sollen die folgenden zwei Beispiele zeigen.

Luise Schindler, a Forschtgienerin ve Unterscheiblraut, St. Veit, hot amol bin Antoniuskirchl Grantn geklaup. A Hopfgorschtner tut desehtm des Gleiche und wiara de „Fremde“ siecht, fong a un zu si selba zi reidn: „Wos tüüt denn die do? Mia brauchn jo insare Grantn selba. Sie sott hingien wo se will.“

Luise zeigte sich in gewisser Weise unbeeindruckt, reagierte in bestem Hochdeutsch mit „Ich verstehe Sie nicht.“ Der Dialog endet dialektal folgendermaßen:

Da Hopfgorschna darauf: „Du herrisches Lüü-da!“ Nocha moont de Luise: „Des hon i genüü vastonn.“ (DHK)

Woraufhin der Hopfgartner wortlos verschwand.

Bevor wir uns das zweite Beispiel ansehen, einige kurze dialekt spezifische Bemerkungen zum Begriff „Forschtgiener“. Die hochdeutsche Buchstabenkombination -rt- erscheint im Deferegger Dialektraum als -rscht- und gilt somit neben den lang gesprochenen Vokalen, die etwa im Matreier Dialekt als Diphthonge erscheinen, als eines der Dialektkennzeichen schlechthin. Ein weiteres, dialekttypisches Merkmal des Defereggentals ist eben der lange Vokal, der hier im Text jeweils als Doppelvokal realisiert ist.

Als eine weitere Forschtgienerin eines Tages nach einer langen Reise aus dem Ausland nach Huben, den Ort am Schnittpunkt des Iseltales und des Defereggentales, kommt, will sie mit ihren Kenntnissen des Hochdeutschen bei einem alten Deferegger Eindruck machen und fragt ihn: „Können Sie mir bitte sagen, wie ich von da ins Defereggental komme?“ Trotz ihrer hochsprachlichen Attitüde hatte sie der Bauer als Defereggerin erkannt und antwortete:

„Be den Loche wo du außafunn hosch, wääsche woll a wieda eihinfinn.“ (DHK)

Das ständige Ringen mit den unbändigen Kräften der Natur in Hochgebirgslagen, die sich daraus zwangsweise ergebende häufige Konfrontation mit Not und Tod und die tiefe Gläubigkeit früherer Generationen der Osttiroler Talschaften ergeben in manchen Beispielen humorvoller Bewältigung des Lebens eine sehr feinsinnige Mischung aus ironischer Distanz und lebenskluger Akzeptanz des Unvermeidbaren.

Da olte Ranacha af Gseiblis untn, Franz hotta gehoaßn, hot a weh asou den Brauch gehop, noch aniedn Wöate <hä> ze sogn.

Nocha isch amol da jingische Büe gschtorbm und noch da Begreibmisse ischa bin Freidhoufgattalin außa afn Kirchplotz. Sebm hottn a niada is Beileid ausgedruckt und ea dazüe: „Oh, oanaseits bin i goar it asou loadik, dass a gschtorbm isch, hä, isch a weh a schiens Bieblbe geweisn, hä, wua decht hocht viakemm sein va seggste Gebout, hä.“ (MT)

Betrachtet man die Fülle an Beispielen humorvollen Umgangs mit Fragen und Situationen den Glauben und die Kirche als Institution betreffend, wovon manche recht derb und oft scheinbar blasphemisch erscheinen, so kann man ermes sen, welch bedeutende, gleichsam alle Lebens- und Erfahrungsbereiche durchdringende Kraft und Macht in früheren Zeiten von diesen beiden Wirkungsfeldern ausging. Das folgende Beispiel bezieht sich auf das früher so beliebte „Wollfoatngien“. Weder mangelte es an Wallfahrtskirchen noch an Gründen, zu diesen Stätten der Bitte und Danksagung zu pilgern.

Ein Pustertaler Bauer bemerkt zu einigen jungen Wallfahrern, unter ihnen seine Töchter, die deutliche Waldbodenspuren ganz und gar unheiliger Natur auf ihrer Kleidung tragen:

„Wia schaut denn eis aus“, frogt da Baua seine zwie Techta und a poa Mander, die grad vo da Wollfoat hame kemment. Schnelle hantse fort, oune vos ze sogn. Da Baua sinniat weita und sogt zu se selba: „Do gient se Wollfoatn, und noha kemment se hame, de Greetl volla Plisse.“ (MT)

Die Pointe des nächsten Geschehens hören wir aus Kindermund und es mag erstaunen, dass der geradezu entwaffnende Bezug zu einer sehr bekannten Bibelstelle, dem Gang Jesu über den See Genezareth, nicht eine entsprechende Reaktion von Seiten des Dechint nach sich zog. In diesem Text blickt wohl auch schon ein wenig von dem humorvollen Sinn und dieser Lebensklugheit durch, die Reimmichl dem Osttiroler zuschreibt. Dieses Beispiel stammt aus einer ebenfalls mündlich tradierten Sammlung von lustigen Geschichten, die unter dem Begriff „Mottiga Witze“ zusammengefasst werden.

Wie da Jella nou Dechint isch geweisn af Mottre, isch holt amol Easchkumminiun geweisn. In Weißn Sunntige hent de Easchkumminikantn in da Volksschüeln ungetreitn und homp se schun gfreidit afs mitnonda in de Kirhe Ihnzoichn.

Da Jella isch gonz a Ganaua geweisn und hot, weil ma zi seina Zeit nou strengs Ess- und Trinkvabout gehop hot vöan Kumminiungien, de Kinda gfrogg: „Seid is woll olle gonz niacht oda hot eppa decht oans eppis gessn oda getrunkn?“ „Na, na“, homp d Kinda geompöachtit, „freile homma nix gessn oda getrunkn, mia seim olle stockniacht.“

Lei da Pfonnholz-Peata, a vaschmitzts Zeidlabie-

ble, hot a weh asou umhagedruckt, was da Dechint gschwint gewoang hot. „Jo, Peata,“ sogg da Jella, „du willsch eppa it recht außa mit da Sprochn, du bisch eppa it niacht.“ „Na, gonz it“, sogg's Bieble, „i hun eppis gessn, oba lei a poa Leffle Brennsuppm, weil i ma gedenkt hun, wenn da Herrgott iban See Genezareth driebakemm isch, nocha wat a woll iba dei poa Leffle Brennsuppm a driebakemm.“ (MT)

Noch ein Beispiel aus Kindermund, und diesmal eines aus Virgen.

A poa Fratzlan posseln mit a nossn Earn und pitschn Mandlan. Da Pfoara will wissen, was de Bübm do tient. Mandlan tetn se mochn. Und wia er wissen will, ob an Pfoara a, moant da Bü: „Zan sell hama ze weank Dreck!“

Es gibt allerdings auch jene Osttiroler Gläubigen, die in einer Art bäuerlichem De profundis ihre Frustration und ihre Wut gen Himmel schreien. Dass eine Bäuerin mit Leib und Seele, wie die Damisn Mariedl eine war, ihr schönes Heu nicht gern verregnen ließ, ist wohl leicht verständlich, und dass sie im zweiten Versuch, dem Herrgott ihre Meinung zu sagen, schon etwas weniger heftig in der Wort- und Bildwahl reagiert, dafür aber eine Prise mehr Sarkasmus hineinbringt, ist vermutlich wieder dem Umstand zuzuschreiben, dass diese witzige Grantlerei doch im Grunde genommen harmlos und die Person, die sich dazu hinreißen lässt, dem Herrgott wesentlich mehr Dank und Demut entgegenbringt als ein Mensch von heute, der Gott bestenfalls einen guten Mann sein lässt und Glauben einseitig lediglich als Nichtwissen auslegt.

Wiar amol untan Haiigen a Hööchwetta isch aufgezougn und is Hai platschnoss isch geweiss hot die Mariedl wol a nemma onderscht gekinnt ols ze schreii: „Drei deina beschn Eng'l solltn da hin wearn!“

Annonda Mol hot sie's nocha woll a wie billiga geibm und gemoont: „Sou longe isch da boschete Keal schun oubm, dass er Wetta a koons mea damocht.“ (DHK)

Dass ein Mensch trotz lebenslanger religiöser Gesinnung, frommer Gottverehrung und täglichen Gebets im Angesicht des Todes Zweifel am Danach hat, soll schon häufig vorgekommen sein. Dass diese Zweifel in einen letzten verschmitzten Kommentar verpackt werden, ist aber entsprechend der Osttiroler Tradition im Umgang mit Glaube und Tod dann doch keine wirk-

liche Überraschung. Zwei kurze Episoden sollen dies verdeutlichen.

Isch amol a Beirin in Deifreggn zin Sterbm geweiss. Wia da Pfoara mit'n Jenseits unfong, untabricht sin und moont: „Lochn taat i decht, wenn i ibihin kam – und is wa goor nicht!“ (DHK)

Der Sohn eines Bergbauern aus Bichl bei Matrei, der schon seit Jahren im Ausland lebt, wird vom Tod seines Vaters unterrichtet. Den eher trockenen Kommentar verpackt er in eine wiederum für die Situation nicht untypische Frage

„Jo wie hotta denn selle darichtet?“ (MT)

Welch unerwartet irdischen Nöte einen witzigen Mottiga auf dem Weg in den Himmel plagen können und wie sehr noch die diesseitigen Erfahrungen in der Pointe eine Rolle spielen, zeigt das letzte Beispiel dieses Abschnitts. Noch einmal erinnert uns dieser Text an die durchaus respektlos-derbe Ausdrucksweise, die vordergründig so gar nicht zum Anlass passen will. In den Kanon dieser humorvoll-launigen Anekdoten und Gschichtln reiht sich diese Abschlusszene sehr wohl harmonisch ein. Auch der Hauch des hyperbolisch-übertriebenen Erzählens, der ein Kennzeichen der oben bereits erwähnten Mottiga Witze ist, wird hier spürbar. Dieses Beispiel stammt vom Matreier Siegfried Trost.

Do isch amol oana zin Petrus kemm - soll holt a witziga Mottiga geweiss sein – und hiet holt souvl a bloachis Gsicht gemocht. Oft sogit da Petrus: „Jo wos ischen, Veit?“ „Jo, Taifl,“ hieta gsogg, wenne sou wilde scheißik bin. Jo Petrus, wo gange denn do hin, bevöre in Himml eihinkimm. „Oh,“ hieta gsogg, „Geh lei do außn, do vöa isch a soa Welkle, außa den Welklin hucksche nieda, und nocha kimmsche wieda.“

Oft ischa woll außn. Gallig kimpa, de Housn in Händn. Sogita zin Petrus: „Jo Taifl, wos isch denn hetz lous, hetz leitn of oamol olle Gloggn?“ „Och,“ sogit da Petrus, do hosche holt öhen afs heilige Lond Tiroul getroffn, sebm leitn se weign aniedn Scheißdrecke.“ (MT)

Auch diese brenzlige Situation hat sich also lösen lassen, wenn auch unter pointierter Mithilfe vom Heiligen Petrus höchstpersönlich.

Von wesentlich weise-sanfterer Natur ist der nächste Ratschlag, den die äußerst fromme Lagermutter Elisabeth Berger ihrem Enkel nach der Messe am Palmsonntag gab, als dieser aus kindlichem Übermut mit dem Palmbesen, einem Schmuckstück auch des Osttiroler Palmsonntagsbrauches, die Stadelbrücke kehrte. Nicht verurteilender Groll spricht aus ihrer Reaktion, son-

dern eine feine Art des Humors, an dem auch der Pfarrer von Tirol seine Freude gehabt hätte.

„*Jo Andale, hea lei auf hetz, mit den Beisne mische woll innara ondan Welt keagn.*“ (MT)

Das Alter und die alten Zeiten machten derlei liebevolle Zurechtweisung auch außerhalb sakraler Bereiche selbstverständlich.

Vor der Kirche als Institution und Hort aller Gläubigen macht die Entwicklung moderner Prägung ebenso wenig Halt wie vor allem Weltlichen. Halbleere Kirchen während der Sonntagsmesse sind heute eher die Regel denn die Ausnahme und so ist es kaum verwunderlich, dass ein Villgraterbub, von der Mutter gefragt

„*Heint wersch die Kirche wo ganz volle giwedn sein?*“

schlagfertig mit einer sehr weltlichen Metapher antwortet:

„*Na, hörschtikla bodubidöckt.*“

Die Landwirtschaft hat, wie überall auf der Welt, mit aller möglichen Unbill zu kämpfen. Handelt es sich um Schädlinge, so kann man sie bei entsprechend dichtem und langfristigem Auftreten durchaus als Landplagen bezeichnen. Bereits in der Bibel ist von derlei Insektenüberfällen die Rede, die oft auch in Zusammenhang mit dem Wirken Gottes gebracht werden. Einen ganz anderen, eben viel profaneren Zusammenhang zwischen Glauben und Ungeziefer, hat das Deferegger Original Benjamin entdeckt.

„*Wie frieha jed's zweite Joor de Büßpreidiga ins Deifreggn kemm hent, is wieda amol sou weit. Drau moont da Benjamin: „Jed's Joor an ondere Londplog, `s oone Joor de Büßpreidiga, `s ondere Joor de Kobiswürme!“*“ (DK2)

Auch das Beten um gutes Wetter, oder auch Bräuche wie Feldprozessionen zu Ehren des entsprechenden Heiligen, Erntedankfeste und ähnliche Bitt- und Dankriten, die mehrheitlich heidnischen Ursprungs sind, waren und sind zum Teil in den Osttiroler Weilern noch fester Bestandteil des bäuerlich-christlichen Jahreslaufs. Dass Gott kein Bazarhändler ist, der alles zu einem bestimmten Preis feilbietet und das Gebet und die Bräuche keine Automaten sind, die nach dem Input den entsprechenden Output liefern, ist ja bekannt. Dass derlei betendes Bemühen um gutes Wetter allerdings dermaßen danebengeht wie in den nächsten beiden Beispielen, entbehrt nicht

der dazu gehörenden humorvollen Note.

„*In Joore 1936 is geweisn. Do hent de Defreggere ins Gsies noch St. Magdalena um Reign betn gong. Afen Hoomweige oubm afn Joche hots af oomol zin schneibm ungfong.*“

„*Wie da Woscht des siecht und den Schnee spiarscht fong er un zi betn: „ St. Magdeline, recht versteh, mir betn um Reign, it um Schnee!“*“ (DK2)

„*Desmol isch `s Joggele in Langes ins Gsies um Reign betn gong. Oba wie da Summa kemm isch, hots nimma augihearscht zi reign.*“

„*Do schimpft obar `s Joggele: „ I gang nimma um Reign betn, und wenn de Zaunsteckne raachetn.“*“ (DK2)

Demütiger, bescheidener und durchaus philosophischer angesichts schicksalhafter Ereignisse gibt man sich aber im Villgratental, aus dem die folgenden drei Sprüche stammen. An dieser Stelle sei angemerkt, dass die beiden neuhochdeutschen Begriffe Humor und Witz, die allzu oft unkritisch gleichgesetzt werden, dort einen Berührungspunkt haben, wo Witz synonym zu Verstand, Weisheit und Klugheit - heute noch im englischen Wort "wit" enthalten-, verstanden wird.

„*Selber tien, selber hobn, giduldig leidn und koame klogn.*“

„*S'Radl geht ummer und aniede Felge kimp oamol in Dreck.*“

„*Mehr tuet man derwortn als wie derlafn.*“

Lebensweisheiten dieser Art sind also nur scheinbar ein Widerspruch zum Spaßigen im Humor; beiderlei auch Grundcharakteristika bei unserem Auftaktgeber Reimmichl.

Tradition und Moderne

Ein ständiger, rasanter Wandel in allen Lebensbereichen ist charakteristisch für die heutige Moderne, und Tradition ist häufig etwas, das diesem Schwindel erregenden Tempo des immer nach Neuem strebenden Zeitalters im Wege zu stehen scheint. Dabei ist ein interessantes Paradoxon zu bemerken, das trotz breiter Bildung und einer noch nie da gewesenen, schnell zugänglichen In-

formationsfülle auch die jüngere Generation betrifft: Immer weniger verstehen wir, können wir verstehen, wie technische Neuerungen zustande kommen, geschweige denn, wie sie funktionieren.

Wenn das nach wie vor für unsere postmoderne, weltoffene, hypermobile Informationsära gilt, um wie viel augenscheinlicher muss dies wohl für die Osttiroler Bevölkerung vergangener Zeiten gegolten haben, als der Bezirk Lienz Richtung Norden und Westen quasi eine Sackgasse war.

Dies hat sich inzwischen natürlich grundlegend geändert. Die Felbertauernstraße als Nord-Südverbindung hat nicht nur seit mehr als dreißig Jahren den Fremdenverkehr für viele zur Haupteinnahmequelle gemacht. Viele junge Osttiroler haben diese Verkehrsverbindung nicht zuletzt auch als Mobilitätsanstöß erlebt.

Werfen wir aber einen Blick zurück in jene Zeit, in der etwa der Pflug noch vom Pferd gezogen werden musste und wo Bildung für die Mehrheit der Osttiroler darin bestand, gerade lesen und schreiben gelernt zu haben. Radios waren eine Seltenheit.

A olte Deifreggerin hiet amol aus an Preisgrant a Radio bstellt. Wies kemm isch hott sis woll ungesteckt und gedenkt, hetz watz nocha woll spieln. Dass si miss an Senda süüchn hotts si nit gewisst. Si hott woll a wie gewoschtet und wie sis holt it dawoschtet, hott si gemoont: „Au' misen's se woll sein, weil 's Liecht brinnt!“ (DHK) Nicht immer sind es Maschinen, neue Technologien, revolutionäre Neuerungen, die einen Osttiroler vor ein Rätsel stellen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Mobilität bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nur in sehr eingeschränktem Ausmaß gegeben war, zumal nicht nur einzelne Höfe und Weiler, sondern ganze Ortschaften nur sehr mühsam verlassen und wieder erreicht werden konnten. Dies stellte naturgemäß besonders die älteren Bewohner dieser Regionen und Talschaften vor die Tatsache, dass ein Leben lang Hof und Besitz jener Ort bleiben müssen, wo sie geboren wurden und auch sterben würden. Wenn es einem alten Kalser dann doch einmal gelingt, in die Bezirkshauptstadt Lienz zu gelangen, kann ein simpler Spiegel für entsprechende Überraschung sorgen. Diesmal präsentiert sich diese kleine Geschichte wieder in Gedichtform. Das Beispiel stammt vom Matreier Franz Steiner.

DA SPIEEGL

*A Kolza kimp ins Lienza Stadtle
Und siecht inran Auslogn an Spieegl hong.
A so eppis hott a woll nou niee gseechn,*

*Do stett a holt und sinnt und strupplt:
„A Maltl, wose eppes riaht?“
Afoamol ischn a Liachtle aufgong.
Afoamol moanta hetz hott as kapiat.*

*„A Fenschtale is und a Gsicht schaug außa;
wea oba mecht denn dos Mannle sein?
Koolsa is koana, die kenn i oole,
dos müeß decht gewiiß a Mootiga sein!“*

Interessant ist hier, wie Franz Steiner im vokalischen Bereich, der ja im Regelfall den phonetischen Unterschied zwischen den Dialektausprägungen eines Tales, oder sogar eines Ortes markiert, sehr genau zwischen der Matreier und der Kalser Mundart in den Wörtern „Kolsa/Koolza“, Mottiga/“Mootiga“ und olle/“oole“ unterscheidet.

Es ist kaum verwunderlich, dass in jenen Bereichen des bäuerlichen Lebens, in denen die harte physische Arbeit für den Broterwerb das Leben von Jung und Alt prägte, die Älteren tendenziell skeptisch gegenüber der maschinellen Invasion, die Jüngeren dagegen bemüht um den Erwerb z.B. motorisierter Arbeitsgeräte waren.

Heuwendemaschinen waren in den Sechzigerjahren der letzte Schrei automatisierter bäuerlicher Gerätschaften. Der Moserbauer konnte sich aufgrund seiner damals prekären finanziellen Lage noch keine solche Hilfe leisten.

Erst in den Siebzigern kam es deshalb zu folgender Begebenheit und zum entsprechenden Ausruf der Moser Kattl, der damaligen Altbäuerin. Ihr Sohn, der Jungbauer, war in der Wohlgemuthsalm im Matreier Tauerntal mit dem Heuwenden beschäftigt, und da der Boden in dieser Gebirgslage alles andere als eben, sondern mit vielen kleinen Noppen und Hügeln versehen war, rissen die Gabeln der Maschine allerhand Rasenstücke, Erdklumpen und Steine mit und schleuderten sie gemeinsam mit dem Heu seitwärts. Die Kattl, in einer Mischung aus Zorn und Resignation, meinte lautstark:

„Fockn hent se de Maschin', Fockn!“ (MT)
Die moderne Maschine als den traditionsbewuss-

ten Osttiroler überforderndes Phänomen gibt es aber nicht nur in seiner ureigensten Umgebung, in der Landwirtschaft, wie ein Villgrater, der ins Pustertal hinauskommt und einen Zug vorbeiratern sieht, beweist, als er feststellt:

„*Kindlan tuet fest betn, da Teifl isch mit an Dörflan vorbeigifohrn!*“ (MT)

Dass nicht oder kaum vorhandene Mobilität den Blick auf Anderes, Neues, noch nicht Erlebtes und Gekanntes ganz ordentlich verstellen kann, haben wir schon beim alten Kalser vor dem Lienzer Auslagenspiegel erlebt. Seinem weiblichen Pendant wurde bei ihrem ersten Besuch in Matrei fein geschnittener grüner Salat zum Mittagessen vorgesetzt. Als sie am Abend wieder im Kreise ihrer Familie beim Esstisch saß, erinnerte sie sich wieder an diese unerhörte Neuigkeit aus Matrei und warnte ihre Lieben mit folgenden Worten:

„*Kinda tiets beitn, in Mootre tiense schun Groos eißn!*“ (MT)

Dass derlei Reaktionen nach ähnlichen Erlebnissen nicht auf eine Talschaft beschränkt bleiben und oft deutliche inhaltliche wie sprachlichstrukturelle Parallelen entdeckbar sind, wird in dem nächsten Ausspruch eines Villgraters, der nach Sillian geht, deutlich. Nachdem sein Einkauf länger als geplant gedauert hat, stärkt er sich in einem Gasthaus mit Knödeln und Kraut. Auch er beobachtet nun Ungehöriges, noch nie zuvor Gesehenes: Gäste, die an den Nebentischen Salat essen. Heimgekehrt, zieht er sich sofort schweigend auf die Ofenbank zurück und antwortet zögerlich, aber doch erleichtert, nachdem sein eigenartiges Verhalten seine Familie veranlasst hat, ihn um eine Erklärung zu fragen:

„*Kinda tuet fest betn, zi Lande essnt sie schoun's bloiße Gras!*“

Hyperbolische Darstellungen banaler Situationen zum Zweck der eigenen Profilierung, zum Zweck der Übertrumpfung eines Gesprächspartners, sind oft durchaus humorvoller und nicht verächtlich-destruktiver Natur. Auch das kleine Wortspiel zur Zweideutigkeit des deutschen Wortes Welle unterstreicht diese harmlose Übertreibung. Sie stammt vom Matreier Gonn Touris, einer Art Münchhausen, der nach jahrzehntelangem Amerikaaufenthalt die superlativen Vorzüge der Neuen Welt preist. Das klingt dann so:

„*Och, de Radio do bin uns hent olls nix geeign dei in Amerika. Sebm homp die Welln lei oubm bin Radio a sou außageplatscht.*“ (MT)

Unsere humoristisch-vergnügeliche Reise durch den Bezirk Lienz geht mit dieser Aufschneiderei Gonn Touris'scher Natur zu Ende. Wenn sie dem Leser die Vielfältigkeit des hiesigen bäuerlichen Humors, die schlaue und oft stoische Lebensbewältigung des Osttirolers früherer Zeiten, und einen kleinen Einblick in die Besonderheit des Menschenschlages dieser Tiroler Region zu vermitteln vermochte, dann hat sie die von ihrem auktorialen Reiseführer angestrebte Intention erfüllt.

Quellennachweis

Bild: Portrait des Sebastian Rieger, „Reimnichel“, (Radierung von Franz Schunbach 1933), Deferegger Heimatkalender 20

Texte: Lyrik

Da Spieegl, aus: Franz Steiner: Mundartliche Reimereien aus Osttirol, (Manuskript), S.17

Prosa

a) *Hella Degischer, Ottilie Stemberger: G'schichtlen, Gedichtlen und Bildlen aus'n Defereggen, Deferegger Kostbarkeiten, Foge 2 (DK2)*

b) *Deferegger Heimatkalender 2000 und 2001 (DHK)*

c) *Ein Großteil der Beiträge ist mündlich tradiert und wurde mehrheitlich im Rahmen der Recherche für eine Hausarbeit aus Deutsch an der Universität Wien erstmals gesammelt und in der Reihe Mitteilungen der Mundartfreunde Österreichs veröffentlicht (Brugger, Thaddäus: Die Mundartdichtung in Osttirol, Beiträge zur österreichischen Literaturgeschichte, Mitteilungen der Mundartfreunde Österreichs, 38. Jahrgang 1984, Folge 1-4)*

Getreide und Brot

Heinz Kröll

Der Siedlungsraum des heutigen Osttirols umfasst im Großen und Ganzen jenes Gebiet Tirols, das südlich des Alpenkamms liegt, aber nach Osten zur Drau hin entwässert wird. In dieser Tatsache liegt der Umstand begründet, dass dieser Landesteil, anders als Nord- oder das heutige Südtirol, in seiner Besiedlung auch Einflüssen aus dem Osten durch das Drautal aufwärts ausgesetzt war. Die keltische Bevölkerung der Region – die Brandgräber von Welzelach im Virgental geben ein beredtes Zeugnis davon – wurde hier nicht nur von Norden und Westen durch die bajuwarische Landnahme überlagert, sondern im Zuge der Völkerwanderung zeitweilig auch durch die, den westwärts ziehenden Langobarden folgenden, slawischen Stämme. Neben den Relikten in der Mundart und vielen topografischen Bezeichnungen, zeigt sich der slawische Einfluss vereinzelt noch im Hausbau, d.h. der

Anordnung der Räume, vor allem der Küche – und der Art und Weise, auf welche Brot gebacken wurde. Erstaunlicherweise haben diese Einflüsse Jahrhunderte überdauert, obgleich der slawische Zuzug spätestens im neunten Jahrhundert zum Erliegen kam. Ebenso zum slawischen Einfluss gehört die das Landschaftsbild in besonderer Weise prägende Einrichtung der Harpfe.

Die Harpfe

Es sind hohe Holzkonstruktionen, auf denen Gras, Klee, Getreidegarben und Mais getrocknet wurden. Überdurchschnittlicher Regen im Sommer zwang eben zu besonderen Trocknungsmethoden. Verbreitungsgebiete der Harpfe sind Krain, Kärnten und Osttirol. Ihre Westgrenze liegt im Pustertal zwischen Niederdorf und Welsberg. Die veränderte Art der Bewirtschaftung hat dazu geführt, dass die Harpfen als Trocknungsgestelle kaum mehr verwendet werden und neue nicht mehr errichtet werden. Sie werden ersetzt durch Schwedenreiter, Schöber, Ballen oder Silolagerung. Aber besonders das Ende des Getreideanbaus hat auch zum Ende ihrer Nutzung geführt. Dennoch sind noch wenige Harpfen als Zeichen in der Landschaft erhalten geblieben. Es gibt eintorige und mehrtorige Harpfsäulen und Harpfstangen, mit oder ohne Dach. Bei größeren Höfen sieht man auch Hausharpfen (Doppelharpfen), das sind Anlagen, bei denen zwei parallel errichtete Harpfen mit einem gemeinsamen Dach verbunden sind, einem luftigen Käfig gleich. Sie umschließen einen Raum, in dem landwirtschaftliches Gerät, Fahrzeuge, Werkzeuge und Erntegut untergebracht werden.



*Folgende Seite links oben: Heinz Kröll, Filzstift.
Hof Inner - Stemmering, St. Veith i. D. Zwischen Wohngebäude
und Stall steht der Backofen.*

Links: Süßbert Lobisser, Holzschnitt.



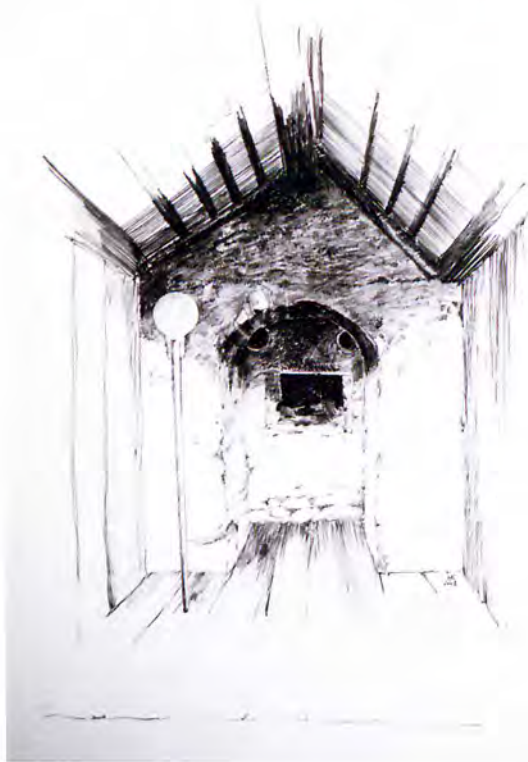
Rauchküche und Rauchstube

Die *Rachkuchl*, die Rauchküche mit offenem Herd, ist gewöhnlicher Weise durch die *Laawe/Laabe*, dem Mittelflur des Hauses, von der gegenüberliegenden Stube, dem Wohnraum, getrennt. Die Rauchstube hingegen ist Küche und Wohnraum zugleich, ja es kann in diesem Raum auch geschlafen werden. Sie ist der Hauptwohnraum des Hauses mit einer Doppelfeuerstätte zum Kochen und zum Backen, allenfalls mit einer eigenen Feuerstelle zum Wassersieden, Käsen, etc. Der Raum enthält einen Essplatz und oft einen Platz zum Schlafen. Diese Form der Rauchstube war vor allem in Kärnten und der Steiermark sowie in Teilen Salzburgs üblich, im Westen Österreichs hingegen trifft man die Hausform mit einer Rauchküche und einer davon getrennten beheizbaren Stube, die dadurch einen höheren Wohnkomfort aufweist, zumal der Stubenofen vom Flur aus beheizt wird und die Stube dadurch rauchfrei bleibt. Außerdem besitzt der Stubenofen im Flur meistens einen echten, gemauerten Rauchfang, der den Rauch direkt über das Dach leitet. Rauchküche und auch Rauchstube haben hingegen die Eigenheit, dass der Rauch vom offenen Herd zur Zimmerdecke aufsteigt und dort durch eine Luke, der *Rachline*, über der Eingangstüre in den Flur, oder aber

durch einen der Feuerstelle gegenüberliegenden hölzernen Kamin, dem *Rachgang*, über das Dach abzieht. In beiden Fällen schützt eine *Fojahüt*, ein sehr flacher Kegel aus Eisen, einem großen Deckel ähnlich, die Balken und Bohlen der Decke vor Funkenflug.

Das Aufeinandertreffen der beiden Hausformen, der westlichen bajuwarischen mit der Rauchküche und der östlichen slawischen mit der Rauchstube, fand im Lienzer Becken und in der Iselregion statt und ist ein Spiegelbild der Besiedlungsgeschichte dieser Region. Einer der bemerkenswertesten Unterschiede ist die Art, auf welche in diesen beiden Hausformen Brot gebacken wird:

Wer kennt ihn nicht, den Backofen, in den Hänsel und Gretl die alte Hexe stießen? Er ist das klassische Beispiel für den neben dem Haus, von diesem getrennt stehenden Backofen, aus Steinen gemauert, mannshoch, mit einem tonnengewölbten Backraum, der mit einer kleinen Eisentüre zu verschließen ist, meist weiß getüncht und mit einem Dach versehen. Über den Schindeln dieses Daches ragt ein kleiner Schornstein empor und der Rauch daraus, so wie der würzige Geruch, ist ein untrügliches Zeichen, dass es frisches Brot gebacken wird. Diese Backöfen stehen gewöhnlich in unmittelbarer Nähe zum Wohnhaus. Der Platz vor dem Ofenloch ist durch das



Heinz Kröll, Filzstift, Blick vom Vorraum zum Ofenloch.

vorragende Dach geschützt, so der Ofen nicht einen eigenen kleinen Vorraum aus Brettern besitzt. Das Ofenloch befindet sich in Arbeitshöhe und wird mit einer herausnehmbaren Tür, dem *Luck*, verschlossen.

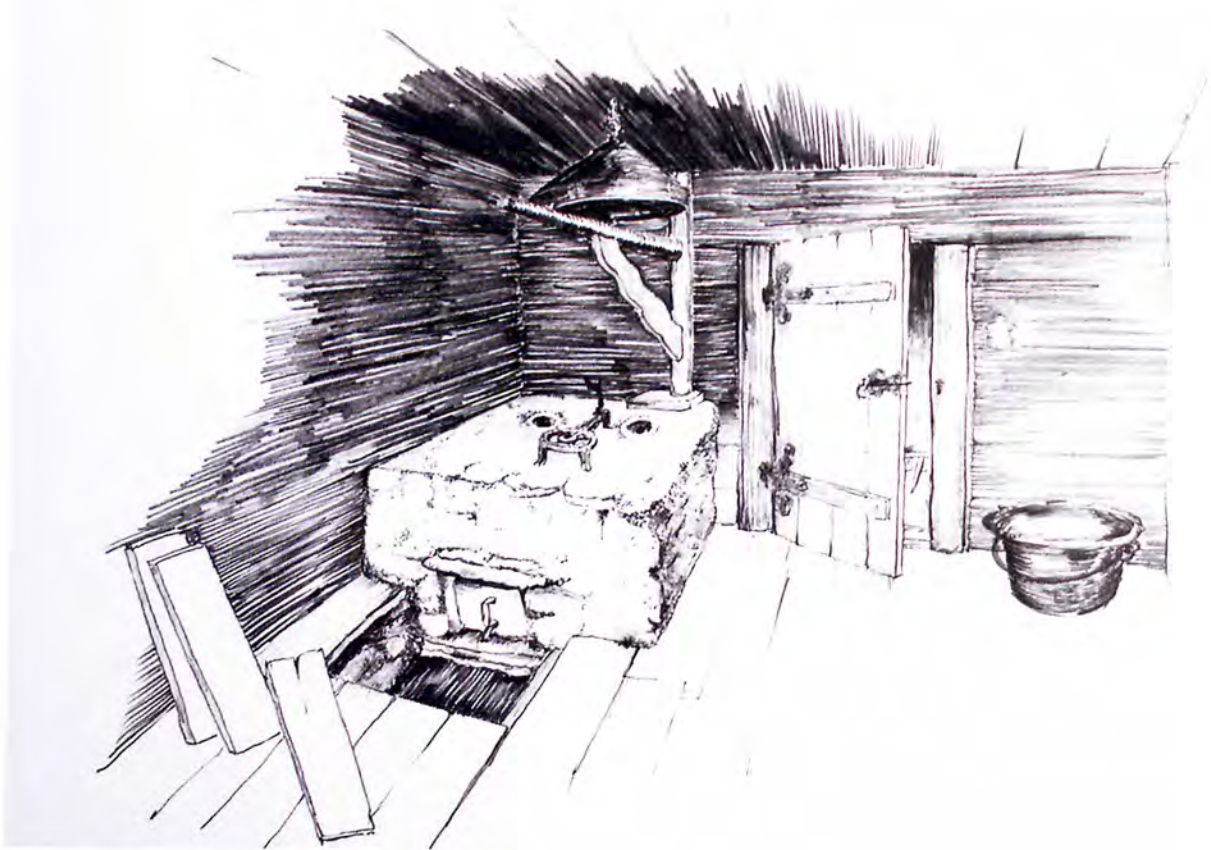
Davor, über dem Ofenloch, befindet sich der gemauerte Rauchfang. Der Ofen wird mit großen Scheiten durch das Ofenloch beheizt, der Rauch entweicht durch dieses, oder durch zwei verschließbare Löcher oberhalb desselben in den Rauchfang. Sobald das Feuer heruntergebrannt ist, wird die Glut an die Ränder des Backraums geschoben, die Asche mit der *Ofenkrucke* herausgeholt und der Boden mit einem feuchten Tuch, einer *Huder*, sauber gewischt. Jetzt wird der Teig in der Form der künftigen Laibe mit dem *Oufinschißla* (einer runden flachen Holzscheibe an einem langen Holzstiel) in den Ofen geschoben und das Türl für den Backvorgang geschlossen. Ist dieser beendet, werden die fertigen Brote mit demselben *Schißla* wieder aus dem Ofen herausgeholt. Die meisten dieser Backöfen sind im Lauf der Zeit in Osttirol verschwunden; da kaum noch Getreide angebaut wird, überließ man das Backen den Bäckern.

Wer heute, oder heute wieder, dennoch sein Brot selbst bäckt, benutzt dazu meistens einen modernen Elektroofen.

Aus dieser Form des Backofens entwickelte sich der Stubenofen, unverzichtbar in Tiroler Stuben. Er ist von einer Ofenbank und dem Gestell mit Liegebrettern über der Wölbung, dem *Ofenschalle*, umgeben, auch heute noch Inbegriff bäuerlicher Wohnlichkeit.

In der Küche, der Rauchküche mit offenem Herd, ist es mit der Gemütlichkeit vorbei, denn hier kann der Rauch in den Augen und der Lunge ganz schön stechen! Der Herd steht in der Küchenecke. Er ist entweder ganz gemauert, kniehoch, oder als *Gruttenherd* etwas gegen die Raummitte versetzt, in einem kräftigen Holzgestell mit Steinen gefüllt. An den zwei Wandseiten ist Platz für eine Bank. Ein eiserner Dreifuß für die Pfanne und ebenso dreibeinige Kessel ermöglichen das Kochen über dem offenen Feuer. Nächst dem erwähnten Feuerhut gegen die Funken befindet sich ein galgenartiges Gestell, die *Reihale*. An ihr ist der Kupferkessel zum Wassersieden und vor allem zum Käsen befestigt und kann über das Feuer oder von ihm weg geschwenkt werden.

Doch nun das wichtigste Merkmal, der bedeutendste Unterschied zwischen der westösterreichischen und der slawischen Form des Backens. Geschieht dies im ersten Fall im Backofen neben dem Wohnhaus, ist im östlich beeinflussten Haus



Heinz Kröll, Graphitstift, offener Herd in St. Jakob in Deferegggen

der Backofen unter dem offenen Herd in der Küche zu finden. Im offenen Herd verborgen befindet sich der Backraum, ebenfalls ein steinernes Tonnengewölbe, zu dessen Ofenloch man gelangt, wenn man aus dem Küchenboden vor dem Herd dafür vorgesehene Bodenbretter herausnimmt und in die sogenannte *Heaschtgrüwe*, Herdgrube, hinuntersteigt. Der Rauch des Feuers in diesem Backofen entweicht durch zwei Löcher in die Küche. Durch die tiefe Lage des Ofenlochs ist das Befüllen des Ofens mühsamer als in der westlichen Variante. Im heutigen Osttirol fand sich diese Variante des Backofens hauptsächlich im Rauchstubentypus, also jener Hausform, die über keine Wohnstube verfügte. Im hinteren Defereggental haben sich beide Formen erhalten, wenngleich sie zum Teil auch nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form gebraucht werden.

Beim Hof Inner-Stemmering in der Gemeinde St. Veit in Deferegggen steht der Backofen zwischen dem Wohnhaus und dem Futterhaus (Stall und Scheune) des Hofes. Der bergseitig gelegene Teil ist der gemauerte Ofen selbst, vorne der kleine Vorraum aus Brettern, beides überdacht und mit einem Rauchfang versehen.

Im Vorraum zum gemauerten Ofen sieht man das Ofenloch, die Rauchlöcher und die Wölbung,

hinter der sich der Rauchabzug verbirgt. Links davon lehnt der *Oufinschißla*. Im Jahr 2003 fiel der Backofen dem Straßenbau zum Opfer.

Die obige Abbildung zeigt den offenen Herd mit der Herdgrube des Hauses Jaggler in *Gejese*, Jesach, in der Gemeinde St. Jakob in Deferegggen. Es handelt sich voraussichtlich um den westlichsten Vertreter dieses Typus und nur einem glücklichen Umstand ist es zu verdanken, dass die Küche in der ursprünglichen Form erhalten blieb. Das Haus ist ein Doppelhaus mit komplizierten Besitzverhältnissen, war doch die östliche Haushälfte von drei Parteien bewohnt und die westliche, in der sich diese Küche befindet, von zwei. Beide dieser Parteien verfügten über eine eigene Küche, eine Rauchküche. Eine der Parteien auch über eine Kachelstube, d. h. eine Stube mit einem Stubenofen. Als in späterer Folge beide Wohneinheiten der westlichen Haushälfte unter ein und denselben Besitzer kamen, modernisierte er eine der beiden Küchen, er ersetzte den offenen Herd durch einen Sparherd, wie es vor dem ersten Weltkrieg allgemein üblich wurde, und beließ die andere Küche samt seinem altertümlichen offenen Herd und verwendete den Raum als Selchkammer, ein für Küchen mit offenem Herd übliche Gepflogenheit. Mehr und mehr wurde der Raum auch als Speisekammer,

dann als Abstellkammer und zuletzt als Rumpelkammer genutzt. Bergseitig gelegen mit zwei kleinen Fenstern direkt in den davor liegenden Hang schauend, rußgeschwärzt, ohne elektrische Beleuchtung, führte der Raum im wahrsten Sinne des Wortes ein Schattendasein. Als ich mich vor Jahren für den offenen Herd interessierte, da ich ihn fotografieren wollte, begann ich den Raum zu entrümpeln.

Die freundliche Besitzerin gab ihre Einwilligung. Offene Herde kannte ich bis dato nur mehr von den Almhütten, wo auch heute noch viele in Gebrauch stehen. Doch meine Überraschung war grenzenlos, als ich vor dem Herd die lockeren Bretter im Boden entdeckte, die, herausgenommen, den Blick in die Herdgrube und zum Backofen freigaben. So trafen hier unter einem Dach die beiden Formen des Brotbackens zusammen. Diejenige, die die bajuwarisch-germanischen Siedler mitbrachten, und jene, die die Slawen bei ihrer Westwanderung im heutigen Osttirol heimisch machten. War die Welle slawischer Siedler auch nur von kurzer Dauer, das Nebeneinanderliegen beider Kulturformen zeugt jedenfalls von friedlicher Koexistenz.

Unten: E. Beischläger. Öl auf Leinwand, 1934. Der Weiler Jesach in St. Jakob in Deferegggen mit dem Doppelhaus Jaggler - Matzen in der Bildmitte.



Innervillgraten - Heimat zwischen Tradition und Vision

von Wilfried Schwedler

Recht verschlafen wirkt das Dorf, auch in der sommerlichen Hochsaison. Kaum ein Mensch ist zu sehen, nur etliche Katzen streifen träge um Zäune, sonnen sich auf Holzschupfen. Gasthöfe gibt es zwar in Innervillgraten, auch zwei Kaufläden und natürlich die Raiffeisenbank. Doch die Feriengäste wandern halt tagsüber, wie's der Brauch ist, im hier weit offenen Tal oder auf die umliegenden Almen. Und von den Einheimischen, nicht einmal tausend sind es, wohnen nur wenige im Ortskern mit seiner neuromanischen Pfarrkirche. Das Leben spielt sich woanders ab: Innervillgraten ist eine Streusiedlung von Bergbauernhöfen, die sich weit oben an Steilwiesen klammern, der höchste auf 1.730 Metern. Noch an die sechzig Vollerwerbsbauern hausen und arbeiten hier mit ihren Familien, überwiegend sind es Biobetriebe. Und keiner will von seiner Scholle weichen, im Gegensatz zu so manchem Bauern drunten im Tal, meint Bernadette Schett, selber Bäuerin auf dem Innerwalderhof: Der imposante Bau mit seinen weit ausladenden Balkonen, über 1.500 Meter hoch gelegen, schaut weit hinunter ins innere Villgratental und aufwärts zu Kreuzspitze, Thurntaler und Toblacher Pfannhorn.

Villgratens Geschichte ist eng mit jener von Innichen im Pustertal verbunden. 1140 verlieh der dortige Kloostervorstand laut einer Urkunde dem Vogt Graf Arnold von Morit ein für Rodungen geeignetes Waldgebiet namens Valgratto. Sprachforscher deuten die Herkunft dieser Bezeichnung von vallis acerata - Ahorntal, eben das heutige Villgratental. Als Leihzins hatte der Vogt dem Stift jährlich 900 Liter Wein zu entrichten, was ihm nicht schwergefallen sein dürfte, denn Graf Morit, der auf Schloss Greifenstein bei Bozen residierte, zählte damals zu den mächtigsten Adelsherren südlich des Brenners.

Die erste Dauersiedlung entstand in Innervillgraten und nicht am Talbeginn in Außervillgraten, dies wohl wegen der günstigeren Bodenstruktur. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts gab es im ganzen Tal bereits mehr als hundert Urhöfe, zu-

meist sogenannte Schwaighöfe, auf denen der Grundherr häufig sechs Rinder pro Hof einstellte. Von jedem Baumann, also Neusiedler, forderte er bedeutenden Käsezins; Innichen etwa verlangte von jeder seiner Schwaigen in Villgraten jährlich 200 bis 600 Pfund Käse. Um 1305 hatte nicht Innichen allein Grundbesitz im inneren Villgratental: Das Stift besaß als geschlossenes Gebiet die Sonnseite, der übrige Teil, also die Schattseite, unterstand der Grafschaft Görz von Lienz und, von weither, dem Bischof von Freising.

"Das Schönste, das dem Villgrater gehört, sind seine Almen. Ist im Tal die Heumahd zu Ende, packt er Schwein und Geflügel in einen Korb, sperrt die Haustür zu und zieht auf die Alm. Nur an den Sonntagen kommt er herab.

Er mäht die Dungwiesen, um die Sennkaser und die steilen Hänge, trägt das Heu in die Schupfen und bringt es im Winter zu Tal, dort den Vorrat zu strecken. Hier auf der Alm darf auch die Klarinette jauchzen, das Horn klingen, selbst dem Fagott ist nicht die Stimme verboten" - so beschreibt der 1961 verstorbene Heimatdichter Franz Josef Kofler das Leben auf den Villgrater Almen, die in der Tat ihresgleichen suchen. Entstanden sind sie aus Not heraus, denn die Urhöfe weiter unten mussten bald geteilt werden, da die Bevölkerung rasch anwuchs. Dies ging auf Kosten der Hofgröße, zusätzliches Heu für die Winterfütterung mussten jetzt die steilen Wiesen in Hochgebirgslage hergeben. Und auch das Vieh wurde hinaufgetrieben: Das gesamte Dorfleben verlagerte sich für zwei, drei Sommermonate auf die verschiedenen Almen in einer Höhe bis über 2.000 Meter die Oberstaller-, Kamelisen-, Alf-, Lipper-Alm, um nur einige zu nennen. Bloß am Sonntag stiegen alle Familien zur Kirche ins Dorf hinab - mit nüchternem Magen, versteht sich, um die Heilige Kommunion zu empfangen. Erst nach dem langen Heimweg wurde zum ersten Mal gegessen.

Zwar geht es heute dort oben nicht mehr so urig und musikbegeistert zu wie zur Zeit von Fanz Jo-

sef Kofler. Denn durch den Fahrwegebau in den 50er und 60er Jahren und die damit einsetzende Motorisierung wurde der über sechshundert Jahre von Generation zu Generation weitergetragene Kreislauf unterbrochen. Die Bauern blieben nicht mehr auf der Alm, Milch und Butter werden heute ins Tal transportiert. Doch die Villgrater sind erfinderisch. Sie warben für "ländlichen Einfachtourismus", vermieten jetzt ihre prächtig gelegenen Almhütten mit kaltem Brunnenwasser, Holzherd, Brennholz vor der Tür, Plumpsklo und knarrenden Betten an stadtmüde Menschen. Über mehr als Jahresfrist müssen Interessenten heute die wettergegerbten Hütten vorausbuchen, sogar per Internet.

Es ist ein Glücksfall, dass über die Geschichte Villgratens zahlreiche Dokumente aus kirchlichen und weltlichen Archiven erhalten sind - für Historiker eine reich bestückte Fundgrube. Besonderen Verdienst hat sich hier der Lienzer Heimatforscher Anton Draxl mit seinen Monographien auch über die erste Besiedlung des Villgratentals erworben. Die Einheimischen heute wissen um ihre Tradition und sind spürbar stolz darauf. Ein Werbeprospekt, den die Gemeinde Innervillgraten 1964 herausbrachte, sagt dies offenherzig aus:

"Was an Komfort fehlt, wird von der herrlichen Gegend im reichen Maße ersetzt. Unverfälschtes Tiroler Brauchtum, das in keiner Weise gestört sein will, ist im schlichten Bauernvolk edel und rein erhalten geblieben wie kaum irgendwo anders."

Nicht minder selbstbewusst klingt ein Text aus dem damaligen Aushängekasten der Gemeinde: "Wir bitten Sie zu bedenken, dass unser Tal noch Sitte und Brauchtum kennt und hochhält. Wir lieben unsere katholische Religion und bemühen uns, das ganze Leben danach einzurichten. Wir ersuchen Sie herzlich um Achtung und Verständnis für unsere Art, auch dann, wenn Sie selbst anders denken sollten."

Unverfälschtes Tiroler Brauchtum, das in keiner Weise gestört sein will - ist es noch heute in Innervillgraten zu finden, oder wandelte sich während der letzten Jahrzehnte das Selbstverständnis der Einheimischen? Das traditionelle Dreigestirn ist hier wie überall in Tirol noch äußerst aktiv: Musikkapelle, Schützenkompanie, Freiwillige Feuerwehr. Dann gibt es noch den Kirchenchor, eine Volkstanzgruppe, die Jungbauernschaft, einen Heuschlittenverein, auch Sportunion und nicht zuletzt den Villgrater Heimatpflegeverein.

Im Dezember 1986 gegründet, spielt er im Dorfleben eine besondere Rolle. Seine erste, allseits begrüßte, weil der Tradition dienende Aktivität galt der Errichtung eines "Bäuerlichen Gerätemuseums", das nach etlichen Geburtswehen im Juli 1991 im Zachelerstadl eröffnet wurde. Bis vor wenigen Jahren war der Heimatpflegeverein aber auch Austragungsort manch harter, weit über die Ortsgrenzen hinaus beachteter Richtungskämpfe, dies, so könnte man es nennen, unter dem Motto: Heimat zwischen Tradition und Vision. Die Vereinsmitglieder und nicht wenige weitere Einheimische, hier vor allem die Funktionäre der anderen Ortsvereine redeten sich zu diesen Thema die Köpfe heiß, teils agierten sie auch vehement gegeneinander. Die einen wollten das altväterliche Brauchtum unverfälscht bewahrt wissen, die anderen sagten, der Charakter des Tales und der darin lebenden Menschen sei nicht gleichzusetzen mit Stagnation. "Hiesiges und von draußen Kommendes" solle sich gegenseitig ergänzen, hieß es in einer Ideenskizze für die "Villgrater Kulturwiese", dem bald umstrittensten Projekt im Ort. "Treu dem Alten, aber nicht minder empfänglich für das bessere Neue": dieses klassische Wort von Erzherzog Johann hätte als Aushängeschild dienen können für das Engagement, das ab 1992 während vier Jahren eine kleine Gruppe von meist jungen Idealisten in die Programme der "Kulturwiese" steckte. An zwei Männern aus Innervillgraten mag das Spannungsfeld zwischen Tradition und Vision deutlich werden, beide sind darin ihre eigenen unterschiedlichen Wege gegangen. Andreas und Josef Schett sind nicht verwandt, doch ihre Aktivitäten berührten sich oft während der letzten Jahrzehnte, beeinflussten auch nachhaltig das Ortsleben. Andreas Schett, 1971 geboren, stammt aus einer "Häuslerfamilie" im Dorf, sein Vater war Vorarbeiter bei der Wildbach- und Lawinenverbauung. Mit zehn Jahren kam der Bub, widerwillig, ins Paulinum, ein katholisches Knabenseminar in Schwaz, acht Jahre blieb er dort. Ein wichtiges Element des Gymnasiums sei die Musik gewesen: "dies war für mich die einzige Möglichkeit, in diesem komplett engstirnigen und autoritären, ja totalitären Gefüge irgendwo Freiheit zu finden", bemerkte Andreas Schett in einem Interview. Auch eine zweite Äußerung ist bezeichnend für Andreas Schett: "Ich mag die allseits grassierende, fast ein bisschen esoterische Sicht auf die Heimat nicht: Wie kleinräumig man da alles ablesen kann, was im Großen und

schon seit Beginn des Weltgeschehens da ist." Nach der Matura studierte Andreas Schett in Innsbruck Politikwissenschaft und Geschichte. Daheim in den Ferien kritisierte er, dass es einfach zu wenig sei, wenn die Musikkapelle alle vierzehn Tage das Gleiche spielt und dazwischen ein Feriengast aus Berlin, der schon seit zwanzig Jahren ins Villgratental reist, Diavorträge macht. So kam es schließlich unter Schetts Mitwirkung im Tourismusbüro zur Idee der "Villgrater Kulturwiese". 1992 übernahm der Heimatpflegeverein die Initiative, Andreas Schett verfasste einen Programmwurf: "Im Mittelpunkt des Villgrater Sommers 1992 steht ein bunter Veranstaltungsreigen: Mundartdichtung und Gegenwartsliteratur, Volksmusik, Zeitzeugen und Ausstellungen, Kulturwanderungen, Konzerte im Museum und in der Kirche, Kabarett und Theater." Andreas Schett sagte in dem erwähnten Interview, durch die "Kulturwiese", die dann erstmals im Sommer 1992 stattfand, sei nicht nur in Villgraten, auch in den Dörfern rundherum eine Sogbewegung entstanden, sodass die Leute von Bo-

zen bis Oberdrauburg und von Maria Luggau bis zum Felbertauern nach Innervillgraten gekommen waren, und zwar kein Szenepublikum. Im Herbst 1992 wurde dann im Heimatpflegeverein über Programm und Verlauf der ersten "Villgrater Kulturwiese" sehr emotional disputiert, heißt es in einem Protokoll. Es war die Rede von überwiegend negativen Reaktionen seitens der Bevölkerung und mangelnder Mitarbeit im Komitee. Auch kümmerte sich die "Kulturwiese" nicht primär um die Einheimischen, die übrigen Vereine wären zurückgedrängt. Bei der Gemeinde wurde schließlich der Antrag gestellt, dass der Veranstaltung das Geld gestrichen werden müsse, sonst würden - eine versteckte Drohung - die örtlichen Vereine, also die Musikkapelle und die Schützen, nicht mehr ausrücken. Wortwörtlich hieß es: "... daher stellen wir an den Gemeinderat den Antrag betreffend die Frage, welche Form von Kultur in unserer Gemeinde generell gewünscht wird."

Andreas Schett und seine Mitgestalter der "Kulturwiese" machten trotz massiver Widerstände auch gegen die nachfolgenden Programme unverdrossen weiter. "Ich fand es interessant, einen Begriff wie Heimatpflege komplett anders zu drehen. Es hat ja auch ein bisschen skurril ausgeschaut auf unseren Programmen, wenn Projekte mit dem Wolfgang Mitterer angekündigt wurden und vorne 'Villgrater Heimatpflegeverein' drauf stand": Aufschlussreiche Worte von Andreas Schett eben zum Spannungsfeld zwischen Tradition und Vision, in dem er sich mit seinen Ideen bewegte, was endlich zum Scheitern der "Kulturwiese" führte. Bis 1995 gab es sie noch jeden Sommer, für 1996 stand bereits ihr Programm fest, (unter anderem sollte es einen "Grenzgang" zwischen Gsies in Südtirol und Innervillgraten mit einheimischen und auswärtigen Musikanten geben, um die Zusammengehörigkeit der beiden Talschaften in der "Europaregion Tirol" entlang der alten verbindenden Almsteige aufzufri-



Links: Villgrater gründen 1977 das Thurntaler - Magazin für Information & Dokumentation. Konzept und Gestaltung VSD Johann Trojer - eine höchst anspruchsvolle Kulturzeitschrift, ausgeführt mit einfachsten Mitteln. Bis 1986 erscheinen 14 Hefte mit neuen Denkansätzen, neuem Bildverständnis, voller Aufbruch und Phantasie. Andreas Schett, ehemaliger Schüler des Johann Trojer, bewahrt den Schwung dieses geistigen Aufbruchs und setzt ihn mit beeindruckendem Erfolg fort, mit der seit 2002 erscheinenden Tiroler Kulturzeitschrift "quart".

schen). Doch als am 10. April das "Goaße Häusl" durch Brandstiftung zerstört wurde, das älteste Holzhaus im Villgratental, das der Heimatpflegeverein erworben hatte und zu einem Veranstaltungsraum umfunktionieren wollte, sagte man die "Kulturwiese" für 1996 ab.

In einem anonymen Handschreiben aus jenem Jahr an Andreas Schett heißt es: "Bleib draußen mit Deinen Hirngespinsten. Du hast jetzt genug Unfrieden in unser Tal gebracht. Du allein bist an allem schuld ... Laß endlich unser Brauchtum, in Ruhe und suche Dir andere Ideen ... Du und Dein Pack sind Links Radikale Rebellen. Bleibt endlich draußen, wo Ihr seid und laßt uns die Ruhe, die Villgrater."

Anton Draxl schreibt in seinem lesenswerten Buch über Villgraten, die "Kulturwiese" sei nur der höchst willkommene Aufhänger für einige ihrer Gegner gewesen um die "Machtfrage" im Dorf zu stellen. Andreas Schett sucht seine Visionen heute woanders zu verwirklichen: er arbeitet als Musiker, Texter und Komponist, entwirft Konzepte für Ereignisse mit Musik, Theater und Film, auch gestaltet er seit 1998 gemeinsam mit Gustav Kuhn das Programm der Tiroler Festspiele Erl, seit 2002 ist er der Herausgeber der neuen Tiroler Kulturzeitschrift quart, um nur einige seiner Aktivitäten zu nennen.

Josef Schett trat kurz nach dem Brand des "Goa-

ße Häusls" als Bürgermeister zurück. In einer Erklärung heißt es: "Ich glaube, daß man als Bürgermeister auch Visionen haben muß. Vor allem in einer Zeit, in der vieles in Bewegung ist, gehört zur Lebensqualität mehr als ein Dach über dem Kopf. Deshalb habe ich mir gewünscht, daß auch Neues in unserem Dort Platz finden kann." In seiner Vision, die "Kulturwiese" dauerhaft zu installieren und zu unterstützen, sah sich Josef Schett enttäuscht. Doch er hatte noch Visionen anderer Art, und die verwirklicht er höchst erfolgreich bis zum heutigen Tag.

Not macht erfinderisch. An diesen Spruch hielt sich Josef Schett, als er Anfang der achtziger Jahre von seinen Eltern den schon erwähnten Innerwalderhof übernahm. Zwar standen einige Kühe im Stall, aber der Milchpreis war schon damals so niedrig, dass sich der Vater jeweils im Winter als Holzarbeiter nach Deutschland verdingen musste. Schett junior wollte nicht so weiter machen, er informierte sich viel über Alternativen, etwa über das Halten von Dammwild, ist dann aber doch, aus Villgrater Tradition, aufs Schaf zurückgekommen. Der Jungbauer und seine Frau Bernadette schafften sich Milchschafe an, lernten das Käse machen; nach drei schwie-

Unten: Die Töchter einer Großfamilie aus Villgraten, entnommen dem Merianheft "Osttirol" 1962.



rigen Jahren konnten die beiden Schafskäse und Schafsjoghurt schon recht gut absetzen. Bernadette Schett erinnerte sich heute: „In unserem Dorf, wo jeder jeden kennt, sind wir zuerst sehr belächelt und von oben herab angeschaut worden. Denn bei uns herrscht nach wie vor die Meinung: Ein Schafbauer, der ist kein Bauer. Ein Bauer ist eigentlich nur einer, der Kühe hat.“ Josef Schett überlegte schon damals, ob nicht auch das Fleisch seiner Jungtiere zu verwerten sei. Folglich gab er, für einen Kleinbauern höchst ungewöhnlich, eine Marketingstudie über den regionalen Bedarf von Lammfleisch in Auftrag. Da sie positiv ausfiel, rechnete sich Schett eine kleine Chance aus und gründete mit Teilhabern die "Villgrater Frischlamm Gesellschaft", baute Schlacht- und Kühlraum dazu. Damals gab es ja in den heimischen Wirtshäusern nirgends ein Lamm auf der Speisekarte, das „Schöpserne“ galt nicht als Fleisch, erinnert sich Bernadette Schett. Heute floriert das Geschäft bestens, das begehrte Lammfleisch aus dem Villgratental wird überwiegend an die gehobene Gastronomie bis hin nach Wien geliefert.

Im ersten Jahr wurden hundert Lämmer geschlachtet. Momentan sind es eintausend, wobei nicht der Verkauf von Lammfleisch problematisch ist, sondern der "Nachschub" an Tieren. und das, obwohl inzwischen im Villgratental dreißig Bergbauern, man möchte fast sagen: reumütig, ebenfalls zur Schafhaltung übergegangen sind und die Schlachtereien mit Jungtieren beliefern. Doch Josef Schett überlegte in den Anfangsjahren schon weiter, wie man denn die im Zeitalter der Kunstfaser kaum absetzbare Schafwolle vermarkten könne. Ein Zufall kam ihm zur Hilfe. Als er seinen alten Stall am Innerwalderhof abtragen ließ, trat Schafwolle zutage, die man vor vielen Jahren als Isolierung verwendet hatte. Warum nicht

diese Idee neu beleben, sagte sich der Schafbauer, wie die Einheimischen den Josef Schett inzwischen durchaus nicht mehr herablassend heißen.

Heute erzeugt Josef Schett in seinem Innervillgratener Betrieb mit wachsendem Erfolg Isolierplatten aus dem Naturprodukt Wolle. Ihr hoher Dämmwert und die Tatsache, dass Schafwolle



ähnlich der menschlichen Haut keine Dampfsperre bildet, hat sich in der Fachwelt allmählich herumgesprochen. Jährlich 100.000 Kilogramm Wolle werden schon heute zu Platten gepresst. Auch hier reicht der "Nachschub" nicht mehr: Obwohl im Villgratental inzwischen rund 1.500 Schafe weiden, mehr also, als Innervillgraten

Einwohner hat, muss von auswärts Wolle zugekauft werden. In Zukunft wird der Betrieb jährlich bis zu 350.0000 Kilogramm Wolle verarbeiten, weil Josef Schett bereits wieder ein neues Projekt verfolgt, bei dem er sich, wie stets, an seinen eigenen Leitsatz hält: "Bauern sollen nicht auf dem Ofen liegen und warten, bis Subventionen kommen."



Oben: Hof in Villgraten - der Name entstand aus den lateinischen Wörtern "vallis acerata" und bedeutet "Ahorntal".

Über Villgraten gibt es ausgezeichnete Bücher, unter anderem von Anton Draxl: Villgraten - Heimat in den Tiroler Bergen, Heimatpflegeverein Villgraten, 1998 und Natur- und Kulturführer, Delta Grafik - Innsbruck 1999.

Mit einem neu hinzugenommenen Partner will er Bahnen aus Schafschurwollfilz zur Tritt- und Gehschalldämmung bei Alt- und Neubauten herstellen. Nicht nur für den europäischen Markt, auch Japan sei dafür sehr interessant, denn dort lege man auf Schallbekämpfung höchsten Wert, weiß Schetts neuer Partner. Zum "Imperium" von Josef Schett gehört übrigens auch noch das "Haus Villgrater Natur", in dem einheimische Arbeitskräfte Ober- und Unterbetten, Polster, Teppiche und vieles mehr aus Schafwolle herstellen.

In seinem Heimatort hat der "Bergbauer im Schafpelz", wie ihn kürzlich eine Zeitung nannte, nicht wenige neue Arbeitsplätze geschaffen und so gezielt der Abwanderung entgegengewirkt.

1992 wählte die Gemeinde den damals erst 32-jährigen aus Dank fast einstimmig zum Bürgermeister. Mit seiner Vision, als Bergbauer auch in der heutigen Zeit überleben zu können, hatte er Erfolg. Doch sein Wunsch, dass in Innervillgraten Neues, nämlich Kultur über die heimische Tradition hinaus Platz finden könne, erfüllte sich nicht.

Bernadette Schett meint heute: "Kultur in Innervillgraten ist so gut wie nicht vorhanden. Ich werde natürlich geschimpft, wenn ich das sage. Heuer (2004) wird das Kulturprogramm zwar wieder etwas intensiviert, aber in den letzten Jahren waren 'Kultur' nur die traditionellen Platzkonzerte. Kultur wäre so wichtig, von der guten

Luft und der schönen Umgebung allein, da bleiben die Gäste gleich mal aus. Man muss einfach etwas bieten. Ob es die Fremden dann auch annehmen - das ist eine andere Sache."

Früher brauchte man die Kammern für die vielen Kinder, Mägde und Knechte, heute für Kleinwohnungen.

Die Osttiroler Landwirtschaft

Winfried Hofinger

Wie wollen wir es angehen? Ein, zwei, oder mehrere Bauern oder Bäuerinnen, zufällig ausgewählt, befragen, und die dann für ganz Osttirol stehen lassen? Von der Schönheit der Osttiroler Landschaft schwärmen und das Hohelied derer singen, die um kargen Lohn die Schwerarbeit auf sich nehmen, das alles zu bebauen und damit erst zu erhalten? Die letzte Statistik zur Hand nehmen, und diese dem Leser verdeutlichen?

Der letztgenannte Weg ist mir der liebste. Mit Rainer Brugger, der in Osttirol seit Jahrzehnten Leiter der Bezirksbauernkammer ist, habe ich dazu ein langes Gespräch geführt.

Dieses floss hier ebenso ein wie die eigenen beruflichen Erfahrungen. Wobei Leute von nördlich des Alpenhauptkammes viel seltener nach Osttirol „hinein“ fahren, als die Osttiroler ins Inntal heraus müssen. Uns reichten drei, vier Fahrten pro Jahr, damit wir wieder wussten, was die Osttiroler auf sich nehmen müssen, wenn sie

treu zu „Innsbruck“ halten und sich nicht stärker nach Kärnten orientieren. Der Durchschnitt ist eine rechnerische Größe.

Es gibt den typischen Osttiroler Bauernhof natürlich nicht. Die Bandbreite reicht von dem auf der Schattseite an der ökologischen Grenze liegenden Steilhangbetrieb bis zum Schnaps- oder Gemüsebauern im Lienzer Talboden. Sie reicht vom Waldbauern im Villgratental bis zum Abmelkbetrieb in einer der wenigen Gunstlagen.

Wie viele landwirtschaftliche Betriebe es wirklich gibt, also wie viele Bauernhöfe, auf denen die Landwirtschaft einen ernsthaften Teil zum Einkommen beisteuert, lässt sich auch deshalb schwer sagen, weil in der Statistik auch Agrargemeinschaften und das Gemeindegut als Betriebe

Unten: Zwei Seiten der Burg Heinfels bei Sillian, Schafweide am sonnigen Südosthang und nordwestlich die Industrieanlage im Flussbereich am Ausgang des Villgratentales.



Unten: "Harpfe" zum Trocknen des Getreides bei Anras und Maschine zum "Worpen", also zum Wenden des gemähten Grases.

Heute müssen wenige Arbeitskräfte die gleiche Arbeit erledigen, für die früher 30 Mäher und Recher angeheuert wurden, wie hier beim großen Hof "Ze Schneider" in Hollbruck.



gezählt werden. Also setzt man in Tirol gewöhnlich die Anzahl der Rinderhalter mit der Zahl der Bauern gleich – auch auf die Gefahr hin, damit die rinderlosen Gemüsebauern, Obstbauern oder Schafbauern zu vernachlässigen.

Es ist noch nicht so lange her, dass in Osttirol nach dem Gesetz nur eine Rinderrasse, die Pinzgauer, gehalten werden durfte. Ein überaus verdienter, frommer, bäuerlicher Funktionär bezeichnete sie als die beste, ja, als die gottgewollte Rasse: Hätte sie Gott nicht gewollt, wäre sie nicht da. Inzwischen ist auch in Osttirol die Vielzahl von Rassen tägliche Realität, und die Pinzgauer, die vor allem schöne Farben haben, sind fast am Aussterben.

Der Rinderbestand je Betrieb liegt bei etwa 10 GVE, also bei zehn Großvieheinheiten. GVE ist die Maßeinheit für die Viehhalter. Dieses wie andere Kürzel verwenden die Bauern und ihre Funktionäre, also die so genannten „Schreib-



tischbauern“, ganz unbekümmert darum, ob sie von ihren nichtbäuerlichen Mitbürgern auch verstanden werden. Vereinfacht ausgedrückt ist eine Rinder-GVE soviel wie 500 kg Rinder-Lebendgewicht – also in etwa eine normale Kuh; wiegt sie 600 kg, dann misst sie eben 1,2 GVE. Mit rund 14 Stück Rindvieh, vom Kalb bis zur Altkuh, die im Durchschnitt auf einem Osttiroler Bauernhof stehen, liegt der Bezirk recht genau im Landesdurchschnitt. Es ist das bei weitem zu wenig für einen Vollerwerbsbetrieb. Nur rund ein Viertel aller Bauernhöfe werden als Vollerwerbsbetriebe angesehen, der Rest sind Betriebe, in denen ein anderes als das landwirtschaftliche Einkommen mehr oder weniger zum Gesamteinkommen beiträgt. Wobei (nach einer Feststellung des aus Osttirol stammenden Agrariers Dr. Robert Riedler) ein nichtlandwirtschaftlicher Zuerwerb gerade für die größten Bauern immer typisch war: Der größte Wirt im Dorf hatte zumeist auch die ebensten, um die Kirche gelegenen Felder; der Viehhändler, der Frächter, der Kramer, der Holzhändler waren zumeist auch Bauern. Eine relativ neuere Form des Zuerwerbs ist der Urlaub auf dem Bauernhof. Er begann in den durch das Abwandern der Knechte und Mägde frei werdenden Kammern, und er ist heute eine Spezialarbeit mit Internet-Bestellung. Es gibt den Bauernhofurlaub in dieser intensiven Form außerhalb Österreichs kaum – da aber ist er sehr weit entwickelt. Er ist ein gutes Zusatzeinkommen für ein rundes Drittel der alpinen Bauernhöfe.

Links unten: Heuhütten auf dem Schuttkegel von Obertilliach. Im Winter wurde das Heu auf Schlitten in die Scheunen des eng aufeinander gebauten Haufendorfes gebracht; auch konnte hier bei der anstrengenden Feldarbeit gekocht und auch gerastet werden. Mitte: Heuarbeit im Tiroler Gäultal bei Kartitsch. Die meisten Familienmitglieder sind anderswo berufstätig und opfern ihren Urlaub, um ihre Heimat als bäuerlichen Hof zu erhalten.



Unten rechts: Die Aufgabe der Heustadel haben nun diese in Plastikfolien verpackten Heuwalzen übernommen. Das Futter erhält sich hier sehr gut, dem Vieh schmeckt es, die Materialkosten werden durch den geringeren Arbeitsaufwand ausgeglichen.



Ein Drittel ist Wald

Von der Gesamtfläche des Bezirkes, von 2020 Quadratkilometer, sind 650 km², also recht genau ein Drittel, Wald, Tendenz steigend. Nur etwa ein Viertel des Waldes ist Wirtschaftswald, der große Rest entfällt auf Schutzwald im Ertrag und außer Ertrag. Die Wortwahl des österreichischen Forstgesetzes war bis zur letzten Novelle desselben nicht sehr logisch. Schutzwald war nicht so sehr ein Wald, der etwas anderes schützte – das wäre der Bannwald, der jetzt Objektschutzwald heißt – sondern einer, der selber zu schützen ist, weil er der Schwerkraft, der Einwirkung von Wind, Regen und Schnee ausgesetzt ist. Osttiroler Bauern haben im Durchschnitt mehr Holzverstand als die Nordtiroler. Es gibt hier keinen Staatswald, viel weniger Agrargemeinschaften als nördlich des Alpenhauptkammes. Im angrenzenden Land Salzburg befindet sich dagegen, aus der Geschichte erklärbar, fast die Hälfte des Waldes im Staatsbesitz.

Das beste Holz wächst auf den Schattenseiten der Ost-West-Täler; im Drautal hat auch die bischöfliche Mensa Brixen ausgedehnten Waldbesitz.

Weiter als der Rest des Bundeslandes Tirol ist Osttirol bei der Verwendung des Holzes als Brennstoff. Bis zur Eröffnung von Kufstein im Spätherbst 2003 war das Fernheizwerk Lienz die größte Biomasse-Heizanlage Österreichs.

Damit wird, was Bauernfunktionäre nicht beklagen sollten, der Preis des Brennstoffes ein wenig ansteigen. Übrigens auch für die Südtiroler Abnehmer.



Und die Menschen?

Vorbei sind die Zeiten, da man Bauern und Bäuerinnen an der Kleidung, am Auftreten und Sprechen sofort als solche erkannte. Die Osttiroler Bauernfamilien haben nicht wesentlich mehr Kinder als ihre Mitbürger in anderen Berufen; sie gehen nicht sehr viel öfter in die Kirche als die „anderen“. Was sie besonders auszeichnet, das ist ein gewaltiger Bildungswille: die Lehranstalt Lienz ist heute in all ihren Angeboten gefragter als je zuvor, obwohl die Zahl der Bauernkinder geringer ist als früher. Auch die Angebote des LFI, des Ländlichen Fortbildungsinstitutes, werden fleißig angenommen. Für einen, der wie der Verfasser dieses kurzen Beitrages, aus dem angeblich oberflächlichen und lebenslustig bairischen Anteil Tirols stammt, ist dieser Bildungswille auch einer von mehreren Erbteilen der ehemals slawischen Bewohner des oberen Drautaales und des Iseltales: Wenn es unsereiner schon lange nicht mehr „dersitzt“, sind die Osttiroler noch lange nicht bereit, aufzustehen. Sie sind auch ge-



meinschaftsfähiger als wir Nordtiroler: In Osttirol gab es die ersten Maschinenringe Österreichs; hier gab es die größte Dichte an Elternvereinen an den Pflichtschulen. Das mit den Maschinenringen und mit den Elternvereinen ist belegbar, Angaben über den Volkscharakter sind nicht zu beweisen; und sie sagen, wie alle Durchschnittswerte, nichts über den Einzelfall aus. "Der Tiroler ist lustig. Der Zillertaler ist schön" – solche Sätze standen in Reiseführern vor über hundert Jahren. Heute hat man vor derartigen Verallgemeinerungen zu Recht eine gewisse Scheu

*Unten Mitte: Bäuerliche Betriebe in Obertilliach mit dem dazugehörigen Vieh, das von einer nahegelegenen Weide ohne Begleitung in den Stall zurückkehrt.
Unten links und rechts: Jugendliche aus Hollbruck treiben das Stallvieh zur gepachteten Wiese des Hofes mit dem Namen "Ze Schneider".
Den Weg teilen sie sich mit Touristen; der Fremdenverkehr nimmt hier immer mehr zu und ist schon längst ein wichtiger Erwerbszweig.*



Osttirols Wirtschaft

Reinhard Lobenwein

Der östlichste Anteil Tirols - „Osttirol“ - wurde schon vor Jahren, von findigen Tourismuswerbern, als „verborgenes Tirol“ bezeichnet.

Verborgen wohl deshalb, weil es lange Zeit gar nicht so einfach war, Osttirol zu erreichen. Verborgen aber auch deswegen, weil die erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung von Osttirol, im Unterschied zu Nord- und Südtirol, zeitlich verzögert und mit geringerem Tempo und Wachstum stattgefunden hat.

Bis 1967 war der Bezirk Lienz vom Norden her nur über italienisches Staatsgebiet oder über die Bahnverbindung Bockstein (Salzburg) – Mallnitz (Kärnten) und im Sommer über die Großglockner-Hochalpenstraße erreichbar.

Im Jahr 1967 wurde das für die Region verkehrspolitisch bedeutendste Bauwerk, die Felbertauernstraße, für den Verkehr frei gegeben. Der bereits verstorbene heimische Nationalratsabgeordnete Franz Kranebitter kann als Vater dieser für die Region so wichtigen Nord - Südverbindung bezeichnet werden.

In der Vergangenheit wurde in Osttirol immer wieder eine bessere Verkehrsanbindung an den oberitalienischen Raum gefordert. Diese Forderung war und ist mit der Hoffnung, dass die Re-

gion dadurch einen rascheren wirtschaftlichen Aufschwung erreichen könnte, verbunden. Das Projekt „Plöckentunnel“ wurde aufgrund von Widerständen in der Bevölkerung aufgegeben. Ablehnung erfuhr dieses Vorhaben auch von den politischen Vertretern des Bezirkes Kitzbühel. Sie befürchteten das Entstehen einer für ihren Tourismus schädlichen Transitroute.

Gegen die vor allem von den Industriebetrieben des Veneto forcierte Alemagna-Autobahn regte sich heftiger Protest in der Osttiroler Bevölkerung, den auch die Politik nicht negieren konnte. Für die richtige Weichenstellung im Verkehrsbereich ist die Erstellung eines Generalverkehrskonzeptes für Osttirol unumgänglich. Als Grundlage für diese Pläne müssen langfristige Entwicklungsziele für den Bezirk erarbeitet werden. Erst dann wird es möglich sein, unabhängig von tagespolitischen Ereignissen die für Osttirol richtigen verkehrspolitischen Entscheidungen zu treffen.

Wir dürfen uns nichts von außen aufsetzen lassen, es gilt vielmehr, die vorhandenen Qualitäten zu erkennen, aufzuzeigen und bewusst neue Ansätze aus der inneren Kraft zu schöpfen, um die Zukunft selbst positiv gestalten zu können.



Verteilung der Mitarbeiter und der Bruttowertschöpfung auf die Sektoren

Sektoren	Gewerbl. Betriebe in den Sparten	Mitarbeiter in den Betrieben	Bruttowert- schöpfung
Handel	829	1.644	9,8 %
Gewerbe-Handwerk	778	3.253	19,1 %
Tourismus-Freizeitwirtschaft	723	1.822	12,6 %
Transport-Verkehr	212	339	4,3 %
Industrie	70	2.285	18,2 %
Sonstiges	311	375	11,7 %
Gesamt	2.923	9.718	75,7 %
Nicht der gewerblichen Wirtschaft angehörende Sektoren sind der Bruttowertschöpfung noch zuzurechnen		Öffentliche Dienste Land- u. Forstw. Energiewirtschaft	15,3 % 4,3 % 4,7 %

Einleitend noch kurz die wichtigsten wirtschaftlichen Eckdaten von Osttirol. Der Bezirk Lienz hat, im Gegensatz zu anderen Tiroler Bezirken, eine ausgeglichene Wirtschaftsstruktur. Die Beschäftigtenzahl und die Bruttowertschöpfung sind sehr ausgewogen auf die verschiedenen Sektoren aufgeteilt.

Von den in Osttirol lebenden 50.367 Menschen sind 18.863 Personen unselbstständig erwerbstätig. Davon sind 9.718 Mitarbeiter in den Betrieben der gewerblichen Wirtschaft beschäftigt (zum 31.12.03).

Die ausgeglichene Verteilung der Ressourcen und die kleinbetrieblichen Strukturen sind ein

Garant für eine stabile Wirtschaftsentwicklung im Bezirk.

Als wichtiger Impulsgeber für ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum mit hoher Wertschöpfung kann die Tourismus- und Freizeitwirtschaft angesehen werden. Im Tourismusjahr 2003 wurden 2.004.542 Nächtigungen in Osttirol erzielt. Die durchschnittliche Bettenauslastung in gewerblichen Betrieben beträgt 120 Vollbelegstage pro Jahr. In Österreich werden durchschnittlich 19% der Bruttowertschöpfung im Tourismus erwirt-

Neue Betriebsansiedlungen: Die Südtiroler Firmen DURST in Lienz und LOACKER in Sillian





schaftet. Wie in der Tabelle ersichtlich, in der Region 12,6%. Aufgrund des wachsenden Wohlstandes wird der Tourismus- und Freizeitbereich zukünftig ein wesentlicher Wirtschaftsmotor sein.

Im Bezirk wurden 890 Lehrlinge in 364 Betrieben ausgebildet (zum 31.12.03). Das duale Berufsausbildungssystem - Ausbildung in Berufsschule und Lehrbetrieb - wird von ca. 50 % der Pflichtschulabgänger in Osttirol als Berufseinstieg gewählt. Im Vergleich dazu entscheiden sich in Südtirol ca. 15-20 % der Pflichtschulabgänger für das duale Ausbildungssystem.

Der Geburtenrückgang und der ungebrochene Trend zu weiterführenden Schulen lassen auch bei uns in den nächsten Jahren einen Facharbeitermangel erwarten.

Mit durchlässigen Ausbildungssystemen (von der Lehre bis zur Universität) und neuen, in der Wirtschaft sehr gefragten, Lehrberufen muss die „Karriere mit Lehre“ gefördert werden.

Im Bezirk wird eine Vielzahl von schulischen Bildungsmöglichkeiten angeboten. Die Verfügbarkeit von qualifizierten Arbeitskräften bildet die maßgebliche Grundlage für das zukünftige Entwicklungspotential einer Region, weshalb der Aus- und Weiterbildung in Osttirol weiterhin ein besonderer Stellenwert eingeräumt wird. Geschätzte 3.000 - 4.000 Pendler und eine derzeit hohe Arbeitslosenrate (1.834 Arbeitslose im Jahresschnitt 2003) könnten, positiv betrachtet, Quelle für zukünftige Betriebsansiedlungen

sein. Mehrere neue Betriebsansiedlungen, z.B. Durst, Loacker, deuten auf ein steigendes Standortinteresse. Die Region Osttirol mit ihren 33 Gemeinden kann mit einer Summe von Daten, Fakten und Statistiken allein nicht abgebildet werden. Sie ist das Spiegelbild der dort lebenden Menschen, die heute wie in der Vergangenheit ihr Umfeld durch unternehmerisches Handeln formen und dem „verborgenen Tirol“ seinen unverwechselbaren Charakter verleihen.

Kreative Unternehmer, die großen und die ganz kleinen, sie alle tragen zur wirtschaftlichen Weiterentwicklung von Osttirol bei. Manchen gelingt es durch innovative Produkte, die Marke Osttirol weit über die Region hinaus bekannt zu machen. Nur beispielhaft können einige wenige vor den Vorhang geholt werden.

LIEBHERR in Lienz: Werk und Werkhalle - Kühlschränke gehen in Produktion.



Liebherr-Hausgeräte Lienz GmbH – Perle in der Liebherrkette.

Die Firma Liebherr wurde im Jahr 1949 von Dr. Ing. E. h. Hans Liebherr in Deutschland gegründet. In der Nachkriegszeit beschäftigte sich der in der Baubranche tätige Hans Liebherr mit der Konstruktion eines leicht transportierbaren, preisgünstigen Turmdrehkranes. Mit Unterstützung eines Konstrukteurs, sowie einiger Schlosser, wurde im Jahr 1949 der erste Liebherr-Kran gebaut und im eigenen Unternehmen erprobt. Der Bauunternehmer Hans Liebherr wurde zum Hersteller von Baumaschinen. Mittlerweile beschäftigt die Firmengruppe Liebherr in 88 Gesellschaften in 26 Ländern mehr als 20.000 Mitarbeiter. In den acht österreichischen Firmen werden mehr als 4.000 Dienstnehmer beschäftigt. Liebherr ist in vielen Bereichen tätig; im Baubereich mit Turmdrehkränen, Fahrzeugkränen, Baggern, Raupen, Radlader, Rohrverlegern und Betonmischanlagen, weiters im Güterumschlag mit Schiffskränen, Containerkränen und Umschlagkränen und im Maschinen- und Anlagenbau mit Werkzeugmaschinen, Verkettungsanlagen und Flugzeugausrüstungen. Eine wesentliche Produktgruppe sind die Kühl- und Gefriergeräte. 75 % des Gesamtumsatzes des Kon-

zerns (Gesamtumsatz 2002: Euro 4 Mill. 69 Millionen) wurden mit den Geschäftsfeldern Baumaschinen und Kühl- und Gefriergeräte erzielt. Im Jahr 1955 begann man mit der Produktion von Kühlschränken. Inzwischen ist die Firma Liebherr der führende europäische Hersteller von Kühl- und Gefriergeräten. Innerhalb der Firmengruppe sind drei Werke auf diesem Geschäftsfeld spezialisiert. In Deutschland die Liebherr-Hausgeräte-GmbH Ochsenhausen, in Bulgarien das Werk in Marica und die Liebherr-Hausgeräte Lienz GmbH. Die Erfolgsgeschichte des Liebherr-Werks in Lienz ist am besten mit Zahlen zu beschreiben. In Osttirol werden auf einer bebauten Fläche von 60.000 m² pro Jahr 620.000 Kühl- und Gefriergeräte produziert. Mit modernster Fertigungstechnik stellen 1.350 Mitarbeiter täglich 3.000 Geräte her. Pro Jahr werden 2.800 Waggons und 7.000 LKWs verladen. Das Unternehmen erzielte 2003 einen Umsatz von 200 Mio. Euro. Mehr als 90 % der erzeugten Produkte werden exportiert. In der Zeit von 1980 bis 2003 wurden 8,9 Mio. Kühlgeräte in Lienz hergestellt. Der Umsatz betrug insgesamt 2.567 Mio. Euro, 105 Mio. Euro wurden investiert. Die Firma Liebherr als wichtigster Arbeitgeber im Bezirk beschäftigt ca. 8 % der unselbstständig erwerbstätigen Dienstnehmer.





Natürliches aus Osttirol – Villgrater Natur.

Der bekannte Reporter Dr. Hugo Portisch suchte für die „ORF-Zukunftsserie“ Schauplätze der Zukunft und wurde bei Josef Schett im Villgratental fündig.

Mitte der 80-er Jahre begann dort eine Handvoll Bauern über ihre Zukunft nachzudenken. In der alteingesessenen Art zu wirtschaften konnten sie nicht länger ihr Auskommen sehen.

Man wollte sich nicht am Tun der anderen orientieren, sondern besann sich auf die eigenen Kenntnisse und Fähigkeiten in der Landwirtschaft und im Handwerk.

Es wurden Ideen gesponnen, Kontakte zu Forschungseinrichtungen geknüpft und Marktstudien in Auftrag gegeben. Schlussendlich entschloss man sich, nach überlieferter Tradition Produkte vom heimischen Bergschaf auf den Markt zu bringen.

Für Spezialitäten wie Lammfleisch und Schafskäse konnte die gehobene Gastronomie als Kundenschicht angesprochen werden. Gemeinsam mit einem Schweizer Institut entwickelte Schett Dämmstoffe aus Schafwolle. Bereits 1992 wurden 20 % des österreichischen Wollaufkommens im Villgratental zu Dämmstoffen, Matratzen und Gesundheitsbetten verarbeitet.



Villgraten: Die Schafwolle wird zur Verarbeitung weitergereicht. Bald entsteht das Wollflies

Rechts: Der Schuhmacher Unterassinger in seiner Lienzer Werkstatt

Für die Entwicklung eines innovativen Schlafsystems suchte der rührige Villgrater Bauer die Zusammenarbeit mit dem, inzwischen verstorbenen, Gesundheitsexperten Willi Dungal.

Ganz nebenbei wurde der Verein „Osttirol Natur“ aus der Taufe gehoben. Die Firmenkooperation mit Obmann Josef Schett hat sich die professionelle Vermarktung von Osttiroler Naturprodukten zur Aufgabe gemacht.

Die neueste Entwicklung aus dem Villgratental ist eine Trittschalldämmung aus Schafwollefilz. Dieses natürliche Produkt erzielt beste Schalldämmwerte und gewährleistet durch besondere Elastizität hohen Gehkomfort.

Gemeinsam mit dem Kristall-Konzern-Chef Gernot Langes-Swarovski gründet der Osttiroler Unternehmer die Vertriebsgesellschaft „Woolin“. Qualitätsprodukte aus dem Villgratental sollen zukünftig weltweit vermarktet werden.

Schuhmacher mit Leib und Seele – Schuhhandwerk Unterassinger KEG.

„Mein Beruf ist mein Hobby“, sagt Mario Unterassinger.

Als Maßschuhmacher hat er sich weit über die Grenzen von Osttirol hinaus einen Namen gemacht. Schon in den 60-er Jahren vertrauten viele bekannte Bergsteiger auf die Qualität der Un-



terassinger Bergschuhe, die von Marios Onkel Franz hergestellt wurden. Damals nahmen die Kunden Wartezeiten von bis zu 4 Monaten in Kauf. In den 70er/80er Jahren kamen auch bei Bergschuhen industriell gefertigte Massenware auf den Markt. Die Kunden konnten aus einer großen Angebotspalette auswählen, Wartezeiten hatten sich erübrigt. Alltagsschuhe wurden billig hergestellt, Reparaturen als nicht mehr lohnend angesehen. In dieser für den Berufsstand schwierigen Zeit musste Mario Unterassinger seine Berufsentscheidung treffen. Schon seit seinem 11. Lebensjahr half er in der Werkstatt seines Onkels mit. Er war von den Gerüchen, von den zu verarbeitenden Materialien und von der Arbeitspräzision sehr angetan, hatte aber nicht den Mut und





das Selbstbewusstsein, eine Schuhmacherlehre zu beginnen. Er befürchtete, von den Gleichaltrigen ausgelacht zu werden und entschloss sich, Kfz-Mechaniker zu werden. Schnell bereute er diesen Entschluss, jeden Tag ölverschmiert im hektischen Getriebe einer Großwerkstatt sehnte er sich nach allem, was er in der Werkstatt seines Onkels lieb gewonnen hatte.

Er erinnerte sich an die fast heilige Zeremonie des Maßnehmens, die Sorgfalt bei der Lederauswahl und die bedachte Handverarbeitung. Nichts war normiert, fast alles möglich und Kreativität gefragt. Dies veranlasste Mario Unterassinger die Kfz-Lehre abzubrechen und doch eine Schuhmacherlehre zu beginnen. Er hat nach der Meisterprüfung den Familienbetrieb übernommen und führt ihn mit jener Hingabe, die Individualisten schätzen. Mittlerweile sind zufriedene Kunden aus halb Europa die beste Visitenkarte für seinen Betrieb.

Gesunder Urlaub – Kinderhotel ‚Replerhof‘ in Prägraten.

Osttirol wird auch von außen als Region mit hoher Lebensqualität gesehen. Nach einer Umfrage der österreichischen Zeitschrift *News* ist unser Bezirk der lebenswerteste in Österreich.

Die sich aus Topographie, klimatischen Verhältnissen, weitgehend intakter Natur, Wasserreichtum und natürlichen Produktionsbedingungen für die Landwirtschaft ergebende Lagegunst für gesundheitsorientierten Tourismus soll in Zukunft verstärkt genutzt werden. Geplant ist die Gründung einer Kooperation „Kompetenznetzwerk Gesundheit Osttirol“ zur Vernetzung aller für den Bezirk wichtigen Betriebe und Initiativen im Bereich Gesundheit.

Ein Partnerbetrieb für dieses Unternehmensnetzwerk ist das Kinderhotel ‚Replerhof‘ in Prägraten. Das kleine 4*-Hotel (55 Betten), im Nationalpark Hohe Tauern gelegen, beschäftigt sich vorwiegend mit Gesundheit und Natur. Im Rahmen eines, von der EU mitfinanzierten, Gesundheits-Qualifikationslehrganges beschäftigt sich die Chefin des Hauses, Birgit Unterwurzacher, mit den Themen ‚gesunde Ernährung‘, ‚naturnahe Bewegung und Entspannung‘ sowie mit ‚kreativen Gesundheitsprogrammen für Kinder‘.

Josef Unterwurzacher hat den Betrieb seiner Eltern 1990 übernommen. Er spezialisierte sich rasch auf Urlaubsangebote für junge Familien. Der Betrieb wurde in mehreren Baustufen umgebaut. Im Jahr 2002 entstand eine neue Wellnessanlage mit Schwimmbad. Durch diese Investition konnte die durchschnittliche Auslastung von

Oben links: Pferdewagen im Gschlössltal

Rechts oben und unten: Familienidylle und Kinderträume

90 auf 200 Vollbelegtagen im Jahr verbessert werden. Küchenchef Peter Staller legt Wert darauf, seinen Gästen die traditionelle Tiroler Küche nahe zu bringen. Er verwendet biologische Produkte aus der Region, der eigene Garten liefert eine Vielzahl von Kräutern zum Würzen und frische Blattsalate.

Der Ganzheitsmediziner Dr. Michael Kerber betreut die Mitarbeiter und Gäste in Gesundheits- und Ernährungsfragen. Im „Replerhof“ werden an 5 Tagen der Woche Kinderbetreuung durch speziell ausgebildete Kindergärtnerinnen angeboten. Neben Kinder-Wellness-Tagen im Haus versuchen die Betreuerinnen im Nationalpark die Natur spielerisch „begreifen“ zu lernen. Der in der angeschlossenen Landwirtschaft eingerichtete Streichelzoo vervollständigt das Angebot für Kinder am Hof. „Uns fasziniert es“, erklärt Birgit Unterwurzacher, „in unserer schnelllebigen Zeit den Gast zu erden – auf den Boden zu bringen -, aufmerksam zu machen für das Wesentliche, Natur und Mensch.“

Trotz vielfältiger politischer Gegenbewegungen wird die Öffnung der Märkte auch in den kommenden Jahren weiter fortschreiten. Die Liberalisierung dieser hat aber auch zur Folge, dass die Wettbewerbsfähigkeit von Regionen immer be-



deutender wird. Die Region definiert sich nicht mehr nach bekannten staatlichen Grenzen, sondern nach der Intensität von wirtschaftlichen und politischen Netzwerken. Aus diesem Grund sind, ausgehend von Osttirol, in der Europaregion Tirol verschiedenste Firmenkooperationen gegründet worden.

Der „Cluster Mechatronik Tirol“, die Kooperation „Orginaltracht.at“, die „Internationale Handwerksakademie“ können als aktuelle Beispiele grenzüberschreitender Zusammenarbeit erwähnt werden. Das von der EU ausgeschriebene Interreg-III-Programm fördert die Entwicklung eines gemeinsamen Wirtschaftsraumes.



Wasser und Steine

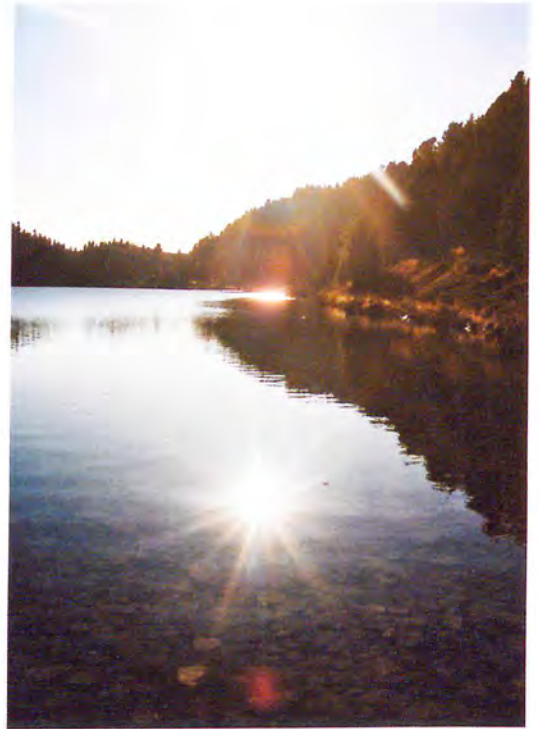
Hans Wielander

Das Suchen nach den frühesten Niederlassungen in den Alpen bringt immer neue Überraschungen. Heimatforscher haben 1987 am sogenannten Hirschbichl im Defereggental auf 2143 m Seehöhe Steinwerkzeuge gefunden, die aus dem 7./6. Jahrtausend v. Chr. stammen dürften.

Ein alter Übergang vom Südtiroler Antholzertal ins Defereggental ist der Staller Sattel mit dem Obersee. Nach neuesten Erkenntnissen der Archäologen ist es wahrscheinlich, dass die Menschen der Frühzeit bereits den Fischfang in den Hochalpenseen als zusätzliche Nahrungsquelle genutzt haben dürften.

Der kleine See mit dem ruhigen Wasser steht aber noch in einer ganz anderen Hinsicht am Anfang der Menschheitsgeschichte. In ihm, im ruhigen Wasserspiegel, hat er sich erstmals selbst betrachtet. Das erzählt die Sage vom schönen Jüngling Narziss, der sich in sein eigenes Spiegelbild verliebt.

Damit beginnt das Denken des Menschen über sich selbst, die Selbsterkenntnis, die Frage nach dem Woher des Menschen. Alles spiegelt sich im



Oben und unten: Der Obersee beim Staller Sattel im Defereggental und Vereinigung der Drau mit der Isel in Lienz.





Oben und unten: Biotop beim Tristacher See und alte Wasserschutzmauer im Debanttal.

Wasser, verdoppelt sich, auch die Wolken. Nach nordischer Mythologie sind die Wolken die Gedanken der Riesen.

Wildbäche sind ungezähmte, unberechenbare Gewässer aus steilen Tälern. Meist unscheinbare kleine Bäche können in kürzester Zeit bedrohlich anschwellen. Schnell werden auch die großen Flüsse Wildbäche, immer wieder und allen Verbauungen zum Trotz. Die meisten Ortschaften stecken metertief unter Schutt, sofern sie nicht auf Anhöhen oder Hügeln liegen.

Daraus könnten Schlüsse gezogen werden über das Wesen der Bewohner, etwa, dass die eine Hälfte ihres Bewusstseins der Gegenwart und dem lichten Tagesdenken zugewandt ist, die andere sich im Dunkel der Vergangenheit, der Ahnung, der Angst, einer Tiroler Urangst, verliert. Wenn es Tiroler Speck und Politik gibt, warum nicht auch eine Tiroler Urangst? Im großen Lienzer Stadtbuch (Meinrad Pizzinini, 1982) wird ein Bild der Hochwasser führenden Isel gezeigt. Im Bildtext ist zu lesen: „Dank der Flußverbauung haben die Katastrophen von 1965 und 1966 in Lienz kaum Schaden angerichtet“. Man sieht auf dem Bild, wie das Wasser im Mündungsbereich der Drau bereits die Ufermauer überspült und besorgte Lienzer Bürger, die auf die vorbeiröl-





*Links: Zusammenfluss der Isel und Drau in
Lienz. Im Einzugsgebiet der Drau gab es
Gewitter; losgerissenes Erdreich färbt das
Wasser braun. Die Isel bringt
bläulichhelles Schmelzwasser.*

*Unten: Mit dem Pferdefuhrwerk ins
Innergschlössl.
Was ist schöner, der Wasserfall vom
Tauernkamm oder das Haar der Saligen?*



lenden Wassermassen starren. 1966 gab es in Lienz sogar zweimal Hochwasser! Ein aufklappbares Bild des genannten Buches zeigt eine Luftaufnahme der Stadt mit der breiten Isel und der ganz schmalen - ja, wo ist sie denn? - Drau, die unter Buschwerk fast verschwindet. Gott sei Dank!, haben die beiden Zuflüsse meist andere Hochwasserzeiten!

Die Römerstadt Aguntum liegt im Überschwemmungsgebiet des launischen Debantbaches. Das nimmt Wunder, weil die Römer solche Gefahren meist richtig einzuschätzen verstanden. Und so gibt es zwei Erklärungen; einmal wird angenommen, dass der Verlauf dieses gefährlichen Wildwassers einst mehr westlich verlief, oder es gab hier eine Vorgängersiedlung.

Zurück zur Tiroler Urangst. Ich kenne sie, vererbt von meinem Vater, der im Südtiroler Partschins auf dem Troihof geboren wurde. Er hat mir erzählt, dass seine Mutter mit ihm und seinen älteren Geschwistern vom Hof fliehen musste, wenn der Zielbach raste, Gesteinsbrocken vor sich herwälzte und mit riesigem Gebiss alles zu zermalmen drohte.



Noch heute liegen die Rundlinge übereinander geschichtet und warten auf das nächste große Rollen.

Auch Matrei, der zweitgrößte Ort Osttirols, liegt auf einem Murkegel. Mitten durch den Ort führt eine steile, vermauerte Rinne mit gewaltigen Wällen. Es ist der Bretterwandbach; die Öffnungen für die querlaufenden Gassen können bei Gefahr schnell geschlossen werden.

Im „alten Schulhaus“ neben der Kirche befindet sich das Tauerncenter; besonders beeindruckende Schwerpunkte dieses Nationalparkzentrums sind das Wasser und die Gesteine.

Auf Schautafeln sehen und lesen wir alles über Wassertemperatur, Eisbildung, über farbliche Veränderung, die ganz kurze Lebenszeit für Bewohner in Hochgebirgsseen. Wir schauen in eine biologische Vergangenheit - zumindest was unsere Gewässer betrifft - mit der leisen Hoffnung, dass nicht schon alles verloren ist. Moorecken, Alpenmolche ... aufregend schön und auch beängstigend, denn hier wird deutlich, wie

Unten links: Kalser Serpentin, vom Wasser geformt.

Rechts: Grabstein aus Kalser Serpentin für den Jesuitenpater Alfred Focke in Abfaltern, ein Werk seines Freundes, des Künstlers Karl Prantl.





empfindlich diese Welt des Wassers und wie sehr sie in Gefahr ist. Das Aquarium - der sichtbare Lebensraum hinter Glas - ist nur ein Bruchteil der ganzen Anlage. Dahinter stecken Filteranlagen, Heizkessel, Kühlzellen, ein Gewirr von computergesteuerten Anlagen.

Was ist Limnologie? Wissenschaft von den Binnengewässern und ihren Lebewesen; der Hydrologe ist auch so ein Wassermann.

Der Künstler und Bildhauer Karl Prantl verwendet für seine Arbeiten besonders gern den „Kaiser Serpentin“; aus diesem Gestein machte er auch den Grabstein für seinen Freund, den Jesuitenpater P. Alfred Focke in Abfaltarn. Die beiden Männer, der Künstler und der Literat, sind engstens miteinander verbunden in ihrer Weltsicht, wie aus einem Interview aus dem Jahre 1980 hervorgeht, wo Focke Folgendes über den Steinkünstler sagt: „Die Form, die hier dem Stein gegeben wird, ist nicht mehr etwas Erfundenes, von außen und anderswo Herangetragenes, sondern sie wird aus dem Stein herausgeholt durch die handwerkliche Arbeit des Künstlers. Damit hat aber der Stein etwas vom Menschen dazubekommen. Er ist nicht mehr ein zufällig daliegendes Stück, sondern Anschaulichkeit des Wesens und der Bedeutung der Materie und in ihr der Natur. Das sind Überlegungen, wie sie im Mittelalter stattgefunden haben und heute wieder aufgenommen werden, wie Prantl selbst sagt.“

Weitere Betrachtungen Fockes über seinen Künstlerfreund: Prantl überzieht seine Steine mit ganz wenigen bildnerischen, abstrakten Gestaltungen, entlang den natürlichen Strukturen, Einsprengungen, Zeichnungen des Steins selbst. Die kreisförmigen Vertiefungen oder Erhöhungen, zu Perlschnüren oder rosenkranzähnlichen Ketten aneinandergereiht, die er oft Lebenslinien nennt ... man beobachtet immer wieder, wie sich Menschen an seine Steine heranpirschen, um sie berühren zu können. Soweit Focke, der Kunstdeuter, Literaturkritiker, Theologe, Philosoph und lebenslanger Freund und Besucher Osttirols. Dort, in der Bergen, hat er gebetet und sein Leben in einer Höhle der Mutter Erde zurückgegeben.

Je weiter wir in den Schoß der Tauern eindringen, entlang der Bäche und Steine, desto mehr staunen wir über das Gleichnishafte der Natur, über die Arbeit des Künstlers und jene des Wassers am Stein.

Auf dem Weg nach Innerschlöss kommen wir zu einer originellen Felsenkapelle; 1688 errichtet,

wurde sie zweimal von Lawinen zerstört. Um ihr größere Beständigkeit zu sichern, wurde sie in einer natürlichen, künstlich etwas erweiterten Höhle 1870 neu erbaut. Die Kapelle "Zur Maria Geburt" erinnert an Fruchtbarkeitskulte unserer heidnischen Vorfahren, die mit Felshöhlen aber auch mit großen Steinen in Verbindung gebracht werden.

Osttirol ist reich an Gebirgsseen. „Augen Gottes“ werden sie oft genannt, wegen ihrer Höhe einerseits, aber vielleicht auch wegen ihrer Kälte. 1976 schrieb der Pustertaler Dichter N.C. Kaser diese Verse:

*gott hat sein aug verloren
in einem hochmoorsee
dort liegt es frischgeboren
zwischen flachs & schnee*

Was Gott sieht und vor allem, was Gott nicht sieht, ist sehr geheimnisvoll und meist unverständlich. Aber im Falle der Kalser hat er geholfen. Jedenfalls ist von diesem Tal ein Wasseralp-





traum genommen worden, als man sich gegen das geplante Staudammprojekt im Dorfertal entschied. Sicherlich hat auch der Hl. Georg im Kampf gegen ein drachenähnliches Elektrizitätswerk geholfen.

Seine im Wiesengrund freistehende Kirche wacht über das ganze Kalsertal. Hier wurden übrigens auch archäologische Funde gemacht, ein Hinweis auf sehr frühe Besiedlung.

Beim Bau einer Felsenkapelle stieß J. Kerer mit seinen Mitarbeitern in 70 cm Tiefe auf 50 bis 70 Steinbockschädel; Bearbeitungsspuren lassen an einen vorgeschichtlichen Kultort denken.

Der Steinbock ist ein Monatszeichen der Winterwende und gilt auch im Christentum als Symbol der erneuerten Herrschaft des Lichts.

Links: Blaugrüner "Kalser Serpentin" zeigt sich dem Liftfahrer zum Matreier Törl.

Mitte: Kals, Matreier Törl, Felsen mit roten Flechten, im Hintergrund der Großglockner.

Unten rechts: "Felsenmalerei" im Innergschlöss, Decke der Felsenkirche.

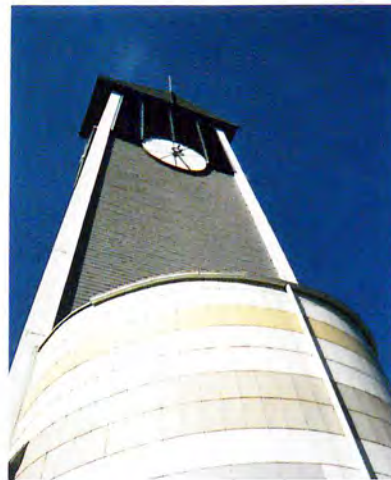


Lienzer Kaleidoskop

Herbert Nussbaumer

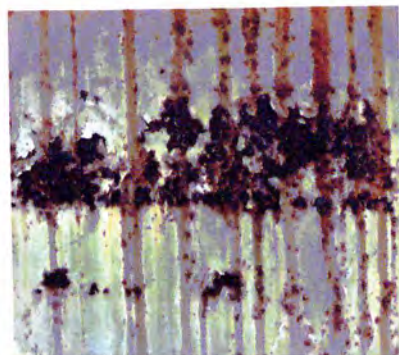


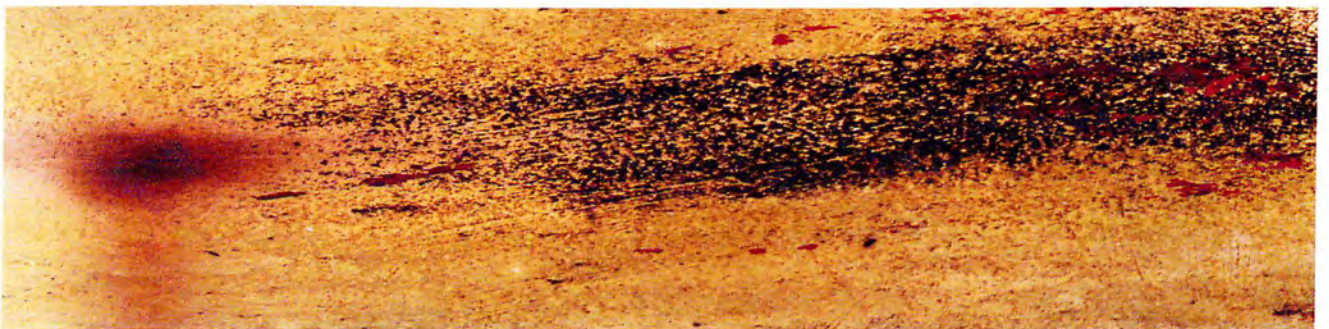












- 172 Stadterhebung 1252 ?
- 173 Schloß Bruck - Liebburg - Tammerburg
- 174 Noch immer nicht alle Lienzer Kirchtürme
- 175 Um Michaelskirche, St. Andrä und Hl. Familie
- 176 Fensterblicke
- 177 Langsames Entschwinden
- 178 Humanoid Boogie



Herbert Nussbaumer

geboren 1951 in Lienz und dort auch herangewachsen,
Studium der Industriellen Elektronik u. Regelungstechnik an der TU Wien,
lebt seit 1969 in Wien, kehrt regelmäßig nach Lienz zurück.

Seit etwa 13 Jahren Auseinandersetzung mit fotografischen Techniken
und in weiterer Folge mit künstlerischer Fotografie,
Autodidakt.

Einzel- und Gruppenausstellungen in Österreich u. im nahen Ausland.



Max Weiler in Strassen

Peter Unterweger

Der sechste Band der „Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich“, herausgegeben von Wieland Schmied, dokumentiert die herausragenden künstlerischen Leistungen Österreichischer Kunstschaffender im 20. Jahrhundert. Dass der Umschlag mit einer Arbeit von Max Weiler geschmückt, ist weist auf die führende Stellung des Tiroler Malers in dieser Epoche hin. Über Jahrzehnte begleitet er die Kunstentwicklung in Österreich. Sein künstlerisches Schaffen ist von internationaler Bedeutung.

Um nicht einen falschen Eindruck entstehen zu lassen: Es geht hier nicht darum, aus Max Weiler einen Osttiroler zu machen! Als der Künstler im Jahre 1910 geboren wurde, gab es Osttirol in der heutigen Form noch gar nicht. Nicht eine kunstphilosophische Betrachtung der Arbeiten Max Weilers ist beabsichtigt, vielmehr soll seine herzliche Beziehung zu der Heimat seines Vaters und sein einflussreiches künstlerisches Wirken im Bezirk Lienz in exemplarischer Form aufgezeigt werden.

Im Herbst 2002 erregte eine außerordentlich reizvolle Präsentation von Werken Max Weilers im Kunstraum RLB-Atelier in Lienz überregionales Aufsehen. Unter dem Titel „Die Bauernfamilie – Verwandlungen 1941 bis 1960“ gab die Ausstellung einen faszinierenden Einblick in die Entwicklung des Künstlers auf seinem Weg von der gegenständlichen Malerei zur Abstraktion. 1941 porträtierte Max Weiler seine Verwandten, die damals fünfzehnköpfige Familie Valtiner.



Dieses 2 x 2 Meter große Ölbild diente als Ausgangspunkt für die drei „Verwandlungen“. Mit Hilfe der Methode des Abstrahierens und der Präzisierung gelangt Max Weiler zu drei interessanten Neuschöpfungen. Die Werkgruppe beschäftigt den Künstler fast 20 Jahre lang, mit der Arbeit „Die letzte Verwandlung der Bauernfamilie“ schließt er die Bildserie 1960 ab. Im RLB-Atelier wurden alle vier Arbeiten gezeigt. Die Bilder waren panoramaartig positioniert, in diesem Kontext wurde das Konzept gut nachvollziehbar.

Dass diese Ausstellung nicht in einem der großen Museen der Welt, sondern in der „Provinz“ gezeigt wurde, ist wohl auch auf den Ursprung des Werkes „Die Bauernfamilie“ zurückzuführen. Max Weiler malte es in Strassen im Pustertal, dem Ort, aus dem sein Vater Dr. Max Weiler stammte. Zuerst stellte der Künstler die Familie im Hof auf, um die Komposition festzulegen. Wie für ein Gruppenfoto gruppiert er die 13 Kinder um die Eltern Josef und Filomena Valtiner. Nur der älteste Sohn fehlte. „Den mal ich noch dazu!“, hatte der Künstler damals gemeint.

Nun fertigte Weiler von jedem Model einzeln Skizzen an. „Es war nicht nötig, ruhig zu sein, der Maler wollte ein stets lebendiges Modell haben“, berichtete Prof. Vinzenz Oberhammer von seinen Erfahrungen, als er 8 Jahre später von Weiler porträtiert wurde.

Zumindest bei dem kleinen Jakob Valtiner schien da die Lage anders gewesen zu sein. Der freche Bub, links unten im Bild, wollte nicht ruhig stehen, lief davon und versteckte sich. Max Weiler musste ihn suchen, um ihn wieder zeichnen zu können. „Er hat mich auch ein bissl bei den Ohren gezogen“, erinnert sich Jakob noch heute. Durch die körperliche Haltung mit den hochgezogenen Armen und dem trotzigem Blick gelingt es dem Künstler exzellent, die ablehnende Einstellung des Buben darzustellen.

Links: Vater des Künstlers, 1946, Bleistift auf Papier, 33,5 x 29,7 cm, Privatstiftung Max Weiler, Wien.

Rechts: Der Galler - Weiler - Hof, 1940, Öl auf Karton auf Holz, 39,8 x 49,8 cm, Privatbesitz. Auf diesem Hof in Strassen / Bach (Pustertal) wurde Max Weilers Vater 1876 geboren.

Diese Charakterisierung erreicht Weiler auch bei den anderen Familienmitgliedern, wie Gottfried Boehm in der großen Monographie „Der Maler Max Weiler. Das Geistige in der Natur“ ausführt: „Weiler gelingt es mit der Kennzeichnung des Einzelnen, auch den Geist dieser Familie sichtbar zu machen, das unsichtbare Band, das durch wechselnde Zuordnung, unterschiedliche Blickrichtungen und Affekte, unterschiedliche Grade der Zuneigung und der inneren Verbindung entsteht und das man, wegen der komplexen Verbindung, die es schafft, besser als Netzwerk umschreiben kann.“

Geduldiger als der ausgelassene Jakob war dessen Bruder Georg, der heute der Bauer am Hof ist, beim Porträtieren. „Etwa eine Stunde musste ich ruhig in dieser Position verweilen“, erinnert er sich genau an die gewünschte, Kräfte raubende Haltung.

Er war seitlich gedreht und hielt einen Holzkumpf (Wetzsteinbehälter) in die Höhe. Weiler pflegte in seiner Bildnismalerei Symbole in den



Bildgrund einzufügen, die auf die berufliche oder gesellschaftliche Position des Porträtierten anspielte. Die Einbeziehung eines bäuerlichen Geräts, in diesem Fall des Kumpfs, diente Weiler als Hinweis auf den Bauernstand. 63 Jahre sind inzwischen vergangen. Und derselbe Kumpf hängt heute noch an demselben Pfosten des Stalls.

Die aufgetauchte Vermutung, Max Weiler hätte sich in der Person des Georg selbst dargestellt, ist möglicherweise auf die physiognomische Ähnlichkeit der beiden Cousins zweiten Grades zurückzuführen.

Der sommerliche Aufenthalt in der bäuerlichen Umgebung bereitete dem Maler, der zu dieser Zeit als Hilfslehrer in Zams tätig war, sichtlich Vergnügen. „Wenn wir zur Heuernte auf die Wiesen gegangen sind, hat er seine Arbeit unterbrochen und hat uns begleitet“, wissen die Valtiners zu erzählen und ergänzen, dass sie oft eine „Mords Hetz“ dabei hatten. Und auch vom Malen schwärmte Weiler in seinen Aufzeichnungen: „Die große Fläche von 2 x 2 m, die Komposition, die Pinselgeschicklichkeit machten mir großen Spaß. Das Malen spürte ich hie und da bis zu den Zehen.“ Die Dimension des Bildes stellte im Schaffen Weilers dieser Jahre eine absolute Ausnahme dar, da zu der Zeit Malmaterialien schwer zu bekommen waren.

Weiler malte an dem Bild den ganzen Sommer. Und der Rahmen wurde auch gleich von einem verwandten Tischler gezimmert. Max Esterle kauft das Bild auf der Stelle für das Land Tirol. Es wird vorerst im Landesmuseum archiviert. Zwischendurch schmückt es den Speisesaal der landwirtschaftlichen Schule in Imst.

1968 wird in der Iseltaler Gemeinde Schlaiten der neue Gemeindesaal fertig gestellt. Für die kahlen Wände benötigt Bürgermeister Jahann Gantschnig Bilder und wendet sich an den Direktor des Tiroler Bauernbundes Dr. Anton Brugger um Vermittlung in Innsbruck. Dieser stammt auch aus der Iseltaler Gemeinde. Brugger war mit Max Weiler eng befreundet und verteidigte ihn 1955 gegen die Anschuldigung des Verrats des Bauernstandes, die auf Grund der Darstellungen in der Theresienkirche in Innsbruck erhoben wurde. Der vehemente und mutige Einsatz für Max Weiler gegen den „Zorn“ der Bauern hatte für den Osttiroler eine halbjährige Suspendierung als Bauerbunddirektor zur Folge. Nun vermittelt Brugger seiner Heimatgemeinde Schlaiten das Werk „Die Bauernfamilie“. Als

Bürgermeister Gantschnig in einer idealistischen Aktion das Bild mit seinem privaten, offenen Lieferwagen vom Ferdinandeum in Innsbruck abholt, verabschiedet ihn Brugger mit den Worten: „Da habt’s ein schönes Bild, des gehört jetzt euch!“ „Die Bauernfamilie“ zierte die Wand des Gemeindesaales und war permanent stiller Teilhaber an allen Festivitäten im örtlichen Veranstaltungszentrum. Mehrmals wurde das Werk für Ausstellungen zur Verfügung gestellt, so reiste es 1988 zur Schau „Tirol 1938“ nach Innsbruck, oder 1994 nach Moskau.

1999 tritt „Die Bauernfamilie“ die Reise nach Wien an, um bei der großen Retrospektive „Max Weiler - Im Jahrhundert der Moderne – Malerei seit 1927“ im Wiener Künstlerhaus präsentiert zu werden. Der Künstler ließ sich fast jeden Tag zur Ausstellung führen, stundenlang sei er vor dem Bild „Die Bauerfamilie“ gesessen, erzählt Yvonne Weiler, die Witwe des Malers. Er zeigte mit dem Finger auf das kleine Mädchen vorne im Bild, das den Arm um ihren kleinen Bruder legt, und sagt leise: „Zita.“ Und ein zufriedenes Lächeln legte sich um seine Mundwinkel. Nach 59 Jahren konnte er sich noch an die Namen der Kinder erinnern.

Auch einen anderen Tiroler spricht das in Wien gezeigte Werk außerordentlich an. Der damalige Landeshauptmann Weingartner sorgt dafür, dass die „Bauerfamilie“ im Anschluss an die Ausstellung nach Innsbruck übersiedelt, um den Gang vor seinem Büro im Landhaus zu schmücken. Für die erwähnte Ausstellung im RLB-Atelier vor zwei Jahren kommt das Bild wieder nach Osttirol. Aber diesmal reist „Die Bauernfamilie“ nicht in luftiger Fahrt am Pritschenwagen, vielmehr wird sie diesmal, höchst versichert, von Experten einer Kunsttransportfirma, gut gepolstert im gefederten Lastwagen, kutschiert. Weingartner, der die Ausstellung in Lienz persönlich eröffnete, spricht noch vor seinem Amtsende ein Machtwort: „Die Bauernfamilie“ soll in Osttirol bleiben.

Zur Zeit erholt sich das begehrte Bild von seiner wackeren Reisetätigkeit, es wird im Schloss Bruck in Lienz museal aufbewahrt und wartet geduldig auf seinen nächsten öffentlichen Auftritt. Auch wenn die „Bauernfamilie“ zur Zeit in der Görzerburg versteckt ist, sind zwei Werke Max Weilers in Osttirol in der Öffentlichkeit präsent: Eine 1985 geschaffene Eitemperamalerei auf Leinwand prägt den Kassenraum der Raiffeisenbank in Lienz. „Fröhliche Landschaft“ betitelt

Weiler die 225 x 600 cm große Arbeit.

Bereits 1960 gestaltete er die „Vordachwand“ am Bundesrealgymnasium Lienz. In dieser Zeit ist Max Weiler gerade Repräsentant Österreichs auf der 30. Biennale in Venedig, wohl die höchste Anerkennung, die einem lebenden Künstler zu teil werden kann.

Schon seit einigen Jahren beschäftigte sich Weiler mit der Glasurmalerei auf selbst geformter Keramik. Für den Auftrag in Lienz setzt er diese Gestaltungsform monumental ein. Max Weiler war persönlich beim Glasieren der Tonelemente und beim Aufbau dabei.

Bei der praktischen Umsetzung der in Eitempera auf Papier ausgeführten Entwürfe hält sich Weiler an den Aufbau, durch die Umsetzung kommt es jedoch zu neuen Formulierungen, die Nahtstellen der Keramikplatten geben dem Werk einen neuen rhythmischen Akzent.

Wie Prof. Hans Steininger, einst Kunsterzieher an dieser Schule, in seinem Text „Max Weiler – Bezug zu Osttirol“ berichtet, rief dieses „Stück moderner Kunst vor unserer Schule“ so manche Kontroverse unter Professoren, Bürgern der Stadt und heimischen Künstlern hervor, die bis zu Schreiduellen unter Einheimischen reichte. Inzwischen marschierten Generationen von Schülerinnen und Schülern täglich an der Keramikwand Max Weilers vorbei. Als Provokation gilt sie schon lange nicht mehr.

Vielmehr wurde sie zu einer liebgewonnenen, aber nicht mehr sonderlich beachteten Selbstverständlichkeit. Vor zwei Jahren wollten Kunsterzieher und Schüler durch „Verstecken“ des Kunstwerks auf dessen Existenz aufmerksam machen. Um gegen die flüchtigen Sehgewohnheiten anzukämpfen, umhüllten sie die Keramikwand und stellten den von Max Weilers 1986 niedergeschriebenen Gedanken zur Diskussion: „Bleibe stehen und tu mir den Gefallen, länger auf das Bild zu schauen und wieder zu kommen, dann wirst du etwas gewinnen.“

Das Lienz Gymnasium ist das einzige Tirols, das einen „echten Weiler“ als Bestandteil seiner Architektur vorweisen kann. Die Keramikwand wird nun auch in den Abendstunden mit Scheinwerfern ins rechte Licht gerückt. Eine engagierte Gruppe um die Professoren Joe Wandaller und Hansjörg Rizzolli setzt sich für eine Namenserverweiterung der Schule in „Max Weiler Gymnasium Lienz“ ein.

Prof. Steininger berichtet in seinen Aufzeichnungen von Besuchen Max Weilers an der Bildungs-

Max Weiler bei der Eröffnung in der Städtischen Galerie Lienz am 2. Okt. 1981 mit Kulturreferent Dir. Paul Unterwiesinger (li) und Bürgermeister Hubert Huber



stätte. Der Künstler lobte die in der Direktion ausgestellten Schülerarbeiten und begutachtete im Zeichensaal die Ergebnisse eines Projekts einer 7. Klasse, das die künstlerische Sicht Weilers auf die Natur und seinen übergeordneten Begriff „Wie eine Landschaft“ zum Thema hatte. Weiler, seit 1964 selbst Professor an der Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz in Wien, führte im „Zeichenkammerl“ eine lange, angeregte Diskussion über das Fach Bildnerische Erziehung mit den Kunsterziehern.

In seinen jungen Jahren war Max Weiler regelmäßig Gast in der Heimat seines Vaters, Dr. Max Weiler. Dieser war 1876 am „Gallerhof“ in Strassen im Pustertal geboren worden. Bei einem Besuch im Sommer 1940 bat der Vater seinen künstlerischen Sohn, den Heimathof zu malen. Der „Gallerhof“ stand am südseitigen Ufer der Drau, an den Bauernhof waren ein Sägewerk und eine

Mühle angeschlossen. Der junge Künstler suchte gewissenhaft den Standort mit dem idealen Blick auf das Anwesen. Sein Cousin zweiten Grades, Peter Weiler, musste am gegenüberliegenden Ufer des Flusses einige Stauden aushakken und extra ein Podestl zimmern.

In der Nacht des 9. Septembers 1965 wird der Gallerhof von einem Hochwasser erfasst. Bei Nacht und Nebel und strömendem Regen wird das Haus evakuiert: nur die wichtigsten Dinge können in Sicherheit gebracht werden. Wie durch eine Fügung landet auch das Weilerbild auf dem kleinen Haufen der geretteten Utensilien. Schließlich reißen die Fluten der Drau das Wohnhaus mit sich. Somit stellt das Bild „Gallerhof“ von Max Weiler auch ein wichtiges historisches Dokument dar.

Im Jänner 2001, vierzehn Tage vor dem Ableben des Malers, war Peter Weiler Gast bei dem



Künstler in Wien. Der Besuch des Verwandten ließ alte Erinnerungen aufleben. „Max Weiler war zu Tränen gerührt“, erzählt dessen Gattin Yvonne von der innigen Begegnung. Neben der Beziehung zu seinen Verwandten in Strassen könnten die frühen Aufenthalte Weilers in Osttirol auch anders begründet sein: Seine erste Frau Gertraud Frenner aus Innsbruck, die er 1941 ehelichte, war damals als Lehrerin im Pustertal tätig.

Künftig besuchte Max Weiler den Bezirk eher Anlass-bezogen, etwa 1981, als die neuen Räume der Städtischen Galerie Lienz hinter dem alten Rathaus mit einer Ausstellung seiner Werke der Öffentlichkeit übergeben wurden. Für das Plakat und den Folder entwickelte er vor Ort Entwürfe. Die Eröffnung führte der Kulturreferent der Stadt Lienz Paul Unterweger durch. Er war

Links: Die Bauernfamilie, 1941, Öl auf Leinwand, 200 x 200 cm, Land Tirol Landessammlung.

Unten: Verwandte Bauernfamilie (Malerei - Grau, Komposition I), 1958/59, Öl, Eitempera auf Leinwand, 114,5 x 143 cm Kunstsammlung Bank Austria Creditanstalt AG



es auch, der den Maler auf seinen Ausflügen in seinem „Herkunftsland“ begleitete. Am meisten liebte Weiler die Fahrt über die Pustertaler Höhenstraße, weiß der spätere Direktor des Gymnasiums zu berichten. Weiler schätzte dabei die Gastfreundschaft der Osttiroler, wie Eintragungen ins Gästebuch, stets mit einer kleinen Zeichnung veredelt, in so manchem Haus im Pustertal beweisen. Und er genoss die landschaftliche Schönheit. „Immer wieder ließ er anhalten, stieg aus dem Auto und verweilte lange, um konzentriert in die Berglandschaft zu schauen“, schildert Unterweger.

„Max Weiler ist sicher ein Maler, der aus seiner regionalen, aus seiner tirolerischen Herkunft Kräfte gezogen hat“, schreibt Gottfried Boehm im Katalog zur Ausstellung im Künstlerhaus in Wien 2001.

Die heimatlichen Wurzeln Max Weilers, die bis nach Osttirol reichten, waren von elastischer

Unten: Die nächste Verwandlung der Bauernfamilie (Malerei auf Gelborange Grün), 1958/59, Öl auf Leinwand, 90 x 115 cm, Sammlung Dr. Wolfgang Klocker, Innsbruck.



Qualität, die jeden Freiraum erlauben und im Bedarfsfall als Krafttankstelle dienen können, aber nicht wie Ketten, die geografisches und geistiges „Abheben“ verhindern.

In seinen „Tag- und Nachtseiten“, die Max Weiler zwischen 1960 und 1991 verfasste und die teilweise hohe literarische Qualität aufweisen, notierte er: „Mein Werk ist ein Geistiges. Das verbindet mich mit Strömungen, die in gebirgigen Ländern von China bis Tirol vorkommen. Eine zarte, dünne Haut, Furcht vor den Mächten. Die großen Schatten der Berge, der enge Himmel, die undurchsichtigen Wälder, die undurchsichtige Gegend.“

Rechts: Die letzte Verwandlung der Bauernfamilie (Malerei - Heller Grund. Heller Grund mit irtümlichen Gestalten), 1960, Öl, Eitempera auf Leinwand, 198 x 205 cm, Privatstiftung Max Weiler, Wien.



Karl Hofmann und Albin Egger-Lienz

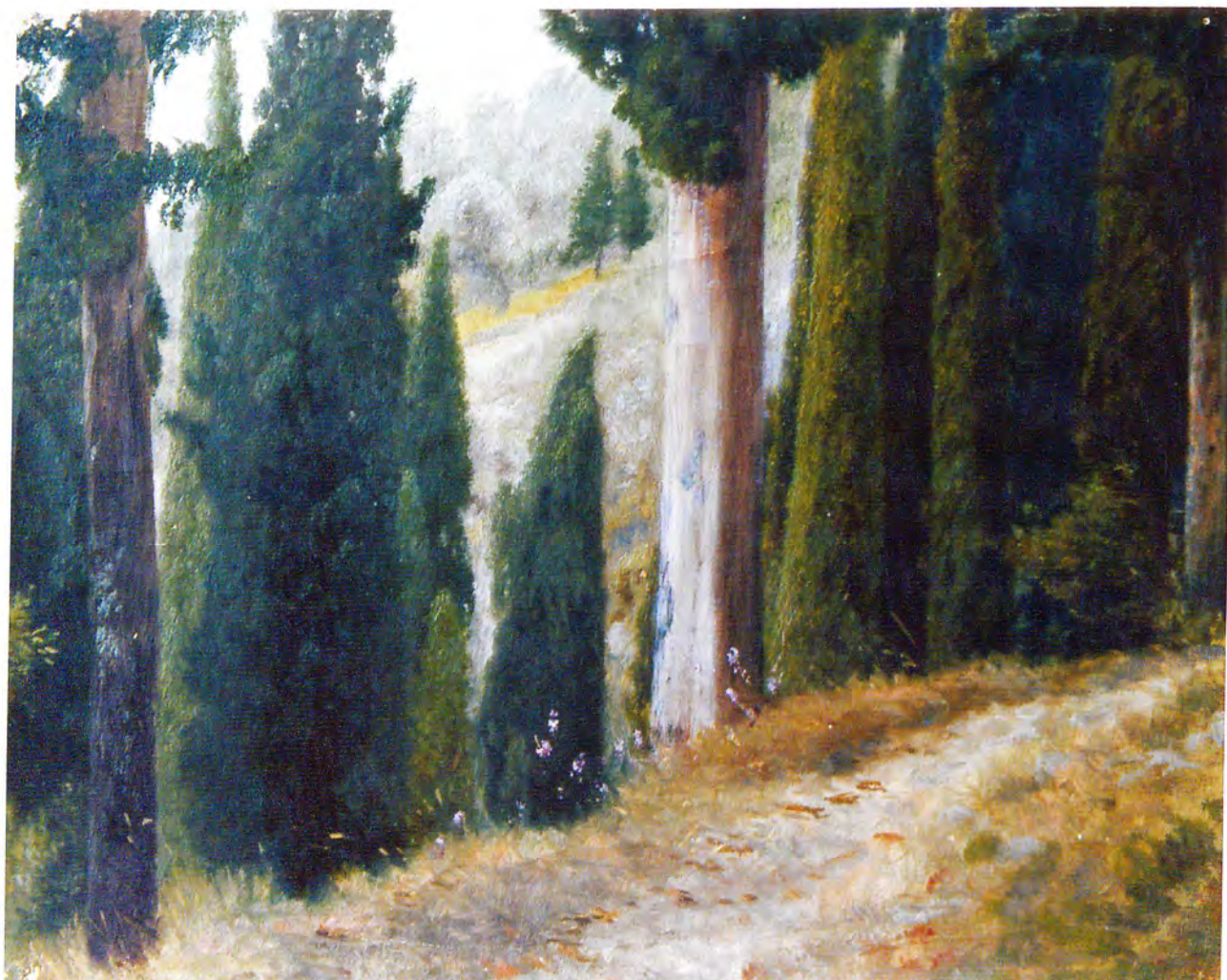
Eleonora Bliem-Scolari

Osttirol erlebte um die Wende zum 20. Jahrhundert intensiv den Reifungsprozess einer Vielzahl von besonders durch ihre Begabung motivierten Kunstschaffenden, die trotz der geographischen und wahrscheinlich auch der intellektuellen Separation ihre Arbeit als Beweis der freien Entfaltung einem kunstinteressierten Publikum vorlegten und dementsprechend mehr oder weniger erfolgreich waren.

Franz von Defregger (1835-1921), der Bildhauer Josef Gasser Ritter von Valhorn (1816-1900), Hugo Engl (1852-1926), Karl Untergasser (1855-1940), Karl Hofmann (1852-1926), Adolf Guggenberger (1896-1933) und schließlich Albin Egger-Lienz (1868-1926) zählen unter anderen zu den namhaftesten Osttiroler Künstlerpersönlichkeiten. Albin Egger-Lienz, der als Wegbereiter der modernen Malerei in Tirol seinen

Stellenwert in der Kunstwelt und in der Kunstgeschichte bereits zu Lebzeiten erreichte, findet bis in die Gegenwart in den Schaffungsprozess von Künstlern in rezipierender Weise seine Aufnahme. Der Name Albin Egger-Lienz steht als Synonym für geistgeformte Monumentalität, für ein anthroposophisches Weltbild, in dem die Malerei als Vermittlerin zwischen dem Menschsein an sich und seiner gesellschaftlich existenziellen Erscheinung auffällt.

Aus dieser von Egger konsequent umgesetzten Intention heraus vermag er auch Jahrzehnte nach seinem Tod Menschen, die sich mit den Inhalten seiner Bilder befassen, in deren Gemütsauffassung zu bewegen bzw. die Begegnung mit seinen Werken emotional zu bestimmen. Ist es nun vermessen, den Vergleich zwischen Egger-Lienz, diesem Großen der modernen Malerei und Karl



*Links unten: Karl Hofmann: „Waldidylle“, Öl auf Leinen,
26,5 x 34 cm, n. sign., Privatbesitz.*

*Unten: Albin Egger-Lienz: „Der Sämann“, Erste Fassung
in Ganzfigur, 1903. Öl auf Leinen, 177 x 156 cm, Museum
der Stadt Lienz Schloss Bruck.*



Hofmann, einem bis dato wissenschaftlich nahezu unerforschten Osttiroler Kunstschaffenden (Eleonora Bliem-Scolari: Karl Hofmann, Einblicke in sein Leben und die Entwicklung zum Landschaftsmaler, Magisterarbeit 2002; Doktorat in Arbeit) zu provozieren? Ein Vergleich auf der Ebene provokativer Kunstäußerung kann genauso wenig stattfinden wie der Versuch, Parallelen in beider Maler Kunstauffassung erstellen zu wollen. Der ehemalige Direktor und Kustos des Museums der Stadt Lienz, Schloss Bruck, Franz Kollreider, findet 1967 in den „Osttiroler Heimatblättern“ relativ klare Worte der Bewertung, wenn er anführt, dass „in Lienz Karl Hofmann völlig frei von A. Egger’schen Nachfolge blieb, ...weil er wohl schon zu alt war...“ (OHBL 12/1967)

Ein Altersunterschied von sechzehn Jahren kann in dem Sinn nicht als Beweggrund für eine fundamental konträr definierte Kunstauffassung angeführt werden, viel mehr resultiert diese grundlegende Unterschiedlichkeit, die sich für uns heute in deren Œuvre und der beinahe diametralen Bewertung am Kunstmarkt darlegt, aus der Wesensfremdheit beider Persönlichkeiten. In den unveröffentlichten Schriften der Heimatdichterin Fanny Wibmer-Pedit (1890-1967) erhält man auch kurz Einblick in einen Zuordnungsversuch, der ebenfalls nur den Status der schablonenhaften Abhandlung einnimmt. „Von anderem Wesen und anderer Art war der Lienzener Maler Karl Hofmann. Von frühesten Anfängen an sprengte die-

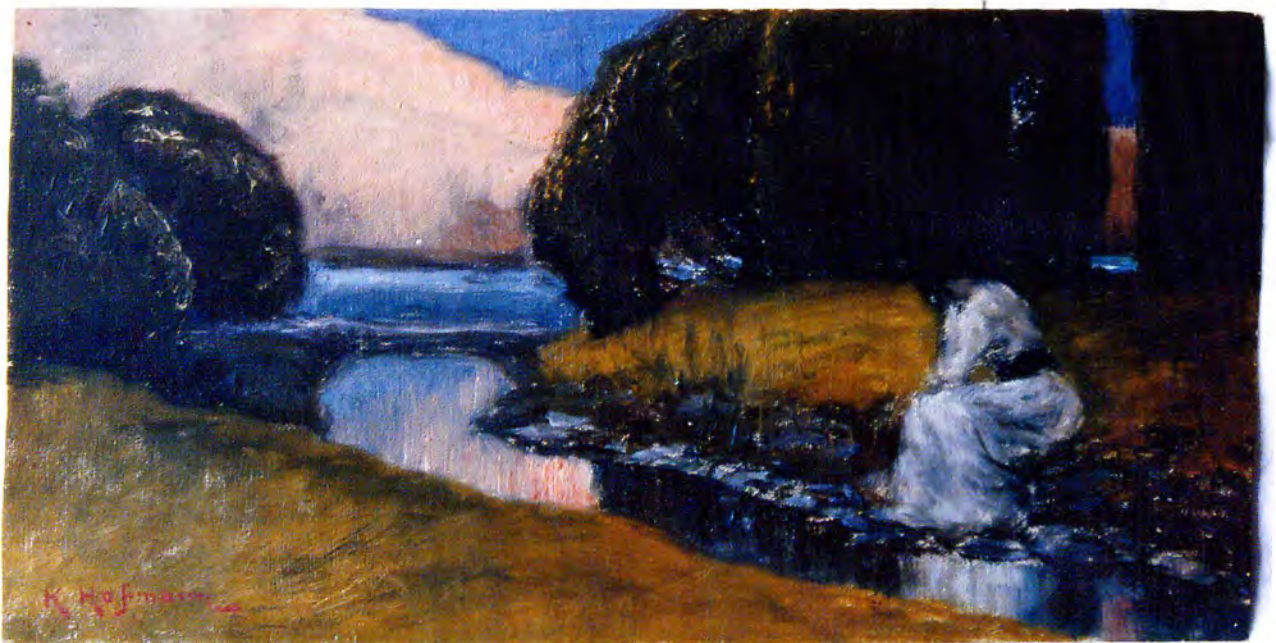
ser den Rahmen der Heimat, die ihm als Vorwurf und Anruf nicht genügte und wurde so fast zu einem Kosmopoliten...“

(Fanny Wibmer-Pedit, Manuskript, o. J.)

In diesem Zusammenhang gestaltet sich die vergleichende Auseinandersetzung mit der künstlerischen Arbeit und der Person Karl Hofmanns und der etablierten Kunstgröße Albin Egger-Lienz als spannende Analyse, die sich zum einen Teil aus archivarischer Rekonstruktion aufbaut und zum anderen Teil den Erzählungen der nächsten Familienmitgliedern zuzuordnen ist. Vorweggenommen kann schon festgehalten werden, dass Parallelen in beider Biographien sozusagen als „tangentialer Berührungspunkte“ aufzufassen sind, die gerade wegen ihrer durchaus erwarteten Differenziertheit weniger die qualitätsbezogene Abwägung als viel mehr die Bewertung der individuellen Eigenständigkeit mit sich bringen.

Einige biographische Notizen

Karl Hofmann wurde am 10. September 1852 als achttes und jüngstes Kind des Ehepaares Josef Dominikus Hofmann und Maria, geb. Ganzer, in der Lienzener Schweizergasse (heute Nr. 37) geboren. Der Vater war von Beruf Buchbinder und erbe in der Folge die Geschäftstüchtigkeit einer der ältesten Lienzener Bürgerfamilien, die sich bereits seit mehr als 300 Jahren in Lienz etablieren konnte. Nach sechs Jahren Volksschulzeit und einem Jahr am italienischen Gymnasium in Triest,



wo er bei seiner Tante lebte, hielt sich Karl Hofmann ab Herbst 1865 bis zur Maturitätsprüfung 1873 zum Schulbesuch des k. k. Staats-Gymnasiums, mit Ausnahme in den Ferien, in Innsbruck auf. Seine schulischen Leistungen in den vorwiegend naturwissenschaftlichen und philologischen Fächern wurden durchwegs mit „ausgezeichnet“ bewertet, laut Beurteilungskatalog erhielt er aber in den Freifächern Kalligraphie und Zeichnen nur „gut“ bzw. „befriedigend“. Diese Einstufung lässt eher an das Unbehagen bei der Absolvierung eines Freifaches denken, denn bereits in dieser Zeit fertigte der 17-Jährige eine größere Anzahl von subtilen Bleistiftzeichnungen bis hin zu Karikaturen an, die vor allem seine Mitschüler in charakterlich bereits ausgereiften Porträts zeigen oder Stadtveduten darstellen, die noch in naiver Akribie die Tendenz zu Parallelität und Detailfreudigkeit zeigen. Auch das Problem der Perspektive wird von ihm noch nicht völlig beherrscht, die Selbstverständlichkeit der durchgezogenen Raumgestaltung in seinen späteren Arbeiten erhält aber bereits in diesen Zeichnungen ihre strukturanalysierende Grundtendenz. Gezeichnete Landschaftsaufnahmen, die in den 1860er-Jahren entstanden und noch ganz in der idyllisch-lieblichen Tradition des Biedermeier verankert sind, reflektieren schon

gen bis hin zu Karikaturen an, die vor allem seine Mitschüler in charakterlich bereits ausgereiften Porträts zeigen oder Stadtveduten darstellen, die noch in naiver Akribie die Tendenz zu Parallelität und Detailfreudigkeit zeigen. Auch das Problem der Perspektive wird von ihm noch nicht völlig beherrscht, die Selbstverständlichkeit der durchgezogenen Raumgestaltung in seinen späteren Arbeiten erhält aber bereits in diesen Zeichnungen ihre strukturanalysierende Grundtendenz. Gezeichnete Landschaftsaufnahmen, die in den 1860er-Jahren entstanden und noch ganz in der idyllisch-lieblichen Tradition des Biedermeier verankert sind, reflektieren schon



Rechts Karl Hofmann:
„Friedhof am Gardasee“,
Öl auf Leinen, 152,5 x
108,5 cm, bez.: K. Hof-
mann re. u., Museum der
Stadt Lienz, Schloss Bruck

Links Karl Hofmann:
„Abendstimmung“, Öl auf
Leinen, 16,2 x 31,2 cm,
bez. li. u.: K. Hofmann,
Privatbesitz



Karl Hofmann: „Wiener Prater“, Öl auf Karton, 41,5 x 62,5 cm, bez.: K Hofmann re. u., Privatbesitz.

Hofmanns ästhetisierenden Blick in die Landschaft und damit einhergehend sein persönliches Naturempfinden.

Die Weiterentwicklung bezüglich der Sicht- und natürlich auch der Darstellungsweise, die in seinen späteren autonomen Landschaftsbildern zum Tragen kam, basierte auf mehreren stilistisch ausgearbeiteten Tendenzen, die vorerst noch als akademisch orientiert einzustufen sind. Es wird hier aber kein Konstrukt erstellt, das Karl Hofmann bereits in seinen jungen Jahren als herausragende Künstlerpersönlichkeit sozusagen enttarnen soll. Interessant ist einfach Hofmanns Umgang mit vorgegebenen Strukturen, seien es stilistische Einflüsse, epochale Ausdrucksformen oder Tendenzen, die er absehbar dynamisch variierte und jedes entstehende Spannungsfeld in der Motivwahl analytisch durchdringen ließ.

Es ist zu vermuten, dass gerade jene humanistisch und naturwissenschaftlich geprägte Wesensbildung Karl Hofmann dazu veranlasste, keine Akademie zu besuchen, sondern das Studium an der Philosophischen Fakultät in Innsbruck ab 1873/74 zu beginnen. Nach wenigen Semestern an der „Innsbrucker Historischen Schule“ bei Julius Ficker und Alfons Huber wechselte der 22-Jährige den Studienort und inskribierte in Wien für ein Semester am Polytechnikum und studierte bis 1877 an der Philosophischen Fakultät erfolgreich in den Fächern Klassische Ar-

chäologie und Klassische Philologie, um schließlich nach einer kurzen Lehramtsausbildung mit dem Schwerpunkt in Klassischer Philologie 1881 das Lehramtsstudium zu beenden.

Zeitgleich formierte sich im Leben des jungen Albin Egger jenes Konglomerat an ursächlicher Begabung, Leidenschaft und Durchsetzungswillen, das ihn bereits zu Lebzeiten als Ausnahmeerscheinung auffallen ließ.

Ingenuin Albin wurde am 29. Januar 1868 in Stribach, Gemeinde Dölsach, in Osttirol als uneheliches Kind der Maria Trojer und dem Fotografen und Kirchenmaler Georg Egger geboren. Bereits als Kleinkind wurde Albin in die Familie seines Vaters aufgenommen und nahm ab 1877 dessen Familiennamen an (Wilfried Kirschl, Albin Egger-Lienz. Das Gesamtwerk, Wien, München 1996). Dem Studium an der Münchner Akademie ab 1884 bis 1893 gingen schon vorher malerisch-technische Unterweisungen durch seinen Vater voran, und auch die vorbildhafte Wirkung, die der Maler Hugo Engl, der mit der Familie Egger in Kontakt stand, auf den jungen Albin Egger ausübte, wird durch eine Reihe von frühen Studien und Skizzen belegt.

Was dieses herausragende Leben als Kunstschaffender begleitete, war eine mit einer Vielzahl von Medaillen honorierte Ausstellungspräsenz, wie zum Beispiel die im Münchner Glaspalast, wo im Sommer 1891 im dazu erschienenen Ausstel-



Karl Hofmann: „Die Kirche von Nussdorf mit Blick Richtung Kärnten“. Öl auf Leinen, 44,5 x 64 cm, bez.: K. Hofmann re. u., Privatbesitz Lienz.

lungskatalog das erstmal das Wort Lienz dem Familiennamen als Charakteristikum hinzugefügt aufscheint.

Im Übrigen wurde an den Namen Karl Hofmann anlässlich einer Gruppenausstellung im Wiener Kunstsalon Gustav Pisko, die um die Jahrhundertwende stattfand und bei der er mit 48 Bildwerken vertreten war, im Ausstellungskatalog die Ortsangabe Wien angeführt. Diese Zusatzbezeichnung begründet sich bei Hofmann nicht als respektable Namensaufwertung, sondern sie ist lediglich ein Hinweis auf seinen bevorzugten Wohnsitz, den der eigentliche Lienger zu dieser Zeit in Wien hatte.

Bereits zu Beginn der 1880er-Jahre festigte Karl Hofmann in Wien als Lebensmittelpunkt nicht nur seine Berufslaufbahn, - ab 1881 scheint er als approbierter Lehramtskandidat an der k. k. Theresianischen Akademie auf und lehrte bis 1889 als Gymnasiallehrer Griechisch und Latein am k. k. Gymnasium in Wien-Hernals - sondern heiratete 1882 die 20-jährige Olga Neugebauer. Die aus einem gutbürgerlichen Bankiershaus stammende junge Frau ermöglichte im Grunde genommen Karl Hofmann jenes Leben im kunstorientierten Sinn, das auch ihrem eigenen Naturell als feinsinnige und kunstbegabte Frau entsprach. Dem kurzzeitigen Wechsel an das Staatsgymnasium in Villach folgte schließlich 1891 der Austritt aus dem Staatsdienst. Diverse

Angaben in der Chronik der Familie Hofmann begründen diesen Schritt auf relativierender Basis und verweisen auf den Stellenwert bzw. auf die Einflusskraft seiner Frau Olga. „...Da er ein ungewöhnliches Zeichen- und Maltalent hatte – wohl ein Ahnenerbteil – so ging seine Sehnsucht mehr der Kunst als dem Lehrberuf nach. Dem Wunsch seiner vermögenden Frau nachkommend, resignierte er auf seine Stelle und lebte nur mehr seine Kunst...“ (Maria Kecht-Hofmann, Familienchronik)

Hofmanns Leben war neben seiner Ausbildung und der Lehrtätigkeit in den ersten Lebensjahrzehnten vorwiegend geprägt von einer leidenschaftlichen Reisetätigkeit in mediterrane und nordafrikanische Gegenden, in denen er in studiengeleicher Manier die gewonnenen Eindrücke in Bildmotive umsetzte. In den unter anderem erhalten gebliebenen vier Skizzenbüchern, die in der Zeit zwischen 1877 und 1904 entstanden sind, lebt nicht nur der flüchtige Moment eines visuell erfahrenen Reizes auf, sondern wird auch die Tendenz des Kunstschaffenden veranschaulicht, reale Eindrücke beinahe analytisch definiert festzuhalten. Kleinformatige Aufnahmen in Öl, die in diesem Zusammenhang vor Ort entstanden sind, leben durch rasch geführte Pinselstriche, die in ihrer Spontaneität fern von jedem Akademismus auffallen. Während der regelmäßigen Aufenthalte in Osttirol lebte das Paar nach

dem Villach-Aufenthalt im Haus der Familie Hofmann in Lienz, wo sich Karl Hofmann im angrenzenden, vormals landwirtschaftlich genutzten Stadel ein Malatelier, ausgestattet mit ausgesprochen guten Lichtverhältnissen, einrichtete. Jahrzehnte später soll gerade Albin Egger-Lienz dieses Atelier, das in unmittelbarer Nachbarschaft zu dem Fotoatelier seines Vaters Georg Egger in der Schweizergasse (heute Nr. 33) stand, zeitweise zum Malen genutzt haben.

Durch die mehr oder weniger intensiven Kontakte zu dem an der Münchner Akademie der bildenden Künste als Professor für Historienmalerei lehrenden Franz von Defregger wurde Karl Hofmann auf dessen Empfehlung hin ab 1893 für zwei Semester der Besuch als „außerordentlicher Student“ an der Akademie ermöglicht. Ein längerer Studienaufenthalt war aber nicht geplant.

Auch Albin Egger-Lienz, der in engerer Bekanntschaft zu Defregger stand, verweilte zu dieser Zeit in München, zumal er sich dort nach seinem Studienabschluss im Herbst 1893 auch als freier Maler niederließ.

Die Vorbildwirkung Franz von Defreggers war nicht nur in Albin Egger-Lienz' anfänglicher historisierender Genremalerei des 19. Jahrhunderts evident, tatsächlich erfolgte die Überwindung jener Anklänge nicht unmittelbar, sondern in sukzessiver Form.

Obwohl Egger auf persönlicher Ebene zu Defregger in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis stand, distanzierte er sich in späteren Jahren von dessen Malstil und veröffentlichte diese Ansicht auch anlässlich des 80. Geburtstages Defreggers am 30. April 1915 in einem längeren Beitrag im „Allgemeinen Tiroler Anzeiger“. Ein kurzer Absatz daraus besticht bereits durch die Argumentation Eggers und impliziert die wahre Wertschätzung hinsichtlich der persönlichen Kunstauffassung. „...Aber nun kommt der Konflikt: ‚Genre und Geschichte‘. Wie das bürgerlich-behagliche Empfinden für das erzählende Genre das Herzblut ist, so fordert der Geist der Geschichte ein anderes Temperament. Wo die Kunst zum Mythos werden soll, versagt alle Bürgerlichkeit und Schilderei, ja, sie verhindert die Entwicklung zur reinen Form, die da allein ihre Herrschaft führen muß...“ (Allgemeiner Tiroler Anzeiger, Nr. 188, 28. April 1915). Nebenbei bemerkt fand sich gerade dieser Zeitungsbeitrag auch in Karl Hofmanns Archivalien.

Karl Hofmann: Die Landschaft im Mittelpunkt des malerischen Interesses

Nun, die Anlehnung an die Münchner Historienmalerei des späten 19. Jahrhunderts fand diesbezüglich in Karl Hofmanns Œuvre keine unmittelbare Resonanz. Da er sich im Grunde genommen keiner Gattung solitär verpflichtet fühlte, konnte die Entwicklung zum Landschaftsmaler in beinahe autonomer Weise erfolgen. Die Münchner Landschaftstradition und damit auch ihre Vertreter der Paysage intime, übten den eigentlichen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf den Lienzener Maler aus, dem er zwar nicht uneingeschränkt nacheiferte, aber doch auf sich und seine Arbeit wirken ließ.

Der idyllische Landschaftsausblick und die damit verbundene arkadische Stimmung galt insbesondere in der venezianischen Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts in Anspielung an Vergils (70-19 v. Chr.) *Bucolicon liber*, einem Zyklus von zehn Hirtengedichten, als zentrales inhaltliches Motiv in den Bildwerken. Arkadien, die Gebirgslandschaft in der Mitte des Peloponnes gelegen, wird bei Vergil zum Reich der Dichtung, das Götter, Nymphen, Hirten und Landleute aufnimmt und den „schönen Schimmer der mythischen Ferne“ (Paul Klussmann, in: *Die Idylle. Eine Bildform im Wandel*, Köln 1986) sein Eigen nennt. Die nun im 19. Jahrhundert propagierte „Naturverklärung“ forderte selbstverständlich die Auseinandersetzung mit der Umgebung, um das eigentlich Idyllische erst erkennen und auch künstlerisch bearbeiten zu können. Wichtig ist vor allem die Entwicklung, dass, von Frankreich ausgehend, für eine große Anzahl von Kunstschaffenden pionierhafte Vorgaben in Bezug auf eine propagierte Naturwiedergabe geboten wurden, die es galt, in stimmungsvoll harmonisierendem Einklang treu nachzuvollziehen. In dem Sinn bedienten sich gerade die Maler von Barbizon und in der Folge die Münchner Landschaftsmalerei dieser idyllischen Momente, um in monumentaler Subjektivität die uns bekannte Paysage intime zu schaffen und sich damit von der Naturwiedergabe in der heroischen Landschaft zu distanzieren. Dieser Intention folgend vollzieht sich bei Karl Hofmann in dieser Zeit die unverwechselbare Wandlung zu einem stimmungsvollen Landschaftsmaler, dessen weitgeistiger Charakter bereits die malerische Intimität kennen gelernt hat und sich auf die Darstellung augenblicklicher Sequenzen sukzessive vorberei-



Karl Hofmann: „Felsküstenmotiv“, Öl auf Leinen, auf Platte kaschiert, 41 x 59,6 cm, bez.: K Hofmann re. u., Christian Pramstaller, Galerie Diogenes Lienz

tet. Die motivischen Impressionen fand der Maler in unwegsamem Tiroler Gebirgsregionen genauso wie an den Küsten und den Landpartien Südeuropas.

Am Beginn der 1890er-Jahre entstand das kleinformatige Ölbild „Waldidylle“. Der wegbetonte Ausschnitt fordert den Betrachter auf, den Blick über die Reihe wegsäumender Zypressen auf die dahinter liegende baumdurchwachsene Lichtung gleiten zu lassen. Ein kurzgeführter Pinselstrich, der in nuancierten Farbeinheiten aufzugehen vermag, verbindet reizvoll die kontrastreichen Partien hellerer und dunklerer Areale. Die realismusnahe Darstellung in dem Kleinformat schmälert aber nicht den Eindruck, hier einem willkürlich vom Maler Hofmann gewählten stimmungsbetonten Augenblick beizuwohnen. Interessant ist die Tatsache, dass Karl Hofmann in den meisten seiner Bilder, von den spontan arrangierten Studien, den vollständig konzeptuell ausgearbeiteten Landschaftsaufnahmen und Dorfidyllen bis hin zu den sogenannten großformatigen Salonstücken, den strukturierten Aufbau scheinbar dem Zufall überließ. Mit wenigen Ausnahmen meidet der Maler die Motivmitte als Ausgangspunkt eines Arrangements und nähert sich dem Thema förmlich aus dem Randbereich. Natürlich erlebt dadurch auch der Betrachter seiner Arbeiten dieses Justieren aus der Peripherie, das perspektivische, zum Teil aus der Absprung-

sicht gewählte Terrain als spannende Tonalität, die als solche auch akzeptiert werden muss.

Karl Hofmanns Positionierung in der österreichischen Kunstgeschichte erlaubt vor allem mit den gewachseneren Bildern, die ab der Jahrhundertwende entstanden sind, die Zuordnung in die Reihe der von Emil Jakob Schindler (1842-1892) angeführten sogenannten Poetischen Realisten. In weiterer übergeordneter Folge können Karl Hofmanns atmosphärisch initiierte Landschaftsaufnahmen dem österreichischen Stimmungsimpressionismus zugeordnet werden.

Die unterschiedliche Ausstellungspräsenz

Die ausgesprochen kontinuierliche und hoch eingeschätzte Ausstellungspräsenz von Albin Egger-Lienz, die in dementsprechend erschienenen Publikationen reflektierend abgehandelt wurde, verdeutlicht auch die Absicht des Kunstschaffenden Egger-Lienz, sich seinem Publikum gegenüber zu öffnen. Für Karl Hofmanns Entscheidung, sich vollständig der Malerei zu widmen, war es aber keine Voraussetzung, das Produkt seiner Kreativität auch im öffentlichen Schauen zur Diskussion zu stellen. Erst nach dem Tod seiner ersten Frau Olga im Jahr 1898 war er nachgewiesen zum ersten Mal 1899 bei der Frühjahrsausstellung des Wiener Künstlerhauses mit dem Bild „Friedhof am Gardasee (Cisano)“ vertreten.



Albin Egger-Lienz: „Porträt Lorli“, datiert 1907. Öl auf Leinen, 104 x 88 cm, Museum der Stadt Lienz Schloss Bruck.

Zwei imposante Zypressen beherrschen in ihrer Vertikalität den Bildraum, der als zielführender Inhalt die Kapelle am Friedhof und die eingrenzende Mauerpartie mit dem Stufenaufgang aufweist. Der zusätzliche Titel „Ein trüber Tag“ impliziert als solcher den beinahe unpoetischen Hinweis, der die melancholieinitialisierte Stimmung ausklammert. Spannend an der Titelfindung des Bildes ist auch die Feststellung, dass der eigentliche Friedhof nicht ausgemacht werden kann und man nur durch die Kapelle, die ein bestimmtes Areal umfassende Mauer und vielleicht durch die Abgeschlossenheit der Anlage daran erinnert wird. Der Maler Hofmann nimmt hier wiederholt die Position des authentischen Betrachters ein, der am Wegrand steht und von der eindringlichen Thematik eher fasziniert als sentimental berührt wird. Eine vorangegangene Skizze und kleinformatige Vorlagen lassen das Entstehungsjahr mit 1897 angeben.

Diese noch zu Lebzeiten meistbeachtete Komposition gelangte im Anschluss an die Wiener Exposition zur Großen Berliner Kunstausstellung, von dort auf Einladung der Kaiserlichen Gesellschaft für bildende Kunst nach St. Petersburg, wo

im November und Dezember 1899 österreichische und ungarische Künstler vorgestellt wurden. Im Wiener Künstlerhaus war Karl Hofmann in der Zeit zwischen 1900 und 1902 neben diesem Werk noch mit weiteren Landschaftsbildern präsent, die nähere Erwähnung in diversen Katalogen

wurde aber nicht forciert. 1902 wurde im Innsbrucker Gewerbemuseum die „Ausstellung lebender Tiroler Künstler“ anlässlich eines kunsthistorischen Kongresses abgehalten, zu der neben Albin Egger-Lienz auch Karl Hofmann mit dem Bild „Frühling auf den Bergen“ eingeladen war. Ebenfalls im Gewerbemuseum beteiligte sich Karl Hofmann 1903 bei der „Ausstellung von Werken zeitgenössischer Künstler“ bereits mit vier Frühlings- und Herbstbildern, die neben den Werken von Albin Egger-Lienz, Franz von Defregger, Hugo Engl und Thomas Riss, um einige wenige anzuführen, dem Publikum zur Schau standen.

Als nachlässig kann man den Umgang mit den ordentlichen Mitgliedern des „Tiroler Künstler Bundes“ in Innsbruck empfinden, denn 1905 ist Karl Hofmann, Kunstmaler-Lienz, Pustertal, bei der „II. Jahres-Ausstellung des Künstlerbundes“ im Ausstellungsprogramm nicht aufgelistet. In dem Sinn erfuhr aber auch Albin Egger-Lienz, der mit dem Monumentalwerk „Der Sämann“ dabei war, keine Erwähnung!

1909 fand anlässlich der Jahrhundertfeier zum Gedenkjahr 1809 in den zehn Sälen des Pädago-

giums in Innsbruck die „Jubiläumsausstellung der Tiroler Künstler“ statt. Im ersten Saal war auch Karl Hofmann mit den Werken „Côte d’Azur“ und „Ein trüber Tag“ („Friedhof am Gardasee“) vertreten. Erstmals erhielt Hofmann hier ein bemerkenswert positives Presseecho, auch wenn Albin Egger-Lienz, der mit „Fred“, „Mittagessen“, „In den Kampf II“ u. a. reüssieren konnte, die Kunstausstellung nicht dem Gedenkjahr 1809 passend bestückt sah, was er auch in einem Artikel im „Allgemeinen Tiroler Anzeiger“ kundtat. „Doch, glaube ich, bedürfe es keines Zauberstabes, diese stattlichen, oft illegitimen Kinder der Freude und des Schmerzes woanders hin zu versetzen, wo es keine Berge gibt und keine Tannenwälder und keine starken, artgewandte Männer und starkherzige Frauen. Den Dampf der Heimatscholle, den Geruch der blutgetränkten Heimaterde spürst du nur bei einigen, welche ‚leben durch eigenen Stoff‘ und zu wachsen versprechen von ‚Innen‘ heraus...“ (Allgemeiner Tiroler Anzeiger, Nr. 166, 24. Juli 1909)

*Egger-Lienz und Hofmann:
Moderne und Tradition*

Dem Egger-spezifischen Monumentalitätsprinzip, das den Menschen in seiner gesamten Anmut und Tragik aufnimmt, setzt Hofmann eigentlich einen Landschaftsausblick entgegen, der in seiner Unaufdringlichkeit jedoch jede Plakativität und plane Gleichförmigkeit vermeidet. Abstrahierte Kürzel können nicht erwartet werden, und der Weg zur expressiven Formensprache, die Egger-Lienz schon bald für sich entdeckte, relativiert sich bei Hofmann in wenigen Partien des flüchtigen Umgangs mit Pinsel und Farbe. Intime Arbeiten finden sich bei beiden Kunstschaffenden, die Bewertung der Ausführung würde aber keinem Gleichgewicht entsprechen, da jedem eine differente Maltradition als Motivation zu Grunde liegt.

Die Anklänge des österreichischen Jugendstils beeinflussen natürlich auch Egger-Lienz und Hofmann in deren Ausführungen.

In Anlehnung an eine Otto Wagner (1841-1918) und Joseph Maria Olbrich (1867-1908) - Nachfolge konzipierte Karl Hofmann sogar zusammen mit dem aus Paluzza stammenden Maurermeister Santo Puntel am Lienzer Schlossberg Osttirols einzigen reinen Jugendstilbau, den er bereits im Frühling 1904 beziehen konnte. 1907 heiratete er seine zweite Frau Maria Sommerfeld

(1910 kam sein Sohn Karl Konstantin zur Welt), mit der er seine leidenschaftliche Reisetätigkeit fortsetzte. Im Gegensatz zu Egger-Lienz, dessen Œuvre anhand eines ausführlich geführten Schriftverkehrs, an Dokumenten, Zeitungsrezensionen und Publikationen zeitlich erfassbar ist, erschwert Hofmanns Tendenz, mit wenigen Ausnahmen seine Werke zu datieren, die genauere Zuordenbarkeit. Natürlich veränderte sich Karl Hofmanns Malstil im Laufe der Jahrzehnte in eine Richtung, die als besonders kraftvoll, dynamisch und durchwegs als verhalten beschrieben werden kann. Auch eine merklich zurückgezogene Stimmungsbreite in Motiv und Farbwahl akzentuieren gerade in den Bildern, die nach den Kriegsjahren entstanden sind, zum Teil Hofmanns detailvernachlässigende Absicht.

Schließlich zieht sich der Maler krankheitsbedingt aus der Öffentlichkeit zurück und stirbt am 25. April 1926 im Sanatorium der Barmherzigen Schwestern in Innsbruck. Das handschriftliche Kondolenzschreiben, das Albin Egger-Lienz an die Witwe des „verblichenen Kollegen“ Hofmann richtete, wurde von ihm unbeabsichtigt mit 6. 5. vordatiert, der Poststempel des Briefes zeigt nämlich den 5. 5. 1926.

Dieser Irrtum erscheint aus heutiger Sicht schicksalhaft, denn gerade am 6. Mai 1926 verhängte das Heilige Offizium in Rom über die Kriegergedächtniskapelle in Lienz aufgrund Albin Eggers kirchenfremder Darstellung des „Auferstandenen“, das Gottesdienstverbot, dessen Aufhebung und die damit einhergehende Weihe der Kapelle erst 1988 stattfand.

Albin Egger-Lienz starb schließlich im selben Jahr, am 4. November 1926, und gelangte bald nach seinem Tod bis heute zu uneingeschränkter Achtung seiner Arbeit.

Auch wenn man bei einer zusammenfassenden Betrachtung des Lebens von Karl Hofmann nicht den Eindruck gewinnt, es handelt sich hier um einen begnadeten Kunstschaffenden, der sich dezidiert gegen jede malerische Tradition aussprach, so konnte er sich doch als Individualist manifestieren, der seiner Berufung zum Malen beinahe kompromisslos entgegen ging und die vielen Höhepunkte in seinem Leben in sublimen Landschaftsaufnahmen umsetzte. Indem Hofmann schließlich der Landschaftstradition verpflichtet war, konnte sein Geist für den Stimmungsgehalt in seinem Leben frei bleiben und war nicht dazu angehalten, immer nach Neuem Ausschau zu halten.



Albin Egger-Lienz: „Die Alten“, 1914.
Kasein auf Leinen, 205 x 258 cm,
Museum der Stadt Lienz Schloss Bruck



Zeitgenössisches Kunstschaffen in Osttirol: Lois Salcher – Elfriede Skramovsky

Rudolf Ingruber

Über zeitgenössisches Kunstschaffen anhand weniger typischer Beispiele zu referieren, daraus auch noch allgemein gültige Aussagen gewinnen zu wollen, provoziert nicht nur Widerspruch, es ist einer. Indem es den größten Teil seiner Möglichkeiten einfach ausblendet, scheint das Unternehmen eine der bestimmenden Eigenschaften zeitgenössischer Kunst, nämlich die, sich aus unterschiedlichsten Positionen zusammen- oder auseinanderzusetzen, mit großzügiger Geste vom Tisch zu fegen.

Der Fokus auf die engen landschaftlichen Grenzen Osttirols allein ist keine hinreichende Entschuldigung. Dass hier gerade in Kunst und Kultur den Versuchungen der Welt noch mit Jungfräulichkeit zu begegnen sei, entspricht vielleicht einer romantischen Vorstellung, wahr oder wahrhaftig ist es nicht. Eher schon naiv. Diejenigen, die das erkannt haben, abgewandert sind und ihre Stellung fern der Heimat behaupten, Künstler, deren Werk überall oder, deutlicher formuliert, überall nur nicht hier stattfinden könnte, scheiden deshalb aus unseren Betrachtungen aus. Gelegenheiten, bei denen die Heimat sie wieder für sich reklamiert, lassen ohnehin nie lange auf sich warten.

Es gehört zu den Aufgaben der Künstler, auf Veränderungen kultureller Gegebenheiten, seien sie durch äußere Einflüsse oder innere Entwicklungen, für die sie wenigstens zum Teil auch selber die Verantwortung tragen, verursacht, als erste zu reagieren. Die Möglichkeiten sind, wie gesagt, vielfältig und bei weitem noch nicht ausgeschöpft. Daher sollen hier Künstler ins Bild gesetzt werden, die ihre Meriten zwar zu einem bestimmten, doch nicht zum überwiegenden Teil bereits eingefahren haben. Künstler, deren Werk den Vergleich nicht zu scheuen braucht und am Ende doch unvergleichlich bleibt. Welche Chancen der Weiterentwicklung dieses bietet und wo die Grenzen zu vermuten sind, danach wird ebenfalls zu fragen sein. Um zu wissen, wovon man redet, ist die genaue Kenntnis seines Gegenstandes oberstes Gebot. Dies sei der Rechtfertigung meiner Auswahl hinzu gefügt.

Elfriede Skramovsky (geb. 1958 in Wien) zeichnet Tag für Tag und das seit vielen Jahren abstrakt

umrissene Figuren, die sie mittels Feder und Tusche, manchmal auch mittels Pinsel und Farbe, mit dekorativen Mustern füllt. Viele Betrachter konstatieren den hohen Arbeitsaufwand, den sie in ihre Bilder investiert, und schließen daraus auf den Fleiß, die Geduld, ja sogar Leidenschaft der Künstlerin. Als Resultat höchster Konzentration und handwerklichen Geschicks wird die Präzision in der Zeichnung der kleinteiligen Muster gedeutet, deren schier endlose Variationen nicht immer mit Vielfalt sondern oft genug auch mit Einfachheit in Verbindung gebracht werden. Sollte dies jedoch die einzige Botschaft ihrer Werke sein, so wäre mit einigem Recht deren Kunstwürdigkeit zu bezweifeln. Nicht zu zweifeln hingegen ist daran, „dass diejenigen unter uns, denen die Geduld und das Talent für solche Beschäftigungen fehlt, mindestens die Bescheidenheit aufbringen müssen, sich von denen informieren zu lassen, die Geduld und Talent haben.“¹

Kunst bedeutet ästhetische Kommunikation. Fleiß, Geduld und Konzentration sind noch keine ästhetischen Kategorien. Sie vermitteln sich allerdings auf ästhetischem Wege, d. h. über Ausdrucksqualitäten. Der heute verstärkt ins Spiel gebrachte Begriff der „Rezeptionsästhetik“ reflektiert die Mündigkeit des modernen Publikums und dessen Bewusstsein, selbst am Zustandekommen von Kunst beteiligt zu sein. Umgekehrt sucht der Künstler immer schon den Dialog – nicht nur das Selbstgespräch, sondern vor

*Elfriede Skramovsky: Ohne Titel, Farbtinte auf Papier,
49 x 63 cm, 2002.*

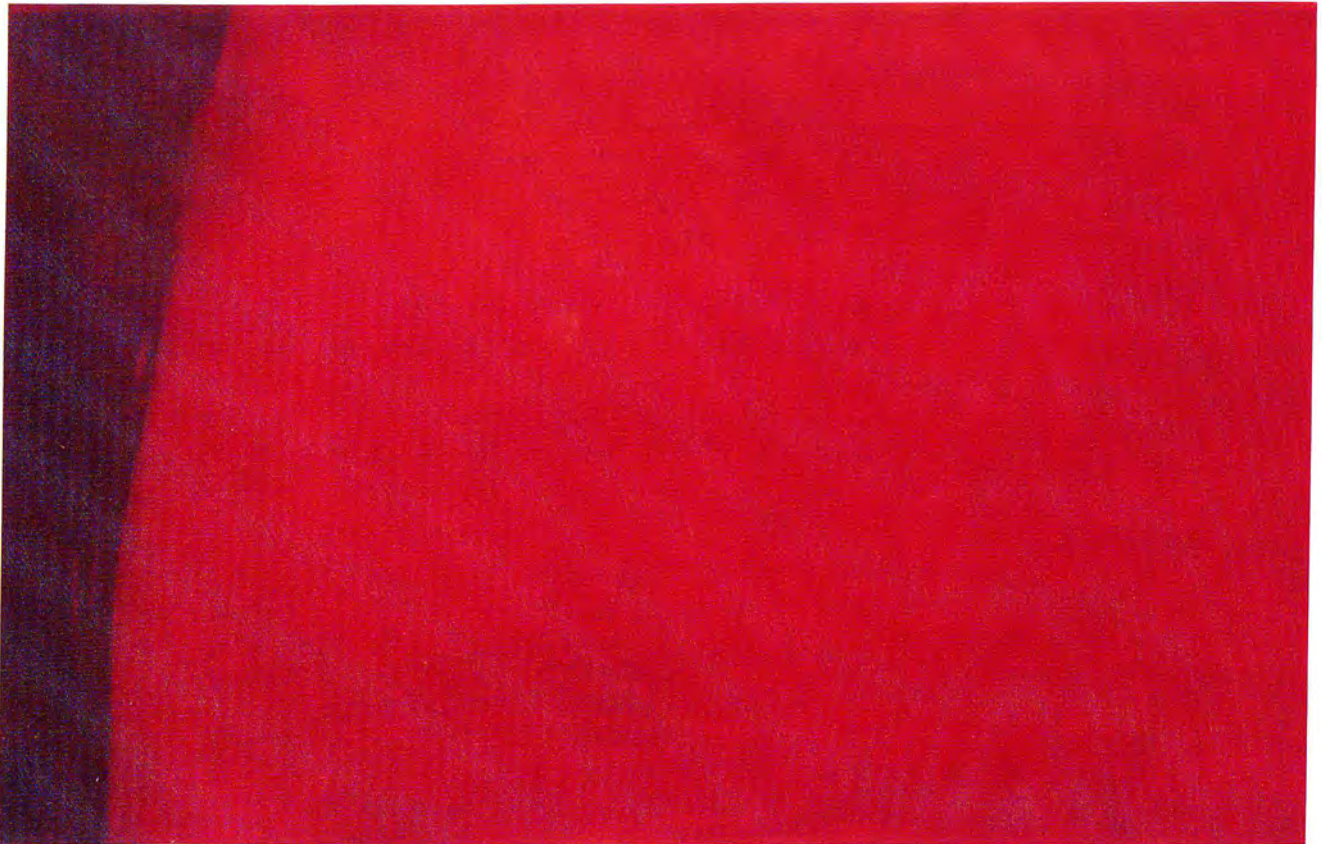


allem die Kommunikation mit dem, was die Rezeptionsästhetik als „idealen Betrachter“ seiner Werke entwirft. Der Künstler fühlt sich dann verstanden, wenn er einen solchen hin und wieder auch in wirklichen Personen antrifft.

Auf die Frage nach bevorzugten Betrachtern ihrer Schöpfungen nennt Elfriede Skramovsky, neben ihren Arbeitskollegen im gemeinsamen Atelier der Kunstwerkstatt Lienz, ohne zu zögern Bekannte und Freunde aus Thal, jener Ortschaft, in der sie Kindheit und Jugend verbracht hat.

Dass Freundschaftspflege einst eine künstlerische Form annehmen sollte, galt damals aber im höchsten Maße als unwahrscheinlich. Nach der Schulausbildung, in der der Zeichenunterricht ihr noch am wenigsten anhaben konnte, arbeitete Skramovsky zeitweise im Gastgewerbe, als Küchenhilfe, Serviererin und Kindermädchen.

die höchste Anerkennung ausspricht, stammt aus derselben Gemeinde. Aus einer anderen Fraktion zwar, doch sind weder die räumliche Entfernung noch der Unterschied an Jahren von größerer Bedeutung. Trotzdem hätte vorerst nichts dafür gesprochen, dass sich die beiden je begegnen sollten. Lois Salcher (geb. 1951 in Lienz) erinnert sich, dass im gesellschaftlichen Umfeld, in dem er aufwuchs, der Künstler als einer galt, der Außergewöhnliches leistet. Darüber herrschte Konsens. Vom Misstrauen gegen die moderne Kunst, das zu dieser Zeit der Kunsthistoriker Hans Sedlmayr wissenschaftlich formulierte, war hier anscheinend noch nichts durchgedrungen, und so war auch nichts Außergewöhnliches daran, dass Lois Salcher sich von Kindheit an zeichnend und malend mit seiner Lebensumwelt auseinandersetzte. Trotzdem, oder vielmehr eben deshalb,



Lois Salcher: Nah am Rot, Wasserfarbe auf Papier, 67 x 97 cm, 2004.

Die Kunst erlernte sie erst spät, im zweiten Bildungsweg gewissermaßen. In die Erwartungshaltung jenes Publikums, das sie auch heute gern mit Hauswirtschaft und Handarbeiten beschäftigt wüsste, sind diese Voraussetzungen mit einzurechnen.

Der Künstler, dem Elfriede Skramovsky selbst

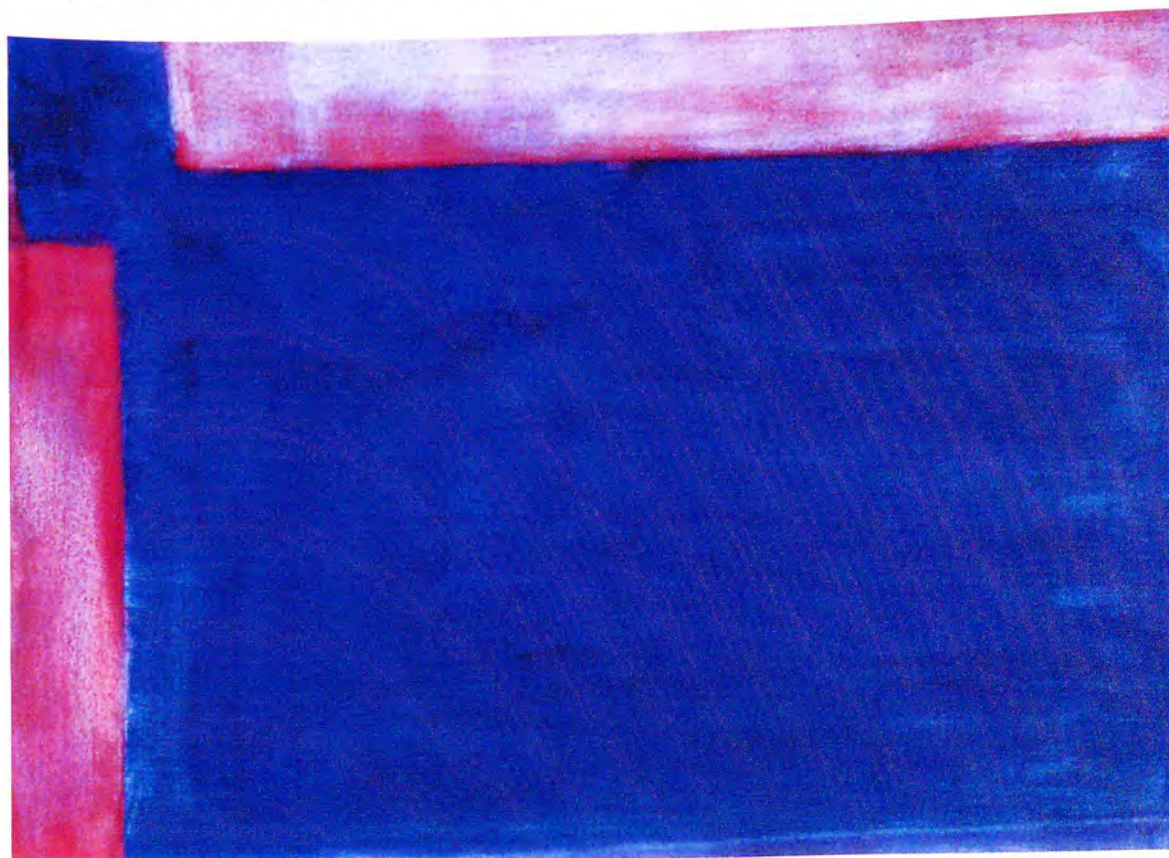
war es für ihn, um seine Neigung zum Beruf zu machen, unumgänglich, die vom ländlich geprägten Sozialgefüge festgesetzte Laufbahn zu verlassen.

In seiner 1955 erschienenen Schrift „Die Revolution der modernen Kunst“² kritisiert Sedlmayr den Bedeutungsverlust der nach Reinheit und

Unabhängigkeit strebenden Künste, die Ausstoßung des Tektonischen aus der Plastik und des Plastischen aus der Malerei. Der Verzicht auf den Gegenstand stelle die Deutung dem Belieben des Betrachters anheim und entzöge einer verlässlichen Kommunikation jeden Boden. Der Künstler stehe „im Bezug zur Schwermut“, die ihn hindert, zu sich selbst zu kommen und ihn zum „Auswanderer aus der Wirklichkeit ins Ästhetische“ bestimmt. Von 1971 bis 1976 studierte Salcher Malerei und Grafik an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Vom Phantastischen Realismus bis zur Informellen Malerei waren dort sämtliche Facetten, gegen die Hans Sedlmayrs Buch polemisierte, bereits mit einem Lehrstuhl untermauert. Obwohl Lois Salcher Anregungen für seine Kunst nach eigener Aussage mehr von Schriftstellern und Philosophen be-

Weilers frappante Einfühlung in den stillen und langen Atem der Natur und die nuancierte Linearität der plastischen Volumina Fritz Wotrubas aber setzten umgekehrt auch ein Sensorium des Schülers für die leisen, unspektakulären Qualitäten der Metiers voraus.

In der Malerei entstehen Linien dort, wo Flächen aufeinander treffen. In der Bildhauerei kommen sie dort zustande, wo das Tastbare an optische Phänomene angrenzt, wo Licht und Schatten einander berühren und dort, wo unsereiner mit dem Zeigefinger, der Zeichner aber mit dem Stift entlang fährt. In der Zeichnung schließlich ist die Linie direkter Handlungsniederschlag, nicht bloß einer Erkundung haptischer und optischer Phänomene, sondern auch der seelischen Empfindung. Für den zeichnerischen Anteil, der in Lois Salchers Werken die Wirklichkeit notiert, ist sie



Lois Salcher: Das Meer so tief, Wasserfarbe auf Papier, 56 x 76 cm, 2000.

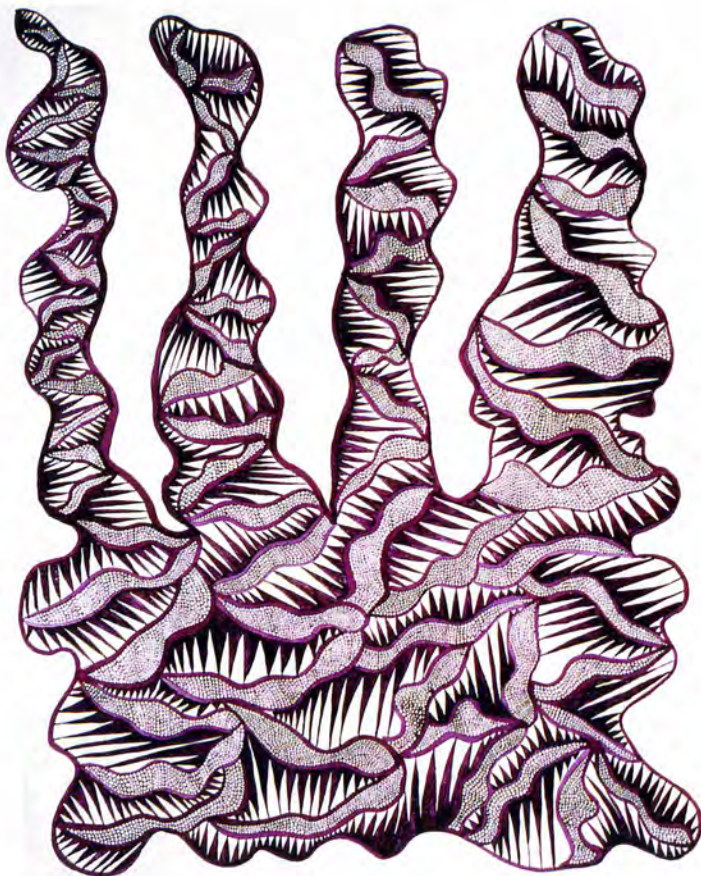
zieht, waren es namentlich zwei Klassiker der Österreichischen Moderne, die ihn während seiner Wiener Jahre nachhaltig beeindruckten, auch wenn sie nicht unmittelbar zu seinen Lehrern zählten: Der Maler Max Weiler und der Bildhauer Fritz Wotruba, die beide an der Akademie der bildenden Künste ihre Professur bekleideten.

das Ausdrucksmittel persönlicher Berührtheit und niemals Selbstzweck.

Auch die spontan gezogenen Linien, mit denen Elfriede Skramovsky ihre Figuren konturiert, können als Spuren seelischer Regung gelesen werden. Die Routine aber, die den spontanen Ausdruck steuert, ist das Ergebnis konsequenten

Suchens und bedingungsloser Übung. Als Skramovsky 1987 ernsthaft mit dem Zeichnen begann, hielt sie sich an Erscheinungsformen der Natur, die sie in knappe Zeichen übersetzte. Die Ähnlichkeit von Gegenstand und Abbild war von vornherein nicht angestrebt, vielmehr begeisterte die Künstlerin sich für die dekorative Wirksamkeit konventioneller Symbole für Tiere, Pflanzen, Früchte, die nie mit der Wahrnehmung des natürlich Schönen konkurrieren wollten. So muss ein Umriss auch nicht der Silhouette eines natürlichen Gegenstandes gleichen, um ästhetisch anzusprechen.

Statt als Mensch, Baum oder Blume kann er – und das ist, wie das mittlerweile umfangreiche Werk der Künstlerin uns lehrt, weit öfter der Fall – auch lediglich als gestaltloser Fleck erscheinen. Der aber drängt dann erst recht nach Gestaltung. Zu diesem Zweck entwickelte Skramovsky ein Repertoire an Mustern, mit dem sie die umgrenz-

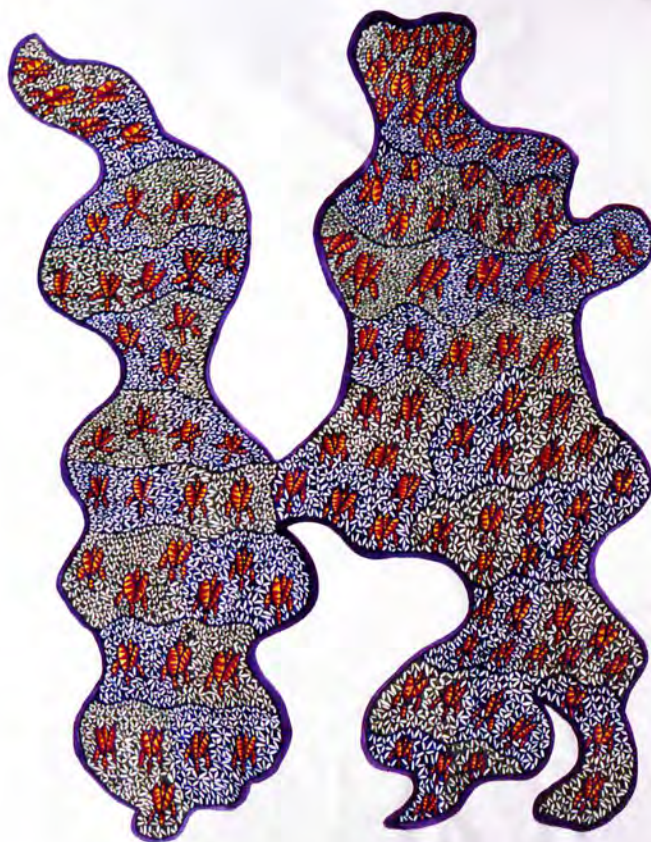


*Elfriede Skramovsky: Ohne Titel, Farbtinte auf Papier,
63 x 49, 1998.*

te Fläche nicht nur zu füllen, sondern auch überzeugend zu deuten vermag. Von den Rändern dringt sie in das Innere der Figur, wo Zentren von besonderer Anziehungskraft die Form der Arbeit

strukturieren. Fleiß, Geduld und Arbeitsaufwand, mit denen dieses Ziel verfolgt wird, erweisen sich als Konsequenz spontanen Ausdrucks, und da aufgrund der Spontaneität kein Umriss je dem anderen gleicht, ist auch die Spannung jedes Mal auf neue und vor allem kreative Art zu lösen. Die dafür nötige Erweiterung des Mustervorrats war zunächst auf schwarze Linienzeichnungen beschränkt. Später nahm Skramovsky auch die Farbe mit ins Spiel, denn „der Muster-Macher liebt es oft, Klassen von Motiven zu schaffen, die in einer Hinsicht einander gleichen und in einer anderen verschieden sind. Farbe ist sein einfachstes Mittel zu diesem Zweck.“³

Die Form wird also zu Beginn der Arbeit definiert und ihre vorab erst erahnbare Gestalt in einem minutiösen Schaffensvorgang Strich um Strich ans Licht geholt. Die Füllmuster variieren dabei jeweils eine vorher festgelegte Auswahl aus dem Fundus. Von Anfang an ist der schöpfe-



*Elfriede Skramovsky: Ohne Titel, Farbtinte auf Papier,
63 x 49 cm, 1996.*

rische Prozess durch grundsätzliche Entscheidungen begleitet. Die Beachtung dieser minimalen, nichtsdestoweniger aber strengen Regeln macht die Quantifizierbarkeit und Endlichkeit

des Spiels wahrscheinlich. Sie schützt es vor Belieblichkeit und absichtloser Zerstreung. Wenn die Künstlerin selbst die „Neugier auf das, was dabei heraus kommt“ zur Triebfeder ihres Tuns erklärt, dann meint sie damit den Ertrag des zwischen der Eigengesetzlichkeit des Spiels und ihrem erfinderischen Willen abgesteckten Spannungsfeldes.

In der ersten Dekade seines freien künstlerischen Schaffens wurden Lois Salchers zeichnerische Ambitionen gleich dreimal mit Preisen anlässlich des biennial ausgeschriebenen Österreichischen Graphikwettbewerbes sowie mit einer dem Gedenken des Südtiroler Schriftstellers Norbert C. Kaser gewidmeten Auszeichnung honoriert. Auch eine Rückschau auf die Ausstellungstätigkeit dieser Jahre lässt erkennen, dass sich der Zeichner und der Maler Lois Salcher noch die Waage hielten. Einmal das Unscheinbare vom Boden aufzulesen, dann wieder über Vordergründiges hinweg zu sehen, beschäftigte, aus konträren Perspektiven, denselben künstlerischen Blick. Orientierung fand er in der Landschaft. Die konsequente Zurückführung des Naturein-

druckes auf ausgewählte Stimmungen und die damit einher gehende Befreiung der Bildmittel, insbesondere der Farbe, aus ihrer Funktion der Wiedergabe des Gesehenen, verhalfen schließlich dem Maler zum Durchbruch, und dies gleich im doppelten Sinne: Lois Salchers individueller Beitrag zum immer wieder problematisierten Fach der Malerei erfährt weit über die Grenzen seiner Wirkungsstätte hinaus Anerkennung und wurde – wie könnte es auch anders sein – ebenfalls mit Preisen belohnt.

Eitempera – ein Malmittel aus Hühnereiern und Leinöl - Wasser und ausgesuchte, reine Pigmente haben sich als für Salchers Absicht am geeignetsten erwiesen. Die Linie hat jetzt den Vorrang an die Farbe abgetreten. Als jene imaginäre Zone, in der ein Farbfeld seinen spezifischen Charakter mit dem eines anderen konfrontiert, bleibt sie aber das Instrument, das Form und Farbe zum Zusammenklingen bringt. Die waagrechte Linie, von allen zufälligen und ortsabhängigen Erhebungen gereinigt, verschiebt den Horizont in endlos erscheinende Ferne. Anzutreffen ist sie in der Natur vor allem in der Ebene und am Meer,

Elfriede Skramovsky: Green screen, Kundenhalle der Lienzer Sparkasse, 2003.



dort wo die Änderung des Blickes schon einer großen Anstrengung bedürfte, um eine Änderung der Bildvorstellung zu bewirken. Ohne dem passionierten Frankreichreisenden eine einseitige Beziehung zu maritimen Gegenden zu unterstellen, bezeugen viele seiner Schöpfungen das gerade hier erlebbare Naturschauspiel.

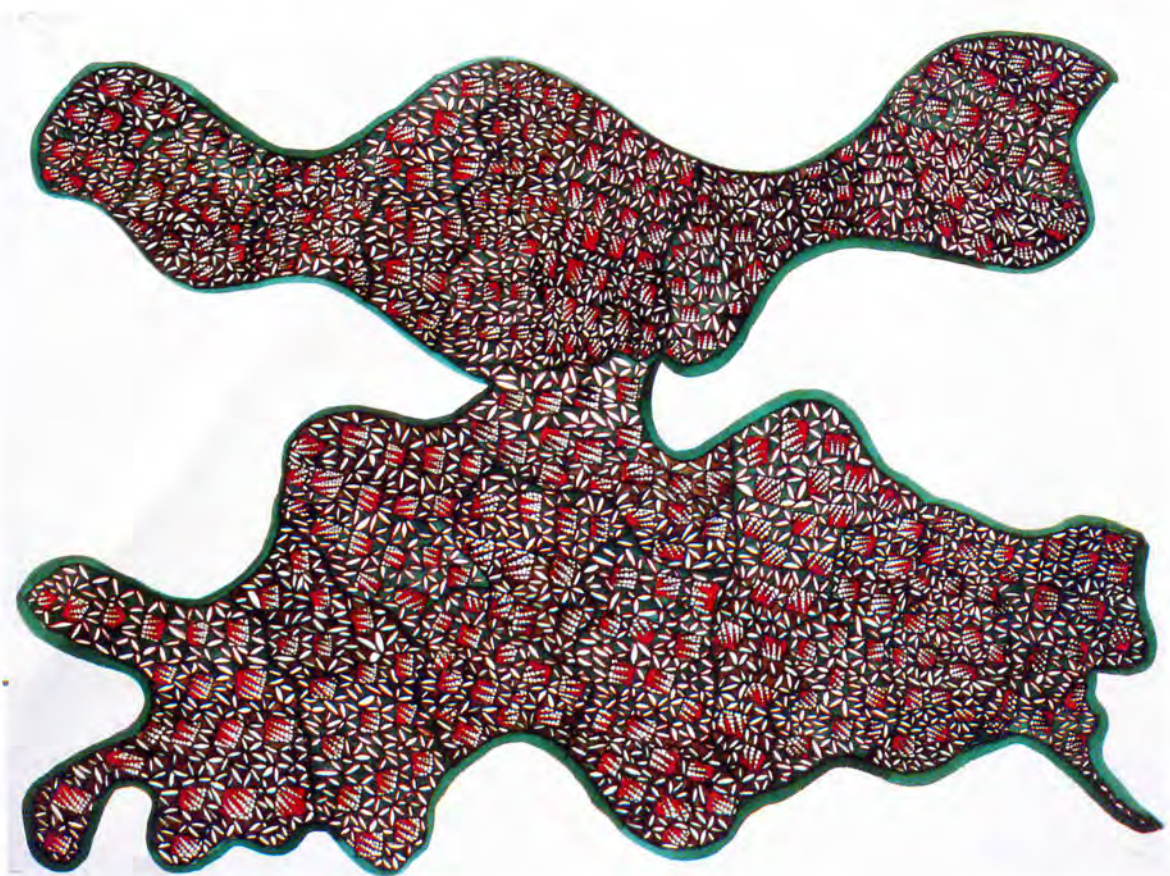
Nicht das Pathos und die theatralische Geste aber sind es, die Lois Salcher bevorzugt, sondern „die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse.“⁴

Figuriert also die Horizontale als Metapher für die an Unverrückbarkeit und Ewigkeit rührende Weite und für die Sehnsucht nach dem „Blick dahinter“⁵, bezeichnet die Vertikale Nähe, Begrenzung und Gliederung des Blickfeldes. Mit außerkünstlerischem Kalkül ist Salchers Kunst, die die Kritik gelegentlich neokonstruktiven Tendenzen anzuschließen versuchte, allerdings nicht beizukommen, denn zwischen den geometrischen Extremen finden unzählige poetische Feinheiten Platz. In bestimmter Paarung gestatten diese dem Betrachter schon einmal einen „kleinen Blick“ oder gar den großen „Durchblick“. Damit erin-

nert Salcher daran, dass seine Bilder, bei aller Abstraktion, sich immer noch auf die Umweltwahrnehmung gründen. Das Bild als „Fenster zur sichtbaren Welt“, das für die Maler eines halben Jahrtausends Gültigkeit besaß, seit es zur Zeit der Renaissance zum ersten Mal gefordert wurde, hat auch für ihn noch nicht ausgedient. War dieses Fenster aber ursprünglich einem illusionistischen Prinzip verpflichtet, erhebt Lois Salcher es zum Motiv einer Malerei, der nichts ferner liegt, als etwas vorzutäuschen. Es ist nicht nur die alte Pflicht der Kunst, Abbilder zu erzeugen, die uns zwingt, in noch so gegenstandsfernen Schöpfungen nach dem Wiedererkennbaren Ausschau zu halten.

Es ist die Wahrnehmung selbst, die Halt und Orientierung im Bekannten sucht. Es ist auch keineswegs verboten, Anhaltspunkten jenseits der Grenzen des Vertrauten nachzuspüren. Doch nichts scheint manchmal weniger vertraut als das Geheimnis eines Handwerks, das nur ganz wenige beherrschen und das ein Künstler sich überdies ganz auf seine subjektiven Bedürfnisse hin angeeignet hat.

Elfriede Skramovsky: Ohne Titel, Farbtinte auf Papier, 50 x 70 cm, 1997.

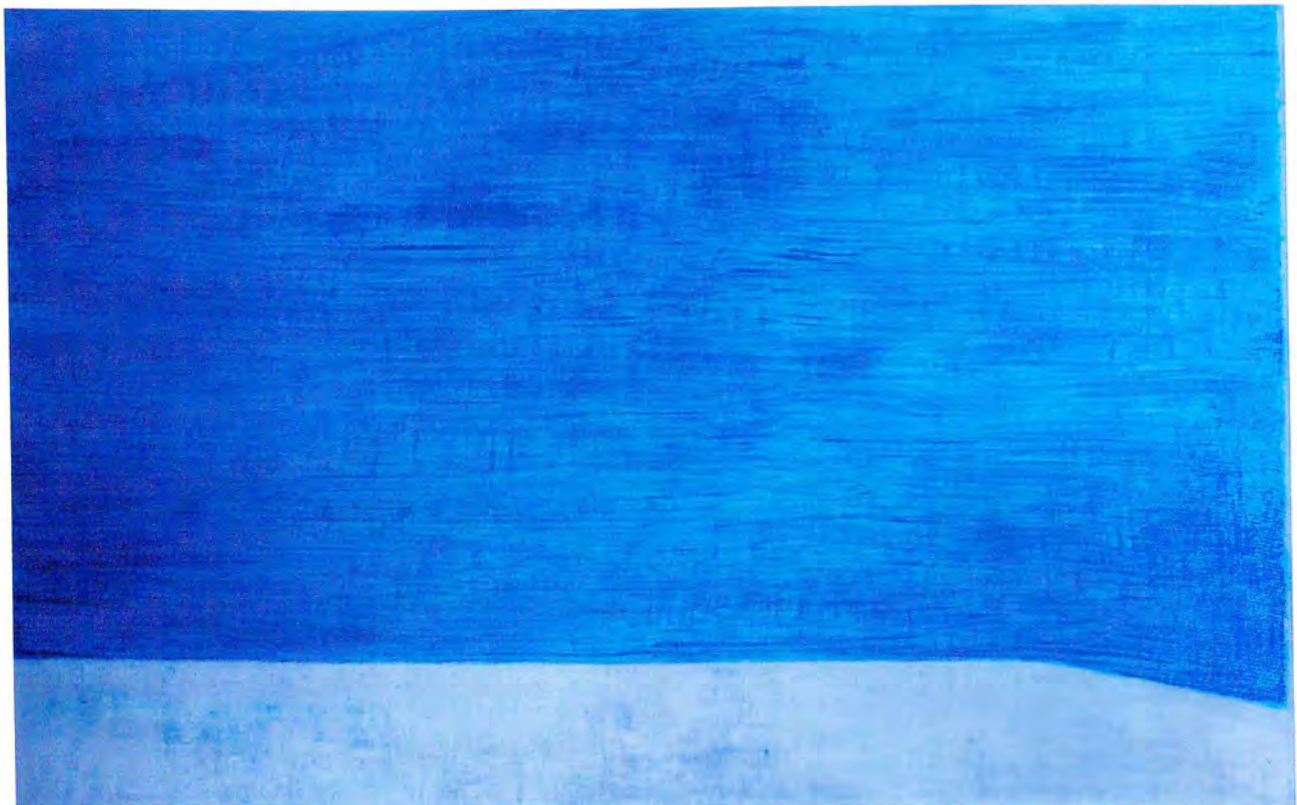


Die koloristische Wirkung seiner Gemälde erzielt Lois Salcher durch ein komplexes Übereinanderschichten dünner Farbaufträge, dem die tiefe Einsicht in die Eigenart des Materials zugrunde liegt. Vor allem durch die als selbstständiges Medium etablierten Papierarbeiten, in denen Wasserfarbe die Unmittelbarkeit der Niederschrift nachlesbar macht, wird der Malprozess für jedes Auge, das sich auf den Dialog einlässt, erfahrbar.

An diesem Punkt erlaubt uns Salcher auch das Vordringen zu Gedanken und Gefühlen: „Jede Farbe hat ihre spezifische geistige Emission, die in einem gewissen Maß variabel ist. Diese Variabilität ist abhängig von meinem Zustand, aber nicht grenzenlos. Ähnlich wie beim Dialog mit einem Menschen kann ich nicht vorher wissen, worauf er hinausläuft. Jede Farbe hat immer einen eigenständigen Charakter, der die Bildform beeinflusst. Und diese Qualität ist beim Rot von besonderer Intensität. Die Auseinandersetzung mit der reinen Farbe sowie der reifen Naturbeobachtung führt zu einer immer größeren malerischen Freiheit, in der Seh-Erlebnisse dem Bild den eigentlichen Klang verleihen.“

Auch Elfriede Skramovsky hat im Laufe ihres künstlerischen Schaffens die für ihr Wollen brauchbarsten Mittel optimiert. Sie bleiben jedoch Mittel, deren Abbild nicht der Zweck der künstlerischen Übung sein kann. Das öffnet ihre Arbeit dem Zugriff von außerhalb der Grenzen des eigenen Systems. Den „cross over“ initiiert sie allerdings nicht selbst, steht ihm, im Gegenteil, meist skeptisch gegenüber, auch wenn er ihr, wie 1997, im Rahmen des Projekts „multiple Autorenschaft“ die Teilnahme an der Documenta X in Kassel sichert. Das Konzept der Schwestern Christine und Irene Hohenbüchler, „so viele Hände am gemeinsamen Netzwerk zu beteiligen, dass man ihm nicht mehr ansieht, von wem welcher Faden gesponnen wurde“⁶, bestätigte sich vor allem an Skramovskys Beitrag. Symptomatisch dafür ist ein Foto, das die Zeitschrift „ART“ veröffentlichte: Es zeigt die Künstlerzwillinge, im Grünen sitzend, umwunden von einem endlosen Geflecht aus Hanfzöpfen. Die Ornamente, mit denen diese bemalt sind, entstammen größtenteils Skramovskys Pinsel. Sie selber aber sieht im Ornament nicht nur Verzierung und Veredelung einer höher einzuschätzenden Leistung,

Lois Salcher: Das Meer so still, Eitempera auf Leinen, 85 x 135 cm, 2000.



sondern erkennt sehr wohl die eigenständigen Möglichkeiten dieser leicht zu vereinnahmenden künstlerischen Disziplin.

Gemeinschaftsausstellungen, in denen Werke unterschiedlicher Künstler nebeneinander zu sehen waren, bildeten schon früh das Forum, welches Eigenständigkeit und Gleichberechtigung am einfachsten bewahrt. Manchmal wurden dabei aber auch Korrespondenzen entdeckt, die sich zu gemeinsamer Produktion verbinden ließen. Mit Elmar Trenkwalder gestaltete Skramovský eine Wand der 1997 eröffneten HTL in Lienz, wo ihre ornamentalen Figurationen durch die phantastischen Raumgebilde des Kollegen schweben und jene Zone definieren, in der die Funktionalität des Architekten in die Fiktion des Künstlers übergeht. 2003 nahm der Grafiker Reinhard Gruber eine Zeichnung Skramovskys zum Anlass, die von Peter Jungmann neu errichtete Kundenhalle der Lienzer Sparkasse virtuell zu begrünen. „Green Screen“, ein 25 m² großes, von floralem Wachstum überzogenes Glas, ist die Durchdringung von Zweckmäßigkeit und Ästhetik. In beiden Objekten schafft die gezeichnete oder gebaute Architektur dem Ornament einen Resonanzraum, in dem es erst ganz seine Schwingung entfaltet.

Fußnoten:

- 1 Ernst H. Gombrich, Ornament und Kunst. Schmucktrieb und Ordnungssinn in der Psychologie des dekorativen Schaffens. Stuttgart 1982, S. 75
- 2 Hans Sedlmayr, Die Revolution der modernen Kunst, Hamburg 1955
- 3 Gombrich, Ornament, S. 84
- 4 Lois Salcher bediente sich des Zitats von Friedrich Nietzsche zur Selbstcharakterisierung im Katalog der Ausstellung „Wider-Schein“. Aspekte des Religiösen in der österreichischen Gegenwartskunst, Innsbruck 1990, S. 62
- 5 Rudolf Ingruber in: Lois Salcher, Werkkatalog 2000, S. 11
- 6 Alfred Nemeček, Das Bild der Kunst, Hamburg 1999, Seite 202.

Lois Salcher: Durchblick, Wasserfarbe auf Papier, 56 x 76 cm, 2000.



Einen Ort betreffend

Uwe Ladstädter

Sicher lässt sich ein Ort beschreiben, auch eine Stadt. Wie sie sich dem von außen Kommenden auftut. Wie sie den in ihr Lebenden jene besonderen Augenblicke des verlegenen Innehaltens aufzwingt, die bei der Frage nach dem Wesen ihres Heimatortes notwendig entstehen. Das Gewebe der Straßen, ihre Symmetrie, die Richtung. Die Geborgenheit der Gassen und die unsichere Ratlosigkeit der Plätze. Die sogenannten öffentlichen Gebäude, keines wirklich geöffnet, die davon ausgehenden Ordnungsrufe. Die Form der Mauern, das Ziel der Wege. Die Summe der Möglichkeiten, sich in einer Stadt zu bewegen, sich zu zeigen und sich zurück zu ziehen.

Wenn es nicht ermüdet, die Aufzählung von Besonderheiten, die wo anders nicht so leicht zu finden sind, die jenem Platz und dieser Stelle einen Charakter verleihen sollen. Wenn die Beschreibung ihren Lauf nimmt, kann es nicht ausbleiben, dass die eigene Person in Bezug gesetzt wird, dass erst der Zusammenhang mit Erlebtem diesen Ort kennzeichnet. Es wird die Stimmung sein, manchmal nur das Aufblitzen eines Augenblickes, ein andermal ein immer wiederkehrendes Gefühl, das beim Erwähnen eines Namens nicht nur das Bild eines bestimmten Platzes entstehen lässt, sondern das, was jeder für sich als das Wesen eines Ortes bezeichnen wird.

Das Erkunden, das Finden, benötigt meine Anteilnahme. So kommt es, dass ich zu meiner Stadt Lienz unterschiedliche Gefühle entwickelt habe, die sich nicht nur in Zustimmung oder Ablehnung äußern konnten. In den Jahren dieser Beziehung schwand manches, das mir einmal unverbrüchlich fest erschienen war, anderes wieder entwickelte sich und reifte bis zur gefährlichen Nähe einer Abhängigkeit.

Als ich Laufen lernte, lief ich in den Luftschutzkeller. Als ich Spielen lernte, lagen die Häuser um uns herum in Trümmern, meine Mutter stellt in den Zimmern Eimer auf, die das Regenwasser auffangen sollten, das durch die Bombenschäden im Dach sickernde. Ich bin mit der Stadt gewachsen und habe sie kaum wahrgenommen. Bestimmte Plätze sind mir ans Herz gewachsen, weil ich mich dort öfter aufgehalten habe. Inzwischen kann ich mich kaum mehr an sie erinnern, eine ausführliche Beschreibung fiel mir schwer. Kommt das Gespräch mit Gleichaltrigen auf das Aufzählen von Orten und Begebenheiten jener Zeit, kann ich dabei das schale Vergnügen beim Auffinden vergessener Einzelheiten nicht nachempfinden. Sie haben Dinge verloren, die mir wichtig waren. Mir ist, als würden sie sich mit dem zu schnellen Einfügen von Erinnerungen in meine Gassen drängen.

Und wieder sind es Ereignisse, die mich mit der Stadt verbunden oder an ihr abgestoßen haben. So verwundert es mich heute auch nicht, dass ich nach jenen der Kindheit folgenden unfreundlichen Jahren, in denen ich mit der Schule, den Eltern und mir selbst gekämpft hatte, meiner Heimat erleichtert den Rücken kehren konnte. Nur weg! Das kleiner werdende Bahnhofsschild „LIENZ“, ohnehin nur kurz, verschwand schon vor der ersten Gleisbiegung. In einer anderen Gegend Österreichs, in der sich mir die Menschen und die Landschaft rauer und einfacher entgegenstellten, dauerte es noch ein paar Jahre, bis ich jene Zuneigung entdecken und sich entwickeln lassen konnte.

Wir hatten dort oben im nördlichen Waldviertel einen Lehrer, der uns nicht nur einmal schilderte, dass für ihn, den Flachländer, den größten Eindruck eine abendliche

Fahrt über den Iselsberg herunter zum Lienzer Talboden hinterlassen hatte. Er beschrieb, wie sich die roten, bizarren Wände der Laserzgruppe über die Passstraße geschoben hatten. Wie sich plötzlich das Tal und damit der Blick öffnete, rechts bis hinein zu den Gletscherfeldern des Großvenedigers, halbrechts und im Süden die schroffen Zacken und Zinnen der Dolomiten im krassen Gegensatz zu den weichen Linien der Almwiesen und Bergkuppen, die das Becken vom Nordwesten bis zum Nordosten eingrenzten und abrundeten. Wie sich die schimmernde Stadt zu seinen Füßen darbot, die ersten Lichter schon in Gruppen und Ketten, und näher kommend, das Weiche und Südliche der Palmen, Kakteen und Blumenrabatte neben den flanierenden Besuchern der Innenstadt.

Ich, der sich gerade in das Weite, Uneingegrenzte und sanft Hügelige eines konträren Landes verliebt hatte, war mit anderen Augen zurückgekehrt. Wenn ich ein Mädchen so weit gebracht hatte, in meinen alten VW-Käfer zu steigen, führte ich sie zu jener Kurve der Iselsbergstrasse, an der sich rechts der Eintritt in das Debanttal öffnet, geradeaus aber jener atemberaubende Blick über den Talboden. Ich stellte den Motor ab und zeigte ihr die Stadt mit jenen Worten aus dem Waldviertel, die ich früher nicht geglaubt hätte.

Nach zwei Beinahe-Verlobungen verlegte ich das Ziel dieser Ausflüge an unübersichtlichere und dunklere Stellen.

Wenn ich aus längerer Abwesenheit zurückkehren konnte, suchte ich und fand und hielt mich erleichtert an jenen vertrauten Eigenheiten fest, die mir die Erinnerung für einen bestimmten Menschen, für diese Wegbiegung oder jenen Talschluss als besonders kennzeichnend aufbewahren konnte. Eine Handbewegung vielleicht, die Art, den Kopf zu wenden, die Haare aus der Stirne zu streichen. Den Blick zu den Taxer Höfen vielleicht, an dem sich wenig geändert hat.

Auf dem Aussichtsturm der Venedigerwarte glänzt im verschwindenden Licht noch eine reflektierende Antenne über der schwarzen Linie des Schlossberg-Waldes. Dahinter zieht sich, etwas heller, der Bergrücken zur Hochsteinhütte hinauf, Grenze wiederum zu dem silbrigen Grau der weich ansteigenden Formationen des Bösen Weibeles darüber. Noch eine Reihe weiter hinten die undeutlichen Linien der Deferegger Alpen, schon vermischt mit den abendlichen Wolkenbänken, die sich in die hochgelegenen Bergflanken und Kare einsickern lassen und jene bunten Sonnenuntergänge verhindern, die in allen Urlaubsländern dieser Welt hinter Suchern und Objekten zu Standardmotiven verkommen.

Herunten, tief herunten zwischen dem Rathaus und den Zelten der Terrassencafés, wehen Märsche aus einer gelb-schwarzen Vergangenheit über den Platz. In Lienz hält sich, nur vordergründig für Touristen veranstaltet, das sommerabendliche Platzkonzert. Von den gesetzteren Einheimischen wird es je nach Alter und Geschmacksrichtung belächelt oder gelobt. Bestehen Beziehungen zum zweiten Flügelhorn oder einer Querflöte, können sich fachkundige Kommentare in die doch allgemeine, aber doch oberflächlichere Bewunderung bunttrachtiger Marketenderinnen mischen. Ein längerer Ausfall dieser Tradition würde das Bild, ja, das Wesen der Stadt traumatisch verändern. Kein Tourismusobmann und kein Gemeinderat könnte diese Zäsur unbeschadet überstehen, rechtschaffene und bis dahin über jeden Verdacht erhabene Verwaltungsbeamte müssten, würden sie das Platzkonzert verlegen oder gar verhindern, ihre Zelte in der Stadt abbrechen und ihr ohnehin kärgliches Brot künftig in der Wüste verdienen.

Das tiefe Blech, die zusammenfügenden Schläge der Trommeln, die Tongirlanden der Klarinetten, sind ebenso Bestandteile des Stadtwesens, wie die wippenden Hahnenfedern über dem frischen Sträußchen auf dem Trachtenhut, der dünne Marillenschnaps in den Holzfässchen, das Flanieren, das Grüßen und Begrüßen, das Wechseln der Seiten und Worte. Gleichzeitig mit den Musikkapellen aus Assling, Dölsach oder Rangersdorf füllt sich der Platz mit deren unmittelbarem Anhang, in die Gruppen der Touristen und Einheimischen mischen sich ungewohnte Ausdrücke und Wortmelodien. Lienz zeigt sich von seiner verbindlichen Seite, Treffpunkt und Mittelpunkt einer Region, vielleicht sogar einer eigenen Anschauung.

Die Stadt Lienz ist ein Lebensraum, dessen Klima nicht nur von Adriatief und Azo-renhoch beeinflusst wird, sondern von den Menschen, die sich hier artikulieren und produzieren. Gelegentlich neigen einige von diesen dazu, ihren Einfluss auf andere deshalb zu überschätzen, weil sie sich dem Verdacht hingeben, dass alle jene, die ihre Meinung nicht bei jeder Gelegenheit kundtun, keine hätten.

Frau R. zum Beispiel, findet Veränderungen nicht gut. Sie wünscht sich Blumenkisten und Fensterläden an der Liebburg, die sonst nicht zum Hauptplatz passen würde. Frau R. hasst moderne Kunst und alles, was sie dafür hält. Sie weiß, was unserer Stadt gut tut und was nicht. Sie weiß nicht, dass Lienz wenig Gelegenheit hatte, ein eigenes Erscheinungsbild, eine typische Architektur zu entwickeln. Wir waren bis vor hundert Jahren stark bäuerlich beeinflusst, wir waren immer arm. Dreimal ist die Stadt gründlich abgebrannt, nicht alles konnte wieder aufgebaut werden. Knapp vor dem Kriegsende zerstörten Bomben große Teile des Hauptplatzes. Was Frau R. für Architektur hält, ist damals mit wenig Geld mühsam aus dem Schutt geformt worden.

Herr H. schreibt für den Lokalteil einer Zeitung und mag es gerne schwarz oder weiß, gut oder böse. Er mag keine Zwischentöne, kein wenn und aber, eine subtile Darstellung der Zusammenhänge übersteigt die Länge der Kolumne, seine sprachlichen Möglichkeiten und sein Vorstellungsvermögen. Da das Leben in einer kleinen Stadt wie Lienz wenig an Sensationen bereithält und das tägliche Muss ihn vor sich herreibt, versucht er durch oberflächliche und vereinfachte Beschreibung, Verzicht auf Recherchen und gelegentliche Abirrungen vom Pfad der Wahrheit so etwas wie Emotionen bei den Lesern hervorzurufen. Vielleicht hofft er auf Entgegnungen, um ein Thema länger breittreten zu können. Vielleicht glaubt er die vereinfachten, groben Pinselstriche wirklich, die er zeichnet.

Je weniger über Zusammenhänge und Beweggründe bekannt ist, desto schneller wird ein Urteil gefällt. Wer viel gefahren ist, muss deshalb nicht mehr Erfahrung haben. Es genügt, sich bitter über den wöchentlichen Stau auf der Tirolerstrasse zu beklagen und dringend eine Umfahrung zu fordern, aber bitte nicht in Lienz, sondern irgendwo in den Umlandgemeinden, zwischen deren Kindergärten oder Volksschulen. Genauso müßig ist es, die Vergangenheit zu bemühen, eine Zeit, von der verschiedentlich angenommen wird, sie sei die bessere, mit weniger Problemen gewesen.

Als wir in den ersten Jahren nach dem Krieg in die Landeshauptstadt Innsbruck mussten, waren wir auf einen Autobus angewiesen. Die Bahnstrecke lag in Trümmern, ausgebrannte Waggons rosteten im Unkraut zwischen den Schienen, Bombenrichter fassten den Bahndamm von allen Seiten und bogen und zogen und senken ihn nach ihren ungenauen Zufälligkeiten. Wir konnten damals mit dem Wort Autobus kaum etwas Komfortables, Gefedertes, Belüftetes, geräuscharm Rollendes und eilends Dahingleitendes verbinden. Ganz im Gegenteil.

Der Gräf und Stift, der die schlimmen Jahre irgendwie überlebt hatte, war dicht besetzt, stickig, mit Taschen, Koffern und Rucksäcken überfüllt und mühte sich einen halben Tag durch schlechte Straßen im Pustertal und im Wipptal. Nach den ersten Kurven verbreitete sich ein ansteckender Geruch nach Erbrochenem. An der Grenze in Arnbach drängten sich fremde Uniformen zur Gesichts-, Ausweis- und Zollkontrolle zwischen die Gepäckstücke im Mittelgang, exakte Bügelfalten zwischen den Sitzen und den zerdrückten, verschwitzten Kleidungsstücken der Reisenden, jeder einzelne ein General aus einem fernen Land.

Später füllten wir die engen Läden hinter dem Grenzbalken, Kurzvisiten in verbrauchten Stehkneipen, mit niederen Weingläsern in der Hand, Chiantiflaschen in geflochtenen Körben, Weintrauben, Türkischem Honig für die Kinder, Puppen in Seidenkleidern und buntes Plastikzeug.

Daheim fehlten die Farben. Daheim steckten die Lebensmittel in Stanitzeln aus eingerolltem Zeitungspapier, der halbe Liter Magermilch schwappte in die mitgebrachte weißlackierte Kanne. Daheim duckten sich die wenigen Lastwagen noch unter die Unfarben des Krieges, unter fleckiges Braun und Grün, auf dem einen oder anderen rauchte noch der Holzgaskessel hinter dem Führerhaus. Aber hinter der Grenze! Der erste gelbe Tanklastwagen schrie mir die neue bunte Zeit entgegen.

Noch Jahre später, im ersten eigenen Opel Rekord, öffnete sich uns mit dem Schlagbaum eine reichere Welt. Solche Straßen! Solche Gasthäuser! Unsere Brüder – Osttirols Nationalratsabgeordneter Franz Kranebitter schloss jede seiner Reden mit einem Gruß an „unsere Brüder in Südtirol“ – standen breitbeinig vor ihren festen, schönen Häusern und Weinkellern, Besitz und Tradition hinter blauen Schürzen. Nicht, dass sie uns bemitleidet oder von oben herab behandelt hätten. Sie bemerkten uns parkplatzsuchende Osttiroler, die irgendwo weit hinten Zurück- und Dortgebliebenen, gar nicht, sie haben viel zu tun gehabt. Sie warteten auf die Alfas und Lancias, die aus Mailand oder Rom gekommen waren, auf die Borgwards und die Mercedes aus Deutschland, gestern und heute, vor und nach uns und doch immer vor uns.

Wir blieben auch nicht auf Urlaub, waren stets auf der Durchreise zum Bergsteigen, zum Schifahren, für eine Nacht zum Törggelen oder, noch häufiger, auf dem Weg zur Landeshauptstadt. Nicht in einem durch, wie heute. Mit lieb gewordenen Stationen auf einen Roten beim Schmieder in Innichen, auf einen Espresso in Welsberg, eine Pasta in der Post zu Bruneck. Proviant in Franzensfeste, Obst und Wein am Brenner. Wer heute mehr als zwei Stunden zwanzig Minuten bis nach Innsbruck braucht, erzählt das ungern. Bestimmt ein Trödler, ein armseliger Autofahrer, womöglich ein Anfänger und, schlimmer noch, Halter eines PS-schwachen Gebrauchtwagens. Der nicht weiß, wo es lang geht, an welchen Stellen überholt werden kann. Der besser mit dem Zug fahren oder daheim bleiben sollte, mit seinem LZ vor dem roten Tiroler Adler.

Zug um Zug. Das ist letztlich einer zuviel im Pustertal. Eigentlich ist der Zug schon abgefahren, wenn auch langsam. Drei Stunden vierzig Minuten für 180 Kilometer. Damals wärmte sich eine schmutzig-weiß/blau Dieselgarnitur Sommer wie Winter dröhnend um fünf Uhr morgens vor dem Heizhaus am Lienzener Bahnhof auf. Der „Triebwagen“ nach Innsbruck war eine Generation lang die Nabelschnur zwischen den Landesteilen, Übermittler von Angehörigen, Botschaften und Paketen.

Nach Arnbach hielt er auf freiem Gelände neben einem Holzhäuschen, Zollbeamte und Carabinieri besetzten die Türen, der Lienzener Lokführer wechselte auf den Ne-

bensitz. Bis zum Brenner durfte niemand ein- oder aussteigen. Kein Zutritt von Südtirol, kein Austritt nach Südtirol. Ein bewachter Transport durch ein bewachtes Land, ein dröhnender exterritorialer blauweißer Wurm.

Die Ausflugs- und Einkaufsfahrten am Wochenende „zur Grenze“ sind Geschichte. An Stelle des österreichischen Zollabfertigungsgebäudes erstreckt sich ein Holzlagerplatz. Etwas ist uns abhanden gekommen. Das Gefühl der Isolation legt sich nur unwillig, man hat uns unsere Sonderstellung genommen. Sogar die aus Volksschulzeiten ein- und vorgesagte Liebe zu dem ‚verlorenen‘ Land, ganz Deutschland ach, in Schmach und Schmerz, sieht sich einer nüchternen blauen Fahne mit goldenen Sternen im Kreis gegenüber. Aus den Nachbarn sind Interreg-Projekte geworden. Heute fürchten sich die Menschen hüben wie drüben nicht mehr vor dem Feind, der ins Land herein will. Heute ängstigen wir uns vor Tourismusflauten, Inflation, Pensionskürzungen und der globalisierten Weltwirtschaft.

Herr S. führt Reisegruppen durch die Stadt und unterhält sie gerne mit launigen Anekdoten. Er lobt die Osttiroler Bescheidenheit und vermutet, dass wir unser Licht zu oft unter den Scheffel stellen. S. schimpft über Beamte, Banken und Ausländer, weil das seiner Erfahrung nach den meisten Anklang findet. Ich vermute, dass sich der Anteil an kroatischen, holländischen oder ungarischen Bankbeamten bis zum Ende der Führung verringern wird.

Ich kenne Menschen, die sich vorwiegend im Hintergrund aufhalten und die ihre bescheidenen, aber deshalb nicht unbedeutenderen Kreise, im leichten Plauderton um sich ziehen. Andere bevorzugen den Platz im Rampenlicht, genauer: auf der Rampe und im Licht vieler Spots. Damit bezeichnet man eine Lampenart; sie dient zur Erhellung und nicht, wie manche vermuten, zur Verspottung. Wichtigstes Arbeitsgerät auf der Rampe ist das Mikrofon, dessen Antipoden, die Lautsprecher, mit Hilfe mehrerer Kleinkraftwerke zum Dröhnen gebracht werden. Verallgemeinernd kann vermutet werden, dass die Bedeutung dessen, was in das Mikrofon hinein- und aus den Boxen herausdringt, von den Verursachern dieser Belästigung grob überschätzt wird. Entsprechend mühsam quält sich der herbeigebettelte Applaus durch die erste Reihe der Herumstehenden, was zur Annahme berechtigt, dass ohne Verstärker auch nicht weniger geklatscht werden würde. Diese spezielle Art von Menschen, deren Wirken ohne den sprudelnden Fluss öffentlicher Steuermittel nicht denkbar wäre, hat irgendwann einmal den Albtraum kleinstädtischen Abendfriedens erfunden: Das Sport-Großveranstaltungs-Rahmenprogramm.

Schon Tage vorher kündigt sich uns dessen Wichtigkeit dadurch an, dass ein Lastkraftwagen des städtischen Bauhofes, groß, breit und gelblichtwichtig, an jeder Kreuzung anhält und Absperrgitter ablädt. Mit jedem Stück, so meinen die Veranstalter, wächst die Bedeutung des kommenden Ereignisses und deren Helfer. Gleichzeitig entstehen für das niedere Volk Futterstellen und Tränken, in denen das Produkt der Großsponsoren verkauft werden soll. Für die Elite unter uns, das sind all jene, die überall zum Umtrunk und Imbiss auf Steuerzahlerkosten eingeladen werden und selten so arm sind, dass sie sich das Essen nicht selbst bezahlen könnten, errichten fleißige Hände ein VIP-Zelt, das ausschließlich dazu dient, dass sich die eingeladenen Nichtzahlenden unter keinen Umständen mit den zahlreichen Zahlenden treffen oder gar vermischen könnten.

Bezeichnet der Advent die Freude auf die Ankunft, so freue ich mich bei vielen Events auf deren Ende und Abbau. Zum Unterschied zum Advent, der sich auch nicht

mehr so leise nähert, wie ehemals, liegt die Stärke eines Events besonders in der Lautstärke und endet gewöhnlich mit einer Siegerehrung, bei der Funktionäre in Anzug und Krawatte Preise, die ungern gespendet wurden, an Teilnehmer vergeben, die eigentlich schon früher heimfahren wollten. Veranstalter mit viel Geld belohnen ihr Publikum gelegentlich mit einem Feuerwerk. Damit nähern wir uns wieder dem Advent, nach dessen Gabenverteilungshöhepunkt so manche Kerze und mancher Sternspritzer zu einem respektablen Feuerwehreinsatz geführt haben. Der Feuerwehr bleibt es auch überlassen, nach diesen Events die Spuren der Begeisterung, wie Glascherben, Magen- und Blaseninhaltsreste aus den Häuserecken zu spülen.

Da Brände heute rar geworden sind, kann man diese Reinwaschung noch als Übung für Schlauch und Mann gelten lassen. Seit die Landwirte um Lienz ihr Heu in Plastikfolien verklebt auf den Wiesen liegen lassen, benötigen sie zur Selbstentzündung schon ein Feuerzeug. Auch die Hausbrände sind in der Statistik unten durch, seit sich die Kamine an der Fernwärme erkaltet haben. Zur Erinnerung an bessere Zeiten mit richtigen Bränden veranstaltet die Feuerwehr alljährlich eine Floriani-Prozession. In Ausgehuniformen und glänzenden Helmen zeigen die Freiwilligen Stärke, Bereitschaft und Ausrüstung. Für die wenigen Kleingeister, die der neuen Funkleitzentrale, dem Rosenbauer-Großtankwagen und all den hochmodernen Spezialausrüstungen nicht trauen, wird auch die Statue des Heiligen Florian mitgetragen. Sicher ist sicher. Zudem hatten die Stadtväter nach den katastrophalen Bränden im April 1609, im Mai 1723 und im April 1798 diesen Umgang versprochen. Heute halten manche Beschlüsse des Gemeinderates nur bis zur nächsten Sitzung.

Auf dem Weg vom Johannesplatz zum Hauptplatz begründen die Tische einer in die Fahrbahn der Andrä-Kranz-Gasse springenden Terrasse des Adlerstüberls den Beginn der Fußgängerzone. Der bis dahin noch gelegentlich fließende Verkehr wird hier von der Hans-von-Graben-Gasse abgeleitet, aufgesaugt und zum Südtirolerplatz weitergereicht, wo er spätestens vor dem neuen Kino zum Erliegen kommt. Die Fußgängerzone am Hauptplatz ist eine romantisierend wohlmeinende Bezeichnung für ein Gebiet, auf dem weit mehr gegessen als gegangen wird. Das Schlagwort ‚Nichts geht mehr‘ kann für deutsche Wirtschaftsplaner eine Formulierung aus der Horror-Szene sein, die Cafétiers in Lienz sehen das anders.

An den ersten Tischen, gleich neben dem Eingang zum Restaurant, finden sich Abend für Abend Fritz und Klaus, Sepp, Michel und einmal der, einmal jener, lehnen sich mit dem Rücken zur Wand, nippen an ihren Weingläsern, mustern den Strom der Passanten und kommentieren die Weltlage. Lienz betrachtet seine Gäste, die Gäste betrachten Lienz.

Wie sie diese Stadt erleben, wird von Person zu Person verschieden sein und wird sich wohl kaum mit dem decken, was Frau R., die Herren H. und S. oder die philosophierenden Freunde vor dem Adlerstüberl mit diesen Häusern und Plätzen verbindet.

Sollte durch Umstände, auf die ich wenig Einfluss nehmen kann, bei einem der Besucher eine ähnliche Zuneigung entstehen, so lege ich Wert auf die Feststellung, vorher da gewesen zu sein.



Der Schweizer Hirtenhund Cora des Gasthofes Unterwöger in Obertilliach begleitet fürsorglich italienische Touristen auf die Jesacher Alm, wie der Wirt, Herr Josef Lugger, anerkennend feststellt - ein Fremdenführer ohne nationale Vorurteile.

Unten: Holzhäuser und Holzvorräte in Obertilliach.



Obertilliach und das Cadore

Eine lange Beziehung und eine kleine Geschichte.

Es war kurz nach dem Ende des 2. Weltkrieges im Jahre 1948. Österreich war wieder Österreich und nicht mehr die Ostmark. In der 4. Klasse der Volksschule Mühlau bei Innsbruck wurden die österreichischen Bundesländer und ihre Hauptstädte besprochen. Die Kinder sollten etwas über die einzelnen Städte sagen. Über Klagenfurt wusste niemand etwas, bis der kleine Wendelin schüchtern seine Hand hob und sagte, seine Großmutter wäre in Klagenfurt geboren. Daheim erzählte er seine Wortmeldung stolz seiner Mutter. Mutter machte aber ein betretenes Gesicht, murmelte etwas von „nicht wichtig“ und meinte, er solle das wieder vergessen und mit seiner Großmutter besser über Obertilliach reden. Offensichtlich Unangenehmes lag in der Luft. Wendelin akzeptierte es, dass über den Geburtsort der Großmutter der Mantel des Schweigens gebreitet wurde.

Dieser Mantel hielt, bis Wendelin mehr als 8 Jahre später ein Gelübde einlöste und als Dank für bestandene Matura barfuß von Obertilliach nach Maria Luggau wallfahrten ging. Ein hartes Unterfangen, waren es doch hin und zurück 20 Kilometer und es war damals noch eine Schotterstraße. Der Wallfahrtsort Maria Luggau liegt knapp hinter der Tiroler Grenze. Es ist dies eine alte Tiroler Grenze, geht sie doch zurück auf die Diözesaneinteilung von Karl dem Großen. Damals die Grenze zwischen dem Patriarchat Aquileia und dem Bistum Saeben (später Brixen). Die Muttergottes von Maria Luggau gilt in Osttirol als besonders segensreich und wird oft besucht. In Obertilliach hat einmal eine fromme Frau behauptet, die Gebete zur Maria „in der Luggau“ seien deshalb so wirksam, weil die Muttergottes von Luggau eine Schwester der Muttergottes von Absam sei.

Nach der Wallfahrt besuchte Wendelin den Friedhof in Obertilliach und dort das Grab seiner inzwischen verstorbenen Großmutter. Im schönen und mit Lüftlmalereien geschmückten alten Weilerhaus erfuhr er von Tante Hanna – einer sehr interessierten und schriftstellerisch begabten Weiler-Tochter – die Hintergründe der Geburt seiner Großmutter. Er erfuhr dabei eine kleine

Geschichte, die ein Licht über die damalige Sittenstrenge und die damit verbundenen Härten wirft, aber auch einen Einblick in die wechselhaften Beziehungen zwischen Obertilliach und dem südlich des Karnischen Kammes in Italien gelegenen Cadore.

Das Gebiet von Tilliach soll ursprünglich von Bauern aus dem Cadore als große Rossalm genützt worden sein. Ob die daraus abgeleiteten Rechte der Grund dafür waren, dass später immer wieder von Cadorinern Überfälle auf das kleine, ganz aus Holz gebaute romanische Hausendorf Obertilliach unternommen wurden, lässt sich heute schwer feststellen. Nachgewiesen aber sind blutige Auseinandersetzungen zwischen Cadorinern und Tilliachern und nachgewiesen ist die ständige Bedrohung des Dorfes durch Brandlegung und nachgewiesen ist auch, dass bis 1448 die Grenze nicht am Karnischen Kamm verlaufen ist, sondern unten im Tilliacher Tal. Diese Talposition der Cadoriner stellte eine besondere Gefährdung für Tilliach dar. Im Jahre 1448 wurde dann mit der Republik Venedig als der Besitzerin des Cadore eine Grenzvereinbarung getroffen und die Grenze auf den Karnischen Kamm verlegt. Das Gebiet von Obertilliach gehörte damals etwa zu zwei Dritteln den Bischöfen von Brixen und zu einem Drittel den Grafen von Görz.

Die blutigen Überfälle gingen aber auch nach dieser Grenzberichtigung weiter. Der letzte große Angriff von Cadorinern auf Obertilliach fand im Rahmen des Krieges Kaiser Maximilians gegen Venedig statt. Man schrieb das Jahr 1512. Dann wurde es für 400 Jahre bis zum 1. Weltkrieg im Wesentlichen ruhig an dieser Grenze zwischen Obertilliach und dem Cadore. Dies war die Voraussetzung dafür, dass sich gute Handelsbeziehungen zwischen diesen Gebieten entwickelten. In erster Linie ging es um Vieh und vor allem auch um Holz. Oberitalien hatte einen großen Bedarf an gutem Bauholz und in Tilliach wuchs gutes Holz. Als Mittel zwischen dieser Nachfrage und dem Angebot traten die Cadoriner auf. So besuchten oft große Cadoriner Holzhändler das kleine Dorf mit seinem großen Holz-

schatz, aber auch mit seinen fleißigen Menschen. So kam auch um das Jahr 1870 der wohlhabende Holzhändler Giovanni Bapt. de Donar – seine alte Cadoriner Familie geht urkundlich bis ins 12. Jahrhundert zurück – oft in Obertilliach vorbei um über „Stammlen“ zu verhandeln. Dabei besuchte er auch den kleinen Laden neben der Kirche, um sich vor allem auch mit österreichischen Tabakwaren einzudecken. Den Laden führte Kreszenz Oberhammer, eine hübsche Frau in den besten Jahren aus Aufkirchen im Pustertal. Kreszenz war mit ihrer Schwester, die den Weiler-Wirt geheiratet hatte, nach Obertilliach gekommen. Damals war das Pustertal von der Mühlbacher Klause bis zur Lienzer Klause eine Einheit mit vielen persönlichen Verbindungen und niemand hätte sich denken können, dass dieses Tal, das so eng zusammengehörte, einmal durch eine Staatsgrenze durchschnitten werden wird.

Kreszenz führte ihren Laden in einem Zimmer des alten Weilerhauses neben der Kirche. Giovanni schien nicht nur am Tabak, sondern auch an Kreszenz Gefallen gefunden zu haben. Er stieß offenkundig auf Gegenliebe und dies blieb nicht ohne Folgen. Für die angesehene Obertilliacher Familie eine schwierige Situation. Kreszenz wollte den „Denar“ wie sie ihren späteren Mann immer nannte, nicht heiraten, weil sie ihn für ein lebenslanges Bündnis doch zu wenig kannte. Weite Röcke und Schürzen dürften lange Zeit die Situation verheimlicht haben. Als aber die Stunde der Geburt nahte, wurde sie in das ferne Klagenfurt geleitet, um dort in der Fremde ihre Tochter Emma zur Welt zu bringen. Ohne Heirat war dann aber an eine Heimkehr nach Obertilliach mit einem Kind offenbar nicht zu denken. So musste sich Kreszenz in Lienz ein Zimmer mieten und zog dort ihre Tochter auf. Giovanni kümmerte sich in dieser Zeit sehr um Kreszenz und ihr gemeinsames Kind Emma. Nach vier Jahren fasst Kreszenz endgültig Vertrauen und willigte in eine Heirat ein. Damit erst war der Weg frei für eine Heimkehr nach Obertilliach.

Den größten Teil des Jahres verbrachte die junge Familie im Cadore. Emma bekam eine gute Erziehung in ausgewählten italienischen Pensionaten und eine Ausbildung in italienischen Schulen. In den Ferien war sie aber immer in ihrem geliebten Obertilliach. Jung heiratete sie einen tüchtigen Lehrer aus Nordtirol, der bald Schulspektor für ganz Südtirol wurde und damit zu-

ständig auch für das heutige Osttirol. Daneben war er auch ein begabter Kartograph. Seine Landkarte von Tirol hing auch nach dem 2. Weltkrieg noch in entlegenen Schulen Nord- und Südtirols und zeigte das alte Kronland Tirol.

Da die ersten zwei Kinder schon im Säuglingsalter verstarben, beschloss man, die nächsten zwei Kinder von Ammen aufziehen zu lassen, die von den Verwandten aus dem Cadore vermittelt wurden. So floss Cadoriner Blut und Nahrung aus Cadoriner Milch in den Adern der beiden Mädchen. Emma unterhielt rege freundschaftliche Beziehungen mit den Verwandten ihres inzwischen verstorbenen Vaters. Dies endete allerdings, als während des 1. Weltkrieges im Mai 1915 Italien die Fronten wechselte und Österreich den Krieg erklärte. Vor allem, als durchsickerte, dass Italien in einem Geheimvertrag als Entgelt für diesen Wechsel Südtirol bis zum Brenner und dem Toblacher Feld versprochen wurde, wuchs die Empörung. In Obertilliach erlebte Emma – sie war in frühen Jahren Witwe geworden – mit ihren beiden Töchtern, dass der Karnische Kamm wieder eine feindliche Grenze war und dass Obertilliach von dort aus beschossen wurde. Wieder bestand große Brandgefahr, und nach 400 Jahren lebten in Obertilliach die alten Feindschaften gegenüber dem Cadore wieder auf. Der Karnische Kamm musste von schlecht gerüsteten aber tapferen Standschützen und jungen Burschen aus dem Dorf blutig verteidigt werden. Vor dem Gästehaus Obererlacher oberhalb des Weiler-Hofes steht heute noch ein alter Leiterwagen mit Handbremse. Auf diesem Wagen wurden die gefallenen Standschützen aus dem Tilliacher Tal nach Tilliach gezogen. Emma wollte in ihrer Vaterlandsliebe nicht nachstehen und zeichnete mit ihrem ganzen schönen Erbe, das sie von ihrem Vater aus dem Cadore erhalten hatte, österreichische Kriegsanzüge. Der Krieg ging verloren, das Vermögen war weg und die Heimatstadt Bozen lag auf italienischem Staatsgebiet. Die Ausrottung deutscher Kultur und Sprache war nun Ziel der italienischen Faschisten. Entsprechend groß war der Widerstand, aber auch der Hass gegen Italiener. Emma brach die Beziehungen zu den Cadoriner Verwandten

Rechts: Ein herrschaftliches Haus in Sappada (im Cadore, früher Bladen genannt), davor ein Stadel, Einfluss der Tiroler Holztechnik.

Die Gegend südlich des Karnischen Kammes wurde angeblich von Villgraten aus besiedelt.

ab. Die zwei Töchter beendeten ihre Lehrerausbildung. Die Ältere wurde gleich nach Italien versetzt, weil in Südtirol eine deutsche Lehrerin nicht unterrichten durfte, die Jüngere unterrichtete illegal in Bozen in deutschen Katakombenschulen.

Jedes Jahr im Mai, wenn es in Bozen warm wurde, brach Emma ins kühle Obertilliach auf, um sich hier in Wäldern und Wiesen zu erholen, aber auch um ihren poetischen Neigungen nachzugehen. Dabei kam sie auch öfters auf das Tilliacher Joch. Dort traf sie einmal Leute aus dem Cadore. In perfektem Italienisch machte sie ihrem Unmut über Italien und das Vorgehen der Faschisten Luft. Carabinieri kamen dazu, knapp auf italienischem Staatsgebiet wurde sie wegen Beleidigung der italienischen Nation verhaftet und ins Cadore in das Land ihres Vaters abgeführt. Sie wollte nicht, dass die italienischen Verwandten etwas erführen oder sie etwa unterstützten. Nach drei Tagen erkannte man offenkundig, dass Emma doch keine Gefahr für das Mussolini-Reich war und sie wurde entlassen und nach Bozen ge-

bracht. Die italienischen Verwandten erführen nie etwas von diesem Abenteuer, das so den Zwiespalt zeigte, der ihr Leben bestimmte.

Emma übersiedelte dann zu ihrer jüngeren Tochter und deren Familie nach Innsbruck. Sie durfte nach dieser Übersiedlung aber nicht mehr nach Südtirol einreisen. Sie starb im Jahre 1954 und wurde, ihrem großen Wunsch entsprechend, in Tilliach beigesetzt. Dort, wo ihr Leben unter schwierigen Umständen seinen Anfang genommen hatte. Der Geburtsort Klagenfurt war auf ihrem Grabkreuz nie zu lesen.

Die Verbindung mit den italienischen Verwandten nahm ihre ältere Tochter wieder auf, und sie meinte schon damals, dass der Völkerhass doch nicht alle Bande zerstören könne.

Heute, 50 Jahre später, schmerzt noch die Zerreißung Tirols, aber über den Karnischen Kamm führt ein Friedensweg, die Grenzbalken sind entfernt und ein vereintes Europa soll die letzten Reste des Völkerhasses überwinden. Für die Urenkel von Kreszenz und Giovanni ist auch der Geburtsort Klagenfurt kein Problem mehr.



Hans Wielander
Durchsicht

In der großen Stube wird gefrühstückt. Wir sind in Osttirol, auf dem Hof „Ze Schneider“ in Hollbruck. Der Kaffee weckt allmählich die Geister, die Blicke beginnen zu schweifen über das Hochpustertaler „Oberland“, über Sillian, über die Bergkuppe des Thurntalers, weit hinein in die hier entstehenden Täler, bis in die „Innereien von Villgraten“.

Vor dem Bau der Verbindungsstraßen waren die meisten Höfe nur zu Fuß, mit Reittieren oder auf Schlitten- und Karrenwegen erreichbar. Die Bewohner wussten trotzdem alles voneinander. Ahnungen, entstanden aus gleichem Lebensrhythmus, verbanden die Menschen miteinander.

Erzählt wird - als etwas ganz Selbstverständliches - eine rätselhafte Begebenheit. Auf einem weit vom Bach entfernt liegenden Hof hörte der Bauer das Klappern einer Mühle. Ganz deutlich. Er selbst hat es gehört, sein Sohn und auch der Großvater. Nicht aber die Bäuerin. Der Mann konnte es sich nicht erklären, war aber sicher, dass irgend jemand Hilfe brauchte. Deshalb ging er zum Pfarrer und ließ eine Messe lesen. Als er heimkehrte, war das Mühlenklappern immer noch vernehmbar. Also gab er zwei weitere Messen in Auftrag; erst jetzt verstummte das Geklapper.

Was war geschehen? Fast hatte der Bauer den Vorfall vergessen, als er nach einiger Zeit seinen Nachbarn traf. Der erzählte ihm, er wäre beinahe umgekommen und zwar beim Versuch, mit dem Beil das völlig verschneite und eingefrorene

Mühlrad vom Eise zu befreien. Dabei rutschte er aus und fiel in den Schacht - zwischen Rad und Mauer - und zwar so unglücklich, dass er immer tiefer versackte. Er konnte sich kaum noch bewegen. Niemand hat im einsamen Mühlental seine Hilferufe gehört. Dann aber war plötzlich alles ganz leicht geworden und er hat sich mühelos befreien können.

Tessenberg, Anras, Abfaltarn, Bichl... weit verstreute Siedlungen auf Berghängen... die Menschen hier wissen alles voneinander, erfahren genau, was wo gebaut wird, wer mit wem geht, wem die Frau davongelaufen, wer krank ist und wer bald sterben wird. Wieviel der Bergbauer auf der anderen Talseite noch Vieh hält...alles wissen sie, sehen und beobachten es mit scharfen Augen oder mit dem „Gugger“, denn hier besitzt jeder ein Fernglas. Blicke gleiten über Hanglagen und durchdringen Wälder. Durchsicht wie durch gläserne Berge“ - so erklärt Maria dieses Mitwissen.

Schengen

Die Landschaft wird zum Theatersaal mit Parterre und Bühne. Berghöfe sind Logenplätze im alpinen Opernhaus. Von hier aus blicken die Zuschauer auf die Talsohle und warten auf die nächste Szene des Stückes Fortschritt „da unten“.

Wir unterhalten uns über so ziemlich alles, wozu Tee und Kaffee anregen. Also wird beim Betrachten und Aufklopfen des Frühstückeies auch



über politische Schizophrenie gesprochen. Tirol, Südtirol, Osttirol... das sind Bezeichnungen, die erst um 1920, also nach dem Ersten Weltkrieg gebräuchlich wurden. Durch Zerreißen des Landes in drei Stücke. Mit besonders widersinnigen Folgen für das langgestreckte Pustertal. Zerschnitten wurden dichtbesiedelte Kulturräume mit gleicher Geschichte und Sprache. Hatten die Bauern ihre Wiesen jenseits der Grenze, mussten sie es sich nunmehr gefallen lassen, dass ihre Heufuder mit spitzen Eisenstangen nach Schmuggelware durchsucht wurden. Geschmuggelt wurde freilich viel. Wunderbar einsame Übergänge entlang der neuen Grenze lockten. Vieh wurde über die Jöcher getrieben, Zigaretten, Wein, Sacharin - je nach Marktlage bald herüber, bald hinüber getragen. Schmuggel ist manchmal rentabel, oft aufregend, meist demütigend.

Schizophrenie bedeutet Spaltungsirresein. Wir wollen dieses Irresein überwinden, „uns“ wieder kennen lernen, Zusammenhängendes wieder zusammenschauen, kulturelle Bindungen pflegen, Übergänge wieder begehen. Ohne uns gegenseitig zu belauern.

Wirtschaftliche Niederlassungen, Freizügigkeit des Arbeitsmarktes und des Personenverkehrs... all das ermöglicht das zweite Abkommen von Schengen. Dies ist der Name eines luxenburgischen Dorfes, in dem die Beseitigung der Landesgrenzen innerhalb der europäischen Union

beschlossen wurde. Das Abkommen für den freien Personenverkehr ist am 1. April 1998 in Kraft getreten. Die Grenze lustvoll überschritten wurde bereits am Vorabend.

Ein gesamttiroler Feiertag, fühlbar besonders bei uns in Südtirol, am stärksten im Pustertal.

Tauern

Die Salzburger Erzbischöfe sicherten einst die Tauernübergänge für den einträglichen Salzhandel, errichteten Tauernhäuser und ein Pfleggericht in Matri. Die Tauernwirte mussten Schneestangen aufstellen. Tauernknechte - Vorläufer des heutigen Bergrettungsdienstes - gingen bei Nebel und Schneetreiben mit Nebelhörnern und Glocken die Wegstrecke ab, um verirrte Wanderer zu retten. 1874 wurden 20 italienische Arbeiter, die zum Bau der Salzachtalbahn über die Tauern gehen wollten, aus dem Schneetreiben errettet.

Durch den Bau des Eisenbahnnetzes erlosch der einst rege Fernverkehr über die Tauern fast zur Gänze; das Einzugsgebiet der Isel war plötzlich außerhalb der Verkehrswelt. Verdienstmöglichkeiten bot immerhin der stets wachsende Fremdenverkehr und Hochgebirgstourismus. Viele aber mussten sich außerhalb des Heimattales Arbeit suchen, in aller Welt.

Eine entscheidende Wende brachte erst der Bau der Felbertalstraße, mit der 1962 begonnen wurde. Ein Kuriosum: Am Pfingstmontag 1965 wurde die erste Kuh durch den 5,2 km langen, noch halb fertigen Tunnel nach Mittersill getrieben. Am 25. Juni 1967 wurde die Felbertauernstraße eröffnet, die als erste Straße Österreichs den Al-

Links: Stallfenster in Bichl, bei Matri.

Unten: Lienz, Schloss Bruck, Aussichtsgalerie im Wehrturm.



penhauptkamm in einem Tunnel quert. Osttirol wurde damit wiederum zum Vermittler zwischen Nord und Süd.

Die Osttiroler Seele

In der getäfelten Stube, in der wir frühstücken, wurden einst Knechte untergebracht, früher, als es für die Heuernte auf diesem großen Hof 80 Hände brauchte; diese Stube soll auch ein Versammlungsort für die Vorbereitungen des Aufstandes von 1809 gewesen sein. Jetzt planen wir aber etwas Friedliches. Wir - Maria, Herbert und ich -, wir beschließen uns „Durchsicht“ zu verschaffen über dieses Land der Kelten, Römer, Ladiner, Slawen, Bajuwaren, Italiener und mit Hilfe vieler Mitarbeiter Wege zu öffnen, vor allem auch nach Südosten. Bischöfe aus Aquileja, Salzburg, Brixen und die prunkvollen Herrschaften der Görzer und Tiroler hinterließen eine vielseitige Kultur.

In der engen Schlucht unten tost die Drau, die

nach Kärnten und Slowenien fließt; sie wird Grenzfluss zwischen Kroatien und Ungarn, mündet behäbig nach 740 km als breiter Strom im Donau - Theiß - Zwischenstromland. Batschka heißt dieses große, fruchtbare Treibsandgebiet. Als Ursprung der Drau gilt das Toblacher Feld; im Namen steckt das slawische Wort *drave* mit der Bedeutung „schnell dahinfließend“.

Wir unterhalten uns über Urbilder, Archetypen, über Aufschüttungen und Schichten, über Bausteine der Osttiroler „Seele“:

Denken mit Händen, Minnesänger und Künstler, ritterlicher und religiöser Impetus... Schuttflora. Handgefertigte Häuser und Gebrauchsgegenstände - auch Kunstwerke entstehen durch denkende Hände. Füße denken tastend, suchend, sichernd, tragend, führend, steigend, federnd, rutschend, lenkend. Denkschritt

Ein Minnesänger mit religiöser Berufung war der Kunsthistoriker Josef Weingartner. Er wurde 1885 in Dölsach geboren und ist 1957 in Meran gestorben. Von ihm stammt unter anderem die



umfassende Beschreibung der Südtiroler Kunstdenkmäler; diese mehrbändige Dokumentation wurde zu einem richtigen Volksbuch. Das Werk dieses Priesters verbindet alle Teile Tirols, friedlich und unwiderlegbar.

Weingartner war zudem ein hervorragender Essayist und Novellist, also ein Erzähler, war Burgenforscher, Sänger, Liebling der Frauen, also ein richtiger Minnesänger mit ritterlichen Idealen.

Vom großen wirtschaftlichen Aufschwung lange vergessen, entwickelten die Osttiroler vor allem ihre künstlerische Begabung als Maler und Musiker, als Schreiber und Sänger. Viele mussten das Land verlassen - wie fahrende Gesellen - und versuchten sich als Glücksritter im „Ausland“.

Weil sich aber Osttirol ständig benachteiligt fühlte, wurde eine entsprechende Kultur des Jammerns entwickelt. Ein Ministerialbeamter meinte dazu: Werden OsttirolerInnen mit Führungspositionen betraut, wird dies nicht als Wertschätzung, sondern als Ausdruck des schlechten Gewissens gewertet. Es soll nur davon abgelenkt werden, dass Osttirol eigentlich immer benachteiligt wurde!

„Tirol an Isel und Drau“ - in diesem Titel fließen Isel und Drau friedlich zusammen. Früher wurde Osttirol meist mit dem Pustertaler Drautal gleichgesetzt; dieser vor allem in Südtirol üblichen Einschätzung soll hier entgegengewirkt werden. Die Isel ist an ihrem Zusammenfluss mit der Drau etwa dreimal größer; auch das Iseltal ist verglichen mit der Drauschlucht ein breites Tal mit eigenständigen Tallandschaften und uralten Übergängen.

Da wäre noch der Begriff „Schuttflora“ zu klären; er stammt aus dem Bereich der Blumen- und Bodenkunde. Die hier häufige Großblütige Gämswurz besitzt die besondere Kraft, sich äußerst bescheiden mit schotterigem Boden zu begnügen, weit hinauf zu klettern, bis in den Schutt der Berge - in voller Schönheit und Lebensfreude.

Links: Harpfen mit Holzgerüsten für die Heuernte auf der Pustertaler Höhenstraße bei Tessenberg.

Unten rechts: Bankgebäude auf dem Hauptplatz von Lienz, Architekt Raimund Abraham.

Folgende Doppelseite: Alpenvereinskarte aus dem Jahre 1921 - das Südtiroler und Osttiroler Pustertal noch ohne eingezeichnete Staatsgrenze.

Auch der Felbertauern Tunnel - die Lebensader des Iseltales - ist noch nicht eingetragen.



penhauptkamm in einem Tunnel quert. Osttirol wurde damit wiederum zum Vermittler zwischen Nord und Süd.

Die Osttiroler Seele

In der getäfelten Stube, in der wir frühstücken, wurden einst Knechte untergebracht, früher, als es für die Heuernte auf diesem großen Hof 80 Hände brauchte; diese Stube soll auch ein Versammlungsort für die Vorbereitungen des Aufstandes von 1809 gewesen sein. Jetzt planen wir aber etwas Friedliches. Wir - Maria, Herbert und ich -, wir beschließen uns „Durchsicht“ zu verschaffen über dieses Land der Kelten, Römer, Ladinier, Slawen, Bajuwaren, Italiener und mit Hilfe vieler Mitarbeiter Wege zu öffnen, vor allem auch nach Südosten. Bischöfe aus Aquileja, Salzburg, Brixen und die prunkvollen Herrschaften der Görzer und Tiroler hinterließen eine vielseitige Kultur.

In der engen Schlucht unten tost die Drau, die

nach Kärnten und Slowenien fließt; sie wird Grenzfluss zwischen Kroatien und Ungarn, mündet behäbig nach 740 km als breiter Strom im Donau - Theiß - Zwischenstromland. Batschka heißt dieses große, fruchtbare Treibsandgebiet. Als Ursprung der Drau gilt das Toblacher Feld; im Namen steckt das slawische Wort *drave* mit der Bedeutung „schnell dahinfließend“.

Wir unterhalten uns über Urbilder, Archetypen, über Aufschüttungen und Schichten, über Bausteine der Osttiroler „Seele“:

Denken mit Händen, Minnesänger und Künstler, ritterlicher und religiöser Impetus... Schuttflora. Handgefertigte Häuser und Gebrauchsgegenstände - auch Kunstwerke entstehen durch denkende Hände. Füße denken tastend, suchend, sichernd, tragend, führend, steigend, federnd, rutschend, lenkend. Denkschritt

Ein Minnesänger mit religiöser Berufung war der Kunsthistoriker Josef Weingartner. Er wurde 1885 in Dölsach geboren und ist 1957 in Meran gestorben. Von ihm stammt unter anderem die



umfassende Beschreibung der Südtiroler Kunstdenkmäler; diese mehrbändige Dokumentation wurde zu einem richtigen Volksbuch. Das Werk dieses Priesters verbindet alle Teile Tirols, friedlich und unwiderlegbar.

Weingartner war zudem ein hervorragender Essayist und Novellist, also ein Erzähler, war Burgenforscher, Sänger, Liebling der Frauen, also ein richtiger Minnesänger mit ritterlichen Idealen.

Vom großen wirtschaftlichen Aufschwung lange vergessen, entwickelten die Osttiroler vor allem ihre künstlerische Begabung als Maler und Musiker, als Schreiber und Sänger. Viele mussten das Land verlassen - wie fahrende Gesellen - und versuchten sich als Glücksritter im „Ausland“.

Weil sich aber Osttirol ständig benachteiligt fühlte, wurde eine entsprechende Kultur des Jammerns entwickelt. Ein Ministerialbeamter meinte dazu: Werden OsttirolerInnen mit Führungspositionen betraut, wird dies nicht als Wertschätzung, sondern als Ausdruck des schlechten Gewissens gewertet. Es soll nur davon abgelenkt werden, dass Osttirol eigentlich immer benachteiligt wurde!

„Tirol an Isel und Drau“ - in diesem Titel fließen Isel und Drau friedlich zusammen. Früher wurde Osttirol meist mit dem Pustertaler Drautal gleichgesetzt; dieser vor allem in Südtirol üblichen Einschätzung soll hier entgegengewirkt werden. Die Isel ist an ihrem Zusammenfluss mit der Drau etwa dreimal größer; auch das Iseltal ist verglichen mit der Drauschlucht ein breites Tal mit eigenständigen Tallandschaften und uralten Übergängen.

Da wäre noch der Begriff „Schuttflora“ zu klären; er stammt aus dem Bereich der Blumen- und Bodenkunde. Die hier häufige Großblütige Gämswurz besitzt die besondere Kraft, sich äußerst bescheiden mit schotterigem Boden zu begnügen, weit hinauf zu klettern, bis in den Schutt der Berge - in voller Schönheit und Lebensfreude.

Links: Harpfen mit Holzgerüsten für die Heuernte auf der Pustertaler Höhenstraße bei Tessenberg.

Unten rechts: Bankgebäude auf dem Hauptplatz von Lienz, Architekt Raimund Abraham.

Folgende Doppelseite: Alpenvereinskarte aus dem Jahre 1921 - das Südtiroler und Osttiroler Pustertal noch ohne eingezeichnete Staatsgrenze.

Auch der Felbertauern Tunnel - die Lebensader des Iseltales - ist noch nicht eingetragen.







Bildnachweis:

Andergassen Leo, Seite 9 unten, 56, 72
Bodini Gianni, 65 oben und unten
Bliem-Scolari Elenora, 208-210, 212, 213, 215
Felbertauern Gesellschaft, 11, Umschlagbild mit Tunnel
Gaggl Lisl, 221, 229
Hatzler Josef, 146, 148, 146-151
Hofer-Zeni Herbert, 7 zweimal
Institut für Klassische und Provinzialrömische Archäologie
der Universität Innsbruck, 35-46
Kulturamt der Stadt Lienz, 203
Kröll Heinz, 160-162
Liebherr Hausgeräte Lienz, 178 unten, 179
Mair Walter, 48, 100, 107-125, 188
Nussbaumer Herbert, 192-199
Oberwalder Zita, 62 rechts, 63 links
Pizzinini Meinrad, 57-63, 73
Rainer Gottfried, 10 unten
Retter Wolfgang, 96-99, 102, 103
Retter Wolfgang jr., 226
Sissi von Gottstein, 136 links
Stiftung Max Weiler, 200, 201, 204-207, 292-295
Tourismusverein Obertilliach, 137 und 138 oben, mitte und 139 rechts oben
Vaverka Innsbruck, 208-215
Wielander Hans, 7 unten, 8, 9 oben, 15, 16-21, 24, 32-34, 47, 49-55, 64 zweimal, 66-68, 70, 75, 79,
126-139, 141-143, 168-178 oben, 182, 184-187, 189-191, 236-243

Weitere Bilder haben geliefert: Gottfried Kühebacher, Replerhof, Villgrater Natur, Unterassinger KEG

ARUNDA 65
Tirol an Isel und Trau

ISBN 3-7066-2375-7

Buchhandelpreis 29,00 Euro

ARUNDA
Kulturzeitschrift
1-39028 Schlanders, Hauptstraße 10
Tel. & Fax 0473-730103 (vom Ausland 0039-473-730103) e-mail: info@arunda.it
homepage: www.arunda.it

Redaktion:
Dr. Hans Wielander, Gianni Bodini,
Gerhard Mumelter, Paul Preims
Verantwortlich: Dr. Volker Oberegger

LIEFERBARE TITEL DER ARUNDA

Anton Frühauf, Meran •• Brot im südlichen Tirol •• Das Kreuz mit der Identität •
Franz Tumler •• Musik in Südtirol •• Elemente • Kinder •• Begegnung Engelsburg •
Verknüpfungen •• Hutterer • Peter Fellin •• Die Arche • Das Unterdach des Abendlandes •
Alois Kuperion •• Dauerbrenner Südtirol •• Unter schwarzbrauner Diktatur •
Heu und Stroh •• Sand und Schnee • Gottfried Marsoner •
Kastanien im südlichen Tirol •• Et in arcadia ego •• Riveselchu • Post ••
Musica alpina III / IV ••• Der Schweif des Kometen • Milch •
Natur bin ich •• Pennarias •• Requiem für die Welt •
Ulten •• Steine / Sassi •• Largo • Vinschgau abstrakt ••• Der Eschenbach ••
Kreuzweg Hochberg •• Mythos Gletscher •• Tirol an Isel und Drau •••

• Einfachnummer 10 Euro •• Doppelnummer 20 Euro ••• Dreifachnummer 30 Euro

Das Jahresabonnement kostet 45 Euro und umfasst 4 Verrechnungspunkte
Abonnementbetreuung durch die ARUNDA Redaktion in Schlanders

Günstige Bezahlung aus dem Ausland mit Euroscheck oder mit
Postüberweisung, Post-Kontokorrent Nr. 12413399 - Arunda Schlanders

Bankverbindungen:

Raiffeisenkasse Schlanders Arunda - Konto BBAN: L 08244 58920 000300205681
IBAN: IT 21 L 08244 58920 000300205681 SWIFT: RZSBIT21034

Südtiroler Sparkasse Schlanders Arunda - Konto BBAN: 6045 58920 000000100100
IBAN: IT 15 R 06045 58920 000000100100 SWIFT: CRBZIT2B024

Südtiroler Volksbank Schlanders Arunda - Konto BBAN: F 05856 58920 047570012000
IBAN: IT 81 F 05856589200 47570012000 SWIFT: BPAAIT2B047

Vertrieb im Buchhandel

loewenzahn in der StudienVerlag Gem.m.b.H., Amraser Straße 118
A-6020 Innsbruck; Fax 0043-512-395045-15
e-mail: order@studienverlag.at

oder
Studienverlag Bozen, Pillhof 25, I-39100 Bozen;
e-mail: studienverlag@tin.it
homepage: www.loewenzahn.at

Förderer:

Südtiroler Landesregierung, Amt für Kultur
Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Wien
Die Raiffeisenkassen

